

Die anmut des frauenleibes ...

Friedrich Salomo Krauss





Die Anmut

des

Frauenleibes

von

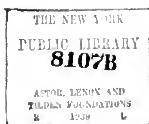
Dr. Friedrich S. Krauss.

Mit nahe an dreihundert Abbildungen nach Originalphotographien.

11. Tausend.



Leipzig,
A. Schumann's Verlag.
1904.



Druck von August Pries in Leipzig.

Dem Freunde

James Mooney

in Washington D. C.

zugeeignet

von

Friedrich S. Krauss.



Aus einem unedierten Wiener Album.

Eine Wienerin, 19 Jahre alt. (Vater Čeche, Mutter eine Deutsche).

Griechisch klassischer Typus.



Aus dem Atelier des k. u. k. Hofphotographen Erdélyi in Budapest.

Vorwort.

Das schönste in der Welt — ein holdes Weib.
Oehlenschläger.

Sie sassen in Gesellschaft, sprachen von diesem und jenem und vor allem über die Frauen, die alles Übel in die Welt gebracht, die alle männermordenden, länderverwüstenden Kriege seit jeher verursacht hätten. Ja, fragte da ein galanter Franzose, was klagt ihr, als ob es sich verlohnte um einen anderen Preis als um der schönen Frauen willen in den Kampf zu ziehen? Bei einer anderen Gelegenheit fragten sie einen Franzosen, was auf Gottes Erden das begehrenswerteste sei. La femme! — Et puis? — Rien!

Beide sprachen mir aus der Seele, aber wie Mephisto zu Faust, so auch ich:

Ich sage Fraun; denn ein für allemal
Denk ich die Schönen im Plural.

Wahr ist das alte Wort: la plus belle est celle qu'on aime, doch ich liebe sie alle, die schönen Frauen, denn „ihr Wesen atmet Harmonien, erhaben über Leidenschaft" (Puškin). In meines Daseins reicher Abwechslung stiess mir mannigfachstes Leid zu, aber ich richtete mich immer wieder an der Schönheit der Frauen auf. Ugo Foscolos Frage: che? lo spettacolo della bellezza basta forse ad addormentare in noi tristi mortali tutti i dolori? muss ich frohbewegt aus meines Lebens Erfahrung heraus bejahen. „Wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohltut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit grösserer Gewalt auf den äussern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Übereinstimmung". Jeder gesunde Mann erkennt sich in diesem Falle einem Goethe als wahlverwandt. Auf mich und Leute meiner Art trifft Heydenreichs Ausspruch zu:

Wenn dir für jede Schönheit die bildende
Natur ein warmes, fühlendes Herz verlieh,
Glanz wird umher dein Leben strahlen,
Frieden dir tönen der innere Richter.

Es wäre ein schweres Vergehen, wollte ich meine seelischen Errungenschaften kleinlich nur für mich behalten, statt die anderen über die vis superba formae (nach

Johannes Secundus) aufzuklären. Frei und unumwunden will ich von den Frauen reden, sie rühmen und loben, den Tadel aber bei Seite lassen, wenngleich ich die Fehler wahrnehme; denn ich sage und frage mit Grillparzer:

Es ist das Weib vom Selbst des Manns ein Teil,
Und wer hat seinen Arm sich abgehaun,
Weil er ihm nicht gefiel, den Fuss verkürzt,
Weil er zu lang, das Auge ausgebohrt,
Weil braun es war, nicht blau?

Plato belehrt uns im Gastmahl, am Anfang der Dinge wären Mann und Weib eines gewesen, nein, sage ich, nicht gewesen, sondern sie haben gar nie aufgehört eins zu sein. Alle Versuche der Weltverbesserer, einen Damm zwischen Mann und Frau aufzurichten, sind noch allezeit verlorene Müh geblieben. Ein altarabischer Dichter erzählt:

Tiefe Kenner der Natur,
Alte Weisen sagten aus:
Fände sich im Weltenhaus
Nur ein Mann, ein Weibchen nur,
Und im fernen Osten wär,
Sie daheim, im Westen er, —
Beide zögen so sich an,
Dass sie fiengen an zu wandern,
Und das eine bei dem andern
Käm am Ende richtig an.

Darum bekenne ich mich offen und ohne Scheu zum Frauenlob. Mich beirrt darin nichts, am wenigsten das herkömmliche Geschimpfe über die Schlechtigkeit und Minderwertigkeit der Frauen. Jeder beherzige die weise Ermahnung des čechischen Dichters Jan Svatopluk Machar:

Und schlug ein Weib dir alles auch in Scherben,
Was du in seliger Zeit erträumt, all Glück,
Und stürzte sie dein Dasein ins Verderben,
O schmäh sie nicht in bittrem Augenblick!
O fluch ihr nicht! Sie ist ein Kind an Macht,
Und Klugheit nur und Ahnung ihre Stützen;
Sie schlägt dir Wunden, bloss um sich zu schützen!

Den Schönen muss man unablässig schönes sagen und dann erst recht, wenn sie dich mit unwirrscher Miene abweisen, sie vertrügen keine Komplimente. Beifall, Lob, Schmeichelei, Liebkosungen gewähren nur eine sehr kurze Überzeugung und sie machen erst durch ständige Wiederholung einen nachhaltigen Eindruck und schliesslich gewöhnt man sich so sehr daran, dass man selber daran glaubt, so an die Echtheit des erteilten als empfangenen Lobes. Überdies kann man nie der Lüge überwiesen werden, wenn man schönen Frauen einredet, dass sie einem wohlgefallen, am Ende weiss man es oft selber nicht, ob man nicht doch wahr spricht.

Ich wählte mit Fleiss eine Form der Aussprache, die ohne dem Ernst und der Wichtigkeit des Gegenstandes Abbruch zu tun, möglichst weiten Kreisen gebildeter Männer leicht verständlich sein dürfte. Mir schwebt nichts geringeres vor, als auf eine gefällige



Aus einem nichtveröffentlichten Wiener Album.

Eine Čechin, 23 Jahre und eine Rumänin, 26 Jahre alt.

Weise sowohl die Männer als die Frauen zum beharrlichen Nachdenken über die Frauen anzueifern. Dem Manne ist das Weib das unterhaltendste und darum ist jede Belehrung über die Schönheiten des Weibes für den Mann, viel mehr noch für das Weib unendlich unterhaltlich und förderlich. Wir haben, gestehen wir es offen, noch eine Menge von Unterlassungsünden gut zu machen. Bisher hat die Menschheit gar zu viel gegen das Weib gefrevelt und es ist schon viel gewonnen, wenn wir unsere Nachlässigkeit einsehen und einbekennen. Warum sollten wir nicht reuig Einkehr halten und uns bessern, zumal da der Vorteil, den wir erlangen können, offenkundig zu Tage liegt?

Der Fehler, warum die Frau in der Forschung übel fortkommt, liegt darin, dass die allermeisten Schriftsteller, die über die Weiblichkeit schreiben, keine genügende Kenntnis von den Vorarbeiten anderer erwerben. Das Werk von Ploss-Bartels bildet eine rühmenswerte Ausnahme durch seine ungeheure Stofffülle und deren wissenschaftliche Verarbeitung und doch ist es noch so lückenhaft, dass ich zwei Bände, förmlich zu seiner Ergänzung schreiben konnte, um ein dort angefangenes Kapitel auszuführen.

Man schwefelt uns noch gar zu viel in einen Grössenwahn von Kultur und Fortschritt hinein, während man uns in Wirklichkeit noch immer mit armseligen Brocken mittelalterlicher Scheinweisheit abspeist, aber man ist weit entfernt, dafür zu sorgen, Lehrstühle zu gründen, damit das Studium der Fraueneigenheit eine systematisch allseitige Förderung erfahre. Mit anderen Worten, das Leben und Streben unserer Mütter, Schwestern, Gattinnen und Töchter erscheint den Gewalthabern weitaus weniger einer ernsten wissenschaftlichen Pflege wert und würdig als etwa die kläglichen, weil unliterarischen und unkünstlerischen sachlich schalen Machwerke meist selbst dem Namen nach verschollener, ungebildeter slavischer Klostermönche. An den schönen Frauen allein liegt es, hierin eine Wandlung zum besseren zu schaffen. Anstatt sich, wie bisher, mit nichtigen, für sie eigentlich beschämenden Schmeichelreden abfertigen zu lassen, sollten sie ihren endlosen Einfluss aufbieten, damit auch die Frauenforschung als ein berechtigter Zweig der Wissenschaft vom Menschen aufhöre, fast lediglich Gegenstand der Untersuchung von Liebhabern zu sein.

Keineswegs verhehle ich mir, dass meine im ethnologischen Gesichtkreise errungene Anschauung ohne grossen Beifall bleiben wird, einstweilen gewiss, aber ebenso gewiss drängt alle Entwicklung des Menschengeschlechtes zur Klärung der Stellung des Weibes im unerlässlichen Daseinskampfe, damit der Mann zur klaren Einsicht gelange, was er am Weibe besitze und das Weib wisse, was sie zu tun hat, um ein menschenwürdiges Leben abzuspinnen.

Über die Ausschreitungen byzantinischer Bilderstürmer, über die Kunstdenkmälerzerstörungwut der Vandalen ist man längst einig, sie als die schmachvollsten Äusserungen bildungfeindlicher Barbarei zu verdammen. Vom Standpunkte der Kunst mag man dem Urteil beistimmen, auch der Forscher und Gelehrte wird auf Seiten des Künstlers stehen, aber vergessen wir nicht, dass wir vom Bau mit unserer Liebhaberei in der verschwindenden Minderheit sind und es voraussichtlich auch bleiben werden; denn die Mehrheit der Menschen, denen nur wirkliche Kultur, nicht ausschliessliches ästhetisch historisches Empfinden vonnöten ist, verdankt, ohne es zu ahnen, ein gut Stück ihres Glückes der Vertilgung jener Bollwerke und Hilfwerkzeuge unfruchtbarer, ja, in ihren Wirkungen durchaus kulturfeindlicher kirchlich-religiöser, mystisch transszendentaler Empfindungen und Vorstellungen. Als bei der Belagerung Wiens i. J. 1848 eine Bombe in die k. k. Hofbibliothek einschlug und das Palais in Brand steckte, sagte der berühmte Anatom Hyrtl zu einem Freunde, mit dem er zugleich den Löscharbeiten zuschaute: ‚Es sollte diese und mit ihr alle Bibliotheken in Flammen aufgehen, damit die Naturwissen-

schaft endlich einmal von dem auf der Menschheit lastenden Alp unnützer Weisheit befreit werden möge!"

Unzählige an Autorität gewöhnte und in Gläubigkeit erzogene Menschen dürften über diesen Ketzerausspruch entsetzt sein und ich fühle es ihnen nach, ohne mich mit ihnen völlig einig zu fühlen. Was würde es z. B. verschlagen, wenn all der überkommene mystische Afterglaube dogmatisch kirchlicher und gesellschaftlicher Art, womit sie unsere Mütter, Frauen und Töchter zu Menschentieren untergeordneten Ranges hinabdrücken, ausgerottet würde? Warum soll das biedere Weib, das mich unter Schmerzen geboren, unter unbeschreiblichen Entsagungen grossgezogen, das meinem Erzeuger die höchsten Wonnen mit ihrer Liebe spendete, das ihn entzückte und beglückte, nicht als voller Mensch gelten? Warum sollte ich als denkender Mann in voller Reife meines Verstandes nicht unbefangen den herrlichsten Reizen der Frauen nachspüren dürfen, um meines kurzen Erdenwallens froh zu werden? Warum soll ich mich für haltlose Hirngespinste mit Mystizismus verpichter Köpfe lebhaft interessieren und dabei das schönste auf dieser Welt, das schöne Weib verächtlich übersehen müssen? Warum auf die mich erquickende Liebe und köstliche Lebensfreude Verzicht leisten und dafür bange Angst, ertötende Trostlosigkeit, unheimlichen Fanatismus, widernatürliche Verachtung von Anmut und Schönheit des Frauenleibes eintauschen?

Das Räsonieren allein verstimmt nur und führt nicht zum besseren. Ich habe es erkannt, worauf es ankommt, lediglich in erster und letzter Reihe auf die Erwerbung und Behauptung der Schönheit. Da muss man ansetzen. „Die Manifestation der Idee als des Schönen ist ebenso flüchtig als die Manifestation des Erhabenen, des Geistreichen, des Lustigen, des Lächerlichen. Dies ist die Ursache, warum so schwer darüber zu reden ist", sagt Goethe und ich füge hinzu, dass alles theoretische reden darüber nahezu zwecklos ist. Darum rede ich nicht viel von Begriffen der Schönheit, sondern hauptsächlich von den Greifbarkeiten der Schönen, um sie zu preisen; denn:

Heil der Schönheit, die dem Erdenbürger
Ganz allein versüsst das flüchtige Dasein!
Alles andre täuscht das Herz mit eitlen
Leeren Bildern. Ruhm und Geld und Würde
Haben keinen noch beglückt in Wahrheit.
Nur die Schönheit lehrt den Erdenbürger,
Dass das Glück kein blosser Wunsch und Traum ist,
Nein, zu fassen ist mit beiden Armen! (Platen, Die Abassiden IX.)

Der Amerikaner M. T. Finck macht die treffende Bemerkung, dass Hässlichkeit eine Sünde und die erste Pflicht des Menschen die Pflege der Schönheit ist. Gut, man beachte aber, dass Kultur Pflege bedeutet und dass der Weg zur Kultur nur durch Förderung und Erhaltung der Schönheit führt. Nicht Geld- und Güterbesitz ist wahrer Reichtum, sondern Schönheit, und die führenden Völker der Erde waren jeweilig immer die schönsten. Als sich die Germanen vor zwei Jahrtausenden in Rom unangenehm fühlbar machten, waren ihre Frauen ob ihrer Schönheit berühmt und das Volk besass eine bedeutende, eigene Kultur, deren hohen Wert nicht der klassische Philolog, sondern allein der Völkerforscher nach Gebühr abzuschätzen berufen ist, als aber Deutschland im Mittelalter zertrümmert darniederlag, waren die deutschen Frauen ob ihrer Unschönheit geradezu berüchtigt. Erst im XIX. Jahrhundert erholte sich die germanische Frauenschönheit wieder, vorerst im Süden und Osten, dann im Norden und nicht zum geringsten in England seit der Entwicklung der britischen Weltmacht, die sich auch anschickt, zur ersten Kulturmacht der Welt zu werden.

Meine Absicht ist, den Gesichtkreis meiner Leser zu erweitern und ihren Geist zu erheitern. Mit dem schweren Geschütz der Gelehrtheit rückte ich nicht heraus, nur ab und zu liess ich merken, dass ich für den Bedarffall auch damit gerüstet wäre. Meine Richtschnur ist La Fontaines Ermahnung:

> Loin d'épuiser une matière,
> On n'en doit prendre que la fleure.

Ich befleissigte mich möglichster Zurückhaltung in Gefühlausbrüchen; denn dabei pflegt meistens die Aufmerksamkeit zu ermüden, die sich den tatsächlichen Erscheinungen zuwenden soll. Das sicherste Mittel, einem den Genuss einer Speise zu verleiden, ist, sie mit einer zu ausgiebigen Tunke zu würzen. Wo die Frauenschönheit für sich allein beredt spricht, wirkt die wortreiche Erläuterung häufig als eine Störung. Ich bin kein Bildererklärer, sondern ein Schriftsteller, ein Ethnolog, in dessen Büchern ausnahmlos der Gedankeninhalt die Hauptsache, die Bilder jedoch nur eine Zutat sind, die nebenher zur klareren Verständlichkeit der Worte beiträgt, nicht wesentlich unentbehrlich, aber auch nicht müssig überflüssig ist. Auf diese Weise dienen die Bilder als ein freier Kommentar zu meinen Worten. Wie männiglich bekannt, befriedigen uns selten die Kommentare, aber trotzdem greifen wir immer wieder zu kommentierten Ausgaben von Schriftwerken, weil uns mitunter selbst Unzulänglichkeiten der Erklärungen zur rascheren Fassung eines eigenen Urteils verhelfen und uns auf die richtige Fährte leiten. Hier aber handelt es sich nicht so sehr um meine Ansichten als um die Schönheit der Frau im Spiegel des Völker- und Dichtergedankens. Dazu bedarf es Bilder aus aller Welt.

Im möglichst zulässigen Umfange zog ich daher die Dichter verschiedener Zeiten und Völker zu Rate. Nach Schönheit lechzt des Dichters Herz und Sinn:

> Er steigt hinab in den schwarzen Schacht,
> Taucht in des Ozeans Wellen,
> Und sucht der roten Rubinen Pracht
> Und bricht die Perlen, die hellen. (Geibel.)

Ins nüchterne Deutsch übersetzt heisst dies, der Dichter bemüht sich um die Ergründung der Frauenschönheit. Der Dichter begreift die holden Frauen als Gesinnungverwandter viel tiefer und liebevoller als der nur wissenschaftlich denkende Kopf. Der gewöhnliche Mensch ist nur einmal, der Dichter immer Zeit seines Lebens verliebt. Des Alltaggesellen einmalige Liebe nennt man passend eine Jugendeselei, die ewige Liebe des Dichters Schönheitfreude. Wer die Frauen will verstehen, muss in Dichterlande gehen. Die Unzahl von Reisebeschreibungen und vielleicht auch der Aufschwung der technischen Literatur brachte es in den letzten drei Jahrzehnten mit sich, dass die Dichterwerke in den Hintergrund traten. Im Taumel des Entdeckung- und Erfindungrausches vergass man über die Gebühr der reichen geistigen Schätze, die in den Dichterwerken ruhen. Freilich, nicht in allen, sondern nur in den Werken der grossen Dichter. Wer aber verdient diesen Namen? Nur der, so die Frau zu schauen und zu erkennen verstanden. Aus den grossen suchte ich zu schöpfen, um sie wieder zur Geltung zu bringen und meine Leser zu erfreuen. Dichter und Frauen, Schönheit und Anmut ergänzen einander wie Auge und Gefühl, wie Liebe und Genuss.

Manchem wird es befremdlich auffallen, dass ich aus den Dichterwerken des jüngsten Deutschlands fast gar keine Belege anführe. Es geschah keineswegs aus Missachtung der frischen Knospen und Blüten unserer Literatur, vielmehr bloss aus gebotener



Aus einem nichtveröffentlichten Wiener Album.

Eine Rumänin, 26 Jahre alt.

Vorsicht; denn allzuviele der Herren sind auf einmal erschreckend erwerbtüchtig geworden, schliessen sich zu Gilden zusammen und bedrohen bald einen mit gerichtlichen Klagen wegen unbefugten Nachdrucks.

Ausnehmend verpflichtete mich mein hochverehrter Freund Carl Poll in Wien, indem er meiner Arbeit mit liebevollstem Verständnis folgte. In der Literatur allseitig bestens bewandert, ein Dichter dazu, regte er mich vielfach im einzelnen an. Sein wohlerwogenes Urteil und feines Empfinden in ästhetischen Fragen kamen mir und dem Buche überaus gut zu statten. Mit seiner Anteilnahme an der Gestaltung des Werkes erwarb er sich meinen und wohl auch meiner Leser bleibenden Dank.

Mein Bestreben war darauf gerichtet, sowohl in den ‚Streifzügen' als in diesem Buche nur besonders charakteristische Frauentypen eines jeden Menschenschlages jeder geographischen Provinz zu bringen. Diesmal legte ich das Schwergewicht auf die Schönheit. Es erheischt eine gewaltige Übung in der Beurteilung der Frauenschönheit, bis unsereiner auch die aussereuropäischen, nicht hellhäutigen Frauen schön und anmutig findet. Wir dürfen uns durch unser angewöhntes Urteil nicht beirren lassen; denn wie bereits Lichtwer erkannte:

Es kömmt bei allen Nationen
Der Vorzug auf den Ort mit an.
Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen.

Andauernde, unbefangene Betrachtung wird so manchen Leser überzeugen, dass die exotischen Schönheiten ihre eigentümlichen Reize aufweisen, dank deren sie neben Frauen unseres Schlages recht gut im Wettbewerbe um den Schönheitpreis bestehen können.

Während ich in die ‚Streifzüge' nur ausnahmweise Aktbilder einreihen mochte, musste ich hier unweigerlich dies neue Buch reichlich mit Bildern unverhüllter Frauengestalten ausstatten; denn hier ist die Rede von Einzelheiten des schönen Frauenleibes. Der Ethnolog denkt nicht anders als der alte Freund Wielands: J. J. W. Heinse:

Das nackende verdirbt die Herzen nicht.

Die Heuchler, die aus angeblich ästhetischen Rücksichten einen Abscheu vor unbekleideten Gestalten ausdrücken, mögen von einem Lessing Belehrung empfangen: »Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, ebensoviel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisierter Körper? Ich gebe es zu, dass es auch eine Schönheit der Bekleidung gibt, aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form?« Darum stimme ich mit Michel Angelo überein, den Oehlenschläger (Correggio III) das Bekenntnis ablegen lässt:

Ich liebe mir das nackte;
Gewänder hüllen nur die Schönheit ein.

Wie und wodurch die »moralischen« Anschauungen in unserem Kulturkreis nacktscheu geworden, erörtert sehr klar Dr. Reinhold Günther in seiner ‚Kulturgeschichte der Liebe' (S. 275 ff.) und es genügt hier ein Hinweis auf sein prächtiges Buch.

Bis auf zwei Ausnahmen sind die Bilder durchwegs Photographien nach der Natur. Utile dulci miscere ist der Zweck meiner Arbeit, den Leser zu belehren und zu unterhalten. Bei der Auswahl der Bilder, die der Verlag nur mit Bewilligung derjenigen veröffentlicht, die das Urheberrecht besitzen, liess ich niemals das ethnologische Ziel ausser acht. Meine Darstellung ist freilich derart, dass die Bilder im Texte fast immer nur ein

Beiwerk bleiben. Eine stattliche Reihe schöner Mädchen und Frauen aus guten Gesellschaftkreisen und Künstlerinnen von Ruf liessen sich eigens für mein Buch photographieren, obgleich ich es ihnen nicht verhehlte, dass ihre Bilder unter denen unbekleideter Frauengestalten stehen werden. Prüderie, die in diesem Falle mit Dummheit gleichzusetzen wäre, ist gebildeten Frauen abartig. Sie beweisen durch ihre Bereitwilligkeit, mein Buch mit ihren Bildnissen zu schmücken, dass nicht bloss die Weisheit, sondern auch die Schönheit öffentlich predigt. In der weltberühmten Schönheitgalerie, die König Ludwig I. zu München anlegte und die in besten Reproduktionen allgemein zugänglich geworden, figurieren neben Mitgliedern regierender Fürstenhäuser und Frauen der höchsten Aristokratie auch Frauen aus allen übrigen Gesellschaftschichten, ja, last and least eine Lola Montez, die nicht bloss als Verfasserin eines Buches über Schönheitmittel zu Namen kam. Schönheit überbrückt alle Gegensätze der Geburt, der gesellschaftlichen Stellung und des Vermögens und immer gilt das Wort Grillparzers:

. . . doch bist du hübsch und Schönheit war und ist
So Adelbrief und Doktorhut den Weibern.

Ja, „Schönheit ist ein Versprechen von Glück“ (Stendhal) und darum überall ein gar willkommener Gast (Goethe).

Meine Vorliebe für Photographien hat man des öfteren gerügt. Namentlich die Maler fühlen sich zurückgesetzt. Mit Unrecht, offenbar. Die Künstler sind zum grossen Teil noch zu sehr voll Vorurteil gegen die photographische Kunstleistung. So sagt z. B. Professor Geyer, den ich übrigens sehr hoch schätze: „Ohne Proportionslehre wird der krasseste Naturalismus grossgezogen, die Kunst hörte auf, Kunst zu sein und die Photographie wäre die höchste Leistung poetischen Schaffens, Ebenmass und Schönheit würden leere Begriffe“. Ähnlich drücken sich auch Kunstgärtner aus, die ihre allerdings erfreuliche Tätigkeit über das ungehinderte Wachstum ungepflegter Pflanzen stellen. Die Frage ist: vernichtet etwa die Photographie die Proportionlehre? Die Photographie ist nicht, wie die Malerei, ein poetisches Schaffen, vielmehr ein poetisches Schauen und Erfassen und zugleich unter allen vorhandenen das beste Mittel, Gegenstände im Bilde genauest festzuhalten, also auch deren Ebenmass und Schönheit. Die Technik des Malers und des Photographen bekümmert uns hier nicht, sondern bloss die Art der Wiedergabe der Frauengestalt und da müssen wir einräumen, dass es nur die allergrössten Maler sind, die sich im Wettkampf mit der photographischen Kunst zum Zweck der Illustrierung eines Buches, das auch der Typenforschung dienen soll, siegreich zu behaupten vermögen. Unsere Absichten fördert eben am meisten der „krasseste Naturalismus“, der uns die vielersehnte Wahrheit zu ermitteln hilft.

Jeder Kenner von Frauenschönheiten wird sich gleich mir an der köstlichen Anzahl prächtiger Bilder ergötzen, die er in diesem Buche vereinigt erblickt. Das ist aber nicht mein Verdienst, sondern lediglich das meiner vornehmsten Fachgenossen und Freunde, die mir in reichster Fülle Bilder zur Verfügung stellten. Zu innigstem Danke verpflichteten mich die Herren Dr. med. Bernhard Hermann Obst, Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig, Prof. Dr. Franz Boas, Direktor des Museum of Natural History in New York, James Mooney vom Bureau of Ethnology in Washington, Prof. Dr. N. G. Politės von der Universität in Athen, Prof. Dr. Friedrich Starr von der Universität in Chicago, Prof. Dr. Anton Herrmann, Dozent für Ethnologie, in Budapest, Milovan Gj. Glišić in Belgrad, Prof. Dr. Tihomir R. Gjorgjević, Gymnasialdirektor und Herausgeber der Folklorezeitschrift Karadžić in Aleksinac, Frau Ljubica Zivković in Negotin, die Fräulein Erna und Frieda Fohn in Grosswardein,

die Herren Philipp Zamboni, einer der grössten lebenden italienischen Dichter in Wien, Vlaho Bukovac, Maler und k. k. Professor an der Akademie für bildende Künste in Prag. John Hagenbeck, der berühmteste Impresario exotischer Schönheiten, in Colombo, Dr. Freivogel und Dr. Isak Robinsohn in Wien und Dr. Wilhelm Wertheimer in Kaltenleutgeben.

Von den Photographen machten sich ausnehmend um die Illustrierung des Buches verdient die Herren S. Fleck in Wien VIII. Josefstädterstrasse 33, Charles Scolik, k. und k. Hof- und Kammerphotograph in Wien VIII. Piaristengasse 48, Dominik Stahala in Wien XVIII. Schindlergasse 15, Rudolf Krziwanek, k. u. k. Hofphotograph in Wien VII. Hofstallstrasse 5, J. Löwy, k. u. k. Hofphotograph in Wien III. Parkgasse 15, die Inhaber der Firma Viktor Angerer, k. u. k. Hofphotograph in Wien IX. Waisenhausstrasse 16 (Winter und Fischer), C. L. Šimić in Wien I. Bognergasse 7, S. Weitzmann in Wien XVII. Kalvarienberggasse 37, S. Thurmann in Wien I. Kaiser-Ferdinandplatz 2, Otto Schmidt in Wien V. Münzwardeingasse 11, M. Ausländer in Wien IX, Konrad Swatosch in Rožnau in Mähren und die koloniale photographische Gesellschaft zu Colombo auf Ceylon.

Allen Förderern meines Buches spreche ich nochmals meinen herzlichsten Dank aus.

So schliesse ich denn vorläufig mein Werk ab. Möge es in der weiten Welt unter Männern und Frauen der Schönheit zur Anerkennung ihrer segenreichen, beglückenden Macht verhelfen und der ethnologischen Forschung, die mit unbegrenzter Liebe die Menschheit umfasst, neue Freunde und Gönner zuführen.

Wien VII/2. Neustiftgasse 12, am 19. August 1903.





Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 17 Jahre alt.



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Eine Wienerin, 20 Jahre alt.

I.

Von der Oberhaut der schönen Frauen.

Weib! Alle Huldigungen
Des Mannes hat dein Nam' in sich verschlungen!
Calderon.

Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt.
Goethe.



Anmut und Lieblichkeit thronen sichtbar und verführerisch, wie duftiger Blütenstaub auf Blumen im Mai auf der Oberhaut der schönen Frau. Die Oberhaut zieht das Auge auf sich, lockt den Geruchsinn an und reizt wonnig das Tastgefühl des Mannes, sie ist in ihrer Reinheit die erste und bedeutsamste Vorbedingung zur wahren Schönheit des Leibes. So ruft Hafis, der den Frauenleib verherrlicht, wie wenige vor ihm und nach ihm, die Anmut zum Schutz der Schönheit an:

Komm, komm, o du, der Anmut
Hellleuchtendes Gestirn,
Entsende deine Strahlen,
Entfalte deinen Zauber,
Beweise, dass die Schönheit
Gewaltiger, denn alles,
Was sich hinieden stark nennt,
Ein übermächtiger Fallstrick
Für jede stolze Tugend
Und steife Sitte sei!

Eine schöne Frau ohne Anmut heissen wir eine marmorne Schönheit oder ein Bild ohne Gnade. Oft sind die steife Würde, der abweisende Ernst und die kalte Gleichgiltigkeit erkünstelt, wie bei so vielen Engländerinnen, nur als eine Folge puritanischer Erziehung, die der Schönheitfreude und Lebenslust abhold, wo nicht feindselig ist, seltener von Natur gegeben und dann lässt sie gewöhnlich auf irgend einen Mangel oder gar auf ein Gebrest schliessen, das sich dem Auge des Beschauers entzieht. Wie oft teilen wir das Gefühl des arabischen Dichters, der angesicht eines solchen kühlen, wandelnden Marmorweibes sang:



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Eine Wienerin, 20 Jahre alt.
Die Eltern aus Schlesien eingewandert.

Eine Maid, mit wunderbarem Reiz geschmückt,
Der es leid ist, dass sie unser Aug entzückt!
Wenn du ihr zu nahn befiehlst, so naht sie dir
Kalt und ernst, von Freude nie das Herz beglückt;
Wenn du ihr zu gehn gebeust, sie wallt dahin,
Und du siehst ihr Wesen nicht von Harm gedrückt.
Welch ein Eden wäre diese stolze Maid
Von der Liebe Leidenschaft und Lust berückt!

‚Wie ein Nasenring am Rüssel einer Sau, so ist ohne Anmut eine schöne Frau', heisst es, freilich nach neuester Verdeutschung, in den Sprüchen, die man König Salomo zuschreibt und Molière ergänzt den Gedanken sinnig: C'est la beauté qui commence de plaire, mais la douceur achève de charmer (Psyché, Prologue).

Nicht Schönheit, vielmehr ‚Anmut macht unwiderstehlich', sagt Goethe und Zschocke behauptet, Anmut sei köstlicher denn Schönheit. „Die Anmut ist der Reiz der Seele und sie schmückt noch das Greisenalter. Die Schönheit gewinnt schneller Gefallen, ohne es festhalten zu können. Die Anmut macht auch äussere Mängel liebenswürdig und gründet zwar langsam, doch dauerhafte Herrschaft." Der andächtige und launige Schweizer überträgt in seiner weiteren Ausführung die Anmut auf die Tugend und erinnert damit, ohne es zu beabsichtigen, an den Spruch absence de beauté sert souvent de vertu. Wirkliche Anmut ist von der Schönheit unzertrennlich; denn mit der verkümmernden Oberhaut schwindet auch die Schönheit unrettbar dahin, wie dies Bürger in seiner biederben Manier richtig ausdrückt:

Bei des stillen Reizes Mangel
Zieht kein schönes Angesicht;
Denn der Bissen an der Angel
Lockt wohl, aber fängt doch nicht.

„Anmut nur gefällt und freut auf längere Dauer“, sagt Rückert, und Schiller: ‚durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib!‘ Der Dichter löst gar die Anmut von der Schönheit los, um sie zu einem besonderen, ätherischen Wesen zu vergeistigen:

Die Anmut ist der Schönheit Seele,
Des Zartgefühles Opferrauch;
Der Nachtigallenton der Dichterkehle,
Das härteste wird weich von ihrem Hauch.
Sie ist der Stempel auf dem Golde
Des reinsten Sinns; der Tau der Sittenflur.
Es spiegelt sich in ihr die holde,
Sich selbst vollendende Natur.

Gemeint ist damit nüchtern wahr die Oberhaut! Von ihr geht die Anmut aus und sie erzeugt wieder die Lieblichkeit und den Reiz, der das Gemüt des Mannes in Bande schlägt. Von dieser Art von Anmut singt auch Anakreon:

Schwert und Lanze will sich neigen
Vor der Grazien Gestalt,
Stahl und Feuer muss sich beugen,
Anmut, deiner Allgewalt!



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Dieselbe auf Seite 1 und 2.

Mit der wachsenden Empfänglichkeit für den Zauber der Anmut und Lieblichkeit wuchs nicht auch gleichmässig die Gestaltungkraft der Sprache und darum ringen selbst die sprachgewaltigsten Dichter vergeblich nach Worten, wenn sie den empfangenen Eindruck verdeutlichen wollen, so zum Beispiel Byron in der Braut von Abydos:

Wer wüsste nicht, dass schwache Worte malen
Kaum einen von der Schönheit Himmelstrahlen?
Wer fühlt nicht, wenn vom Staunen wonnetrunken
Der Blick geblendet und in Nacht versunken
Der Wange Glut, des Herzens Schlag bekennt:
Wie Lieblichkeit so wunderbar entbrennt!

Ein Dichter, wie Friedrich von Schlegel, hilft sich über die Unzulänglichkeit der Sprachmittel damit hinweg, dass er den Einfluss und die Wirkungen des Frauenreizes auf die Gefühlwelt des Mannes zu schildern sucht:

Das Urbild [göttlicher] Bildung blüht im Weibe;
Es ist der Menschheit Blume,
Die selig duftet stille Liebesflammen.
Der Frauen Reiz nur glänzt im lichten Ruhme;
Aus ihrem süssen Leibe
Blitzt Kraft in jene, die vom Himmel stammen.
Schmilzt aller Männer Macht und Geist zusammen;
Was gross und würdig, mögen sie erringen,
Zur Schönheit wird die freudigen Lieb entzünden,
Den Gott im Werk verkünden,
Lehrt Lieb und auch durch Tat zu ihm sich schwingen.



K. u. K. Hofatelier R. Krziwanek in Wien.

Eine Magyarin (Schauspielerin) aus Budapest.
22 Jahre alt. Oberungarischer Typus.

Wäre uns von Horazens Werken nichts mehr erhalten als die folgenden vier Zeilen, so ersähe man schon aus ihnen, dass der Dichter einen feinst ausgebildeten Schönheitsinn besessen, der höheren Gesellschaft angehört und dass das Volk, in dessen Sprache und für das er dichtete, bereits eine bedeutende Kulturstufe erklommen habe:

Urit me Glycerae, nitor,
Splendentis Pario marmore purius,
Urit grata protervitas
Et vultus nimium lubricus adspici!

Mich entflammt Glycerens Reiz,
Welcher blendender als parischer Marmor glänzt;
Mich die lockende Üppigkeit
Und des schlüpfrigen Blicks furchtbare Reizungen!

Dieselben Liebesgedanken flösst eine Julia ihrem Romeo ein. Es ist derselbe Gedanke und doch nicht derselbe. Der Unterschied ist nicht grösser als der zwischen Horaz und Shakespeare, wie überall, im Grossen wie im Kleinen:

O, sie nur lehrt den Kerzen hell zu glühn!
Wie in dem Ohr des Mohren ein Rubin,
So hängt der Holden Schönheit an den Wangen
Der Nacht; zu hoch, zu himmlisch dem Verlangen
Sie stellt sich unter den Gespielen dar
Als weisse Taub in einer Krähenschaar!

Den Menschen einer vorgeschichtlichen „Urzeit", als bestimmte Laute zu bestimmten Begriffen in ständige Beziehung gebracht zu werden anfingen, fiel nur eine einzige Eigenschaft der Haut auf, an die der Kulturmensch meist dann denkt, wenn man ihm die Haut über die Ohren zieht, und vielleicht selbst da nicht mehr recht; denn die abgebrauchte Redensart ist ja schon in ihrer Kraft ungemein abgeschwächt und das ursprüngliche Bild verblasst. Bemerkenswert ist, dass die menschliche Haut in einer stattlichen Reihe verschiedenster Sprachen niemals von einer anderen Vorstellung als der des Abstreifens, Schindens, Schälens oder Verhüllens (was dasselbe ist von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet) bezeichnet wird. Die Haut hiess indogermanisch khud (verhüllen), sku (bergen, verdecken), vorgermanisch: kûtis, lateinisch cutis, gotisch hûths, angelsächsisch hyd. Im lettischen nennt man sie kuza, das geschundene, in allen slavischen Sprachen koža, das abgeschälte. Haut (hide) ist im englischen was im deutschen Fell ist; das deutsche Fell (von fillan, schinden) ist im gotischen (fill) auch die Haut am Leibe des Menschen; ebenso das englische skin, das sogar lautlich eben unserem deutschen Worte ‚schinden' entspricht.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, Deutsche.
17 Jahre alt. Schwester des Mädchens auf S. 7.

Augenscheinlich wäre darnach den ersten Sprachbildnern die Haut nicht

so, wie uns aufgefallen, sie haben nur ihre praktische Seite begriffen. Auch die Wange, deren Haut uns am meisten anzieht, haben jene Anästhetiker ebensowenig zu würdigen gewusst. Kein schönes Oval, nicht die liebliche Rose reizender Jugend, an die wir die Wange uns so gern erinnern lassen, begegnet uns in den Benennungen der Urzeit. Was uns die Grundanschauung darbietet, ist, wo sie sich mit Sicherheit ermitteln lässt, nicht mehr und nicht weniger als ein Kinnbackenknochen. Lazarus Geiger schliesst daraus auf eine „furchtbar tierische Bildung“ unserer Vorfahren, aber wie arg mit Unrecht! Der Mangel einer für den Begriff zutreffenden Benennung kann doch in erster Reihe nur einen, aber auch nicht immer untrüglichen Rückschluss auf die sprachliche Unbeholfenheit und Unzulänglichkeit einer Gruppe von Menschen, vielleicht bloss auf deren Gleichgiltigkeit der Sprache gegenüber, nicht jedoch auf deren leibliche Rückständigkeit erlauben. Was uns an der Wange eigentlich wohlgefällt, ist die „liebliche Rose“, die Haut und die Farbe, und es gibt, wie Geiger an einer anderen Stelle unbewusst sich selber widerlegend richtig bemerkt, überhaupt für das Reich der Farbe keine Verständigung durch Worte, weil sich die Sprache auf eigentliche Sinnesempfindung als auf etwas schlechthin besonderes und individuelles ihrem Wesen nach gar nicht bezieht.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, Schwäbin, 16 Jahre alt.

Der Sinn für die Würdigung der Hautschönheit entwickelt sich erst ziemlich spät in der Kultur, er tritt mit der Verfeinerung des Geschlechtstriebes auf. Das lehrt uns eine Durchsicht der ältesten Literaturen der Menschheit. Erst die spätesten Erben entschwundener Kulturen werden allmählich auf die Frauenhaut als auf eine der stärksten Anreizungen für den Mann aufmerksam.

Welche Wichtigkeit und Beachtung das deutsche Volk in den letzten sechs Jahrhunderten der Haut beilegte und widmete, ersieht man deutlich aus Höflers deutschem Krankheitnamenbuche, worin er über hundertundsiebenzig Wortzusammensetzungen mit ‚Haut‘ verzeichnet. Freilich handelt es sich hierbei vorzugsweise um auffälligere Erscheinungen der Hautbildung. Anders die Dichter. Nach der Auffassung z. B. frühmittelalterlicher, deutscher Dichter galt zur Schönheit unbedingt eine weiche, glatte Haut, ein wie aus Rosen und Lilien gemischter Teint. Seltsam



Photographie von M. Ausländer in Wien.

Eine deutsche Wienerin aus dem Arbeiterstande, 18 Jahre alt.

genug fällt dabei im Durchschnitt den Minnesängern, wie aus den Zusammenstellungen von Karl Weinhold und Alwin Schultz hervorgeht, an den Frauen sonst

noch recht wenig auf, was über eine festgesetzte Schablone hinausreichte. Sie halten sich dagegen gleich den Guslaren mit Vorliebe bei der Schilderung der Frauenkleider auf, als ob sie es ahnten, dass in geschlechtlicher Beziehung die Kleidung im Leben der Frau und daher des Mannes von grösstem Belang ist. Es muss einem auch auffallen, dass uns kein einziger Minnesänger allein ein künstlerisch erschöpfendes Bild einer Frauenschönheit entwirft, vielmehr jeder, wie Dr. Iwan Bloch sagen würde, Fetischist für einen besonderen Körperteil ist, nur der Hautfetischist fehlt in ihrem Sängerreigen.

Ihr Schweigen beweist eigentlich weder für noch gegen sie etwas; denn der echte Hautfetischist hat allen Grund, von seiner Neigung nichts in die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Dr. Iwan Bloch berichtet ebenso wie Dr. Witkowski über solche Haut- oder vielmehr „Busenfetischisten", merkwürdige Paraphiletiker, denen man nur selten auf die Spur kommen kann.



K. u. K. Hofatelier R. Krziwanek in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 22 Jahre alt.
Gilt als Typus wienerischer Frauenanmut.

Es gibt Bibliomanen, zugleich Erotomanen, die gewisse Bücher in Weiberhaut binden lassen und diese Haut mit Vorliebe dem Busen entnehmen, so dass die Brustwarzen auf dem Deckel charakteristische Schildchen bilden. Die Goncourts vermerken: ‚Man erzählte mir, dass Famuli (internes) von Clamart entlassen worden sind, weil sie Haut vom Frauenbusen einem Buchbinder vom Faubourg Saint-Honoré geliefert hatten, dessen Spezialität das Einbinden obszöner Bücher ist.' Ein Bibliothekar der Bibliothèque Mazarine berichtete vor einigen Jahren, dass ein Engländer in einer Bibliothek ein Fach voll lasziver Bücher mit den ‚charakteristischen Wülsten' hatte. Nach seinem Tode liess sie seine Frau alle verbrennen.

Das war vielleicht auch ein Hautfetischist, der auf seinen Entdeckungreisen am weiblichen Leib die Stirne zuerst bemerkte. Dies klingt zwar recht einfältig, aber die geschichtliche Betrachtung mag einen selbst zu einer solchen Erklärung verleiten. Von unserer gewöhnlichen Vorstellung des Menschenantlitzes unzertrennlich ist ohne Zweifel die Stirne, deren Ausbildung man von Alters her, bald mehr instinktiv, bald wissenschaftlich als ein charakteristisches Merkmal höherer Organisation hält und ohne deren Herrschaft und Übergewicht über das Gesicht kein Ausdruck der Hoheit und Menschenschönheit in Natur und Kunst zu finden ist. Von dieser Erfahrung aus muss es gewiss auffallend erscheinen, dass wir

gerade die Sprachen der höchstbegabten Stämme auf einer früheren Stufe so verfahren sehen, als ob kein solches Ding, wie eine Stirn existierte. Wie nannten die Ahnen der indogermanischen [Sprach-] Völker die Stirn? fragt Lazarus Geiger. Ein allgemeines, in allen, oder noch mehreren Hauptzweigen übereinstimmendes Wort, wie für Nase, Auge, Fuss, Knie gibt es für diesen Begriff nicht. Die australischen Völkerstämme, die nach demselben Massstabe gemessen, den die Indologen an die arischen Sprachen anlegen, als die allerhöchstbegabtesten gelten müssten, hatten für die Stirn ebensowenig als der serbische Guslar für die Nase der Schönen ein Auge, aber Stirn und Nase waren gewiss so bei den Australiern als bei den Serben auch in prähistorischen Zeiten vorhanden, entdeckt hat sie erst der Schönheitsucher. Es ist im Grunde genommen nur eine Verirrung und Anwendung des Sprichwortes: ‚wer da sucht, der findet' auf das Verhältnis zwischen Mann und Weib oder eine Charakterisierung des Fetischisten, von dem die Rede ist, was uns Grillparzers Verse sagen:



K. u. K. Hofphotograph Erdélyi in Budapest.

Eine Magyarin aus Budapest, 19 Jahre alt.

Und wenn das Herz dich zu dem Weibe zieht,
So fragst du nicht, ob sie der Frauen erste;
Das Mal auf ihrem Hals wird dir zum Reiz,
Ein Fehler ihrer Zunge scheint Musik,
Und das: ich weiss nicht was, das dich entzündet,
Ist ein: Ich weiss nicht was für alle andern.

(Ein Bruderzwist in Habsburg.)

So wird alles an der schönen, anmutigen Frau zum Reiz für den Mann; nicht bloss ein Mal oder ein Zungenfehler, selbst ein atemlos reden der Frau kann den Mann in einen Zustand von Entzücken versetzen. So spricht bei Shakespeare Enobarbus zu Mäcenas von Kleopatra:

Ich sah sie
Einst wenige Schritte durch die Strasse hüpfen,
Und als sie atemlos, sprach sie in Pausen:

So dass zur Anmut sie den Fehl erhob
Und ohne Atem Kraft entatmete!

* * *

Eine der merkwürdigsten Streitigkeiten, die in aller Welt geführt worden ist und wie es scheint, niemals zu einem alle Teile völlig befriedigenden Abschluss gelangen wird, dreht sich um die Frage, welcher Hautfarbe die Palme der absoluten Schönheit zuerkannt werden soll. Ob sie der Brünetten oder der Blondine gebühre und welche von beiden als der eigentliche Schönheittypus zu betrachten sei? Dichter und Maler haben sich darüber weidlich ausgelassen; durch ganze Epochen hindurch wogte der Streit, dessen tiefreichende Spuren auch in den Denkmälern der Kunst und in der jeweiligen Kunstliteratur der Nachwelt aufbewahrt blieben. Die südlichen Himmelstriche, nicht minder als die nordischen Gegenden wissen davon zu berichten und einige seltsam irrige Anschauungen beherrschen überall die Gemüter. Man wollte sich mit aller Bestimmtheit für die Blondinen als ausschliessliches Erzeugnis der nördlichen Erdkugel entscheiden, während man die Brünetten und schwarzhaarigen Frauen den Ländern tropischen Klimas oder im Bausch und Bogen dem Oriente zuwies.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine deutsche Kärntnerin, 19 Jahre alt.

Halten wir uns zunächst, wie ein strenger Untersuchungrichter, an den Tatbestand. Mit ihrer Haut lockt die durch unsere Schulmeister als Urbild der Hässlichkeit verschriene Negerin ebensogut und mit einem für sie erfreulichen Erfolge den Mann an, gleichwie eine lichte Europäerin, und der Mann muss nicht immer ein Neger sein. Die hellweisse Farbe der Haut gibt für den Mann nicht allein den Ausschlag. Man kann daher in der Hauptsache der Ausführung des Malers und Forschungreisenden Ch. Castellani als der eines gewiss urteilberechtigten Mannes beipflichten: ‚Wenn es überhaupt möglich ist, zwischen unseren zivilisierten Frauen und den wilden am Kongo und am Ubangi Vergleiche anzustellen, dann hat gewiss manche Bauersfrau weder die Grazie noch selbst die Zartheit der Haut, wie gewisse Eingeborene aus Cassaï oder Sanga. Und ich spreche hier nicht von den Mestizen und Mulatten an der Küste; unter ihnen gibt es tatsächlich Schönheiten. Und eine Hautfarbe haben die Bewohnerinnen Afrikas!! Oft hat sie die Tönung bleichen Goldes oder den Glanz rötlichen Kupfers mit

einem Schimmer wie Perlen und einer Weichheit wie Sammet. Dann kann sie mit der zartesten Haut einer weissen Frau in Wettbewerb treten. Oft vertieft sie sich zu den dunkelsten Tönen des Ebenholzes . . . Es ist ebenfalls ein Irrtum oder eine Verleumdung, denen man entgegentreten muss, wenn behauptet wird, die Negerin habe einen schlechten Geruch an sich und ihre Haut sei ölig. Solche Unannehmlichkeiten findet man hie und da mal ausnahmweise auch bei ihnen, gerade wie bei uns. Aber die meisten schwarzen Frauen haben im Gegenteil so ein bisschen, was an den Haselnussgeschmack erinnert, einen Geruch, der sehr angenehm sein kann.'

Alle Tiere, bei denen ein Teil des Stoffwechsels durch Schweissdrüsen vor sich geht, entwickeln eine Ausdünstung ätherischer Öle, so auch selbstverständlich die Menschenart. Der Mensch verbreitet einen ganz anderen Geruch um sich als irgend ein anderes Geschöpf und der Mann einen anderen als das Weib. Manche Ethnologen, wie z. B. Andree, sprechen sogar von einem „Völkergeruch, dessen Dasein sich nicht mehr leugnen lässt" und zählen ihn „zu den Rassenmerkmalen; denn die verschiedenen Rassen röchen verschieden." „Der eigentümliche, seinen ganz besonderen Charakter zeigende Hautgeruch der Völker verliere sich unter keinen Umständen und die grösste Reinlichkeit, das sorgfältigste Waschen vermöge ihn nicht zu entfernen." Man muss hinzufügen, sofern die Menschen einer Gruppe — das Wort Rasse ist in dieser Verbindung unwissenschaftlich — bei ihrer Ernährung mit bestimmten Nahrungmitteln verbleiben. Man kann doch nur die ätherischen Stoffe ausdünsten, die man in sich aufgenommen oder mit denen man seine Oberhaut parfümiert hat.



K. u. K. Hofphotograph Viktor Angerer in Wien.

Eine Wienerin, 17 Jahre alt.
Die Eltern aus Ostgalizien. — Chaldäischer Typus.

Auf seinem Marsche von der Westküste nach Kimbundu erhielt Leutnant A. E. Lax „Eindrücke auf die Geruchnerven, die nie der Erinnerung entschwinden. Kommt man gerade unter die Träger, so wähnt man sich mitten unter eine Schaf-

herde mit ihren charakteristischen Wohlgerüchen versetzt; kommt man zu den Weibern, so macht der penetrante, ekelhafte Knoblauchgeruch, wie er den Schlangen eigentümlich ist, ein längeres Verweilen unter ihnen fast unmöglich".

Der Neger nimmt seinen „Rassengeruch" auch in fremde Länder mit und die Generationen amerikanischer Neger haben ihn treu bewahrt, das heisst mit anderen Worten, sie haben auch in fremden Ländern ihre Küche bewahrt. Ein westindisches Negerlied hat die Zeilen:

The Lord, he loves the nigger well,
He knows his nigger by the smell.

Das beweist nur, dass die Neger nicht geruchtaub sind, doch nichts für die Behauptung von einem Völkergeruch. Mittelbar kann man daraus nur schliessen, dass die Neger ihre Ausdünstung als einen Wohlgeruch empfinden, der auch Gott gefalle, während ihnen die Weissen zustinken. Auch die Chinesen und Japaner können den Europäer nicht schmecken. Die meisten Japaner, die längere Zeit in Europa bleiben, finden den Geruch der Europäer höchst widerlich. Das will etwas besagen, wenn man erwägt, dass sich solche Berichterstatter gewöhnlich nur in vornehmen Gesellschaftskreisen bewegen und zum minder gut genährten Volk kaum in die Lage kommen, hinzuriechen. Der chinesische General Chengitong, der vormals Militärattaché in Paris war, schreibt in der Vorrede seines Buches über Paris: „Am unangenehmsten war mir die Hässlichkeit der Europäer, deren rohe Gesichtzüge mein künstlerisches Auge beleidigten, sowie der üble Geruch, den selbst die hübschesten, frischgewaschenen Frauenzimmer ausströmten."



Photographie von James Mooney in Washington.

Eine Indianerin aus Nentuña mit Schönheitfleck auf der Wange.

Die Lebeweltdamen, mit denen der bezopfte Beschnupperer Umgang pflog, lieben es, sich stark zu parfümieren, um andere Gerüche ihrer Oberhaut zu überduften. Der Chinese beklagt sich aber auch in einem Atem über die schlechte europäische Küche und damit gibt er unabsichtlich auch die Quelle der ihn anwidernden Gerüche an. In Bosnien erzählen die Leute von einem moslimischen, einem christlichen, einem chrowotischen und serbischen Geruch, um ihre gegenseitigen Abneigungen zu erklären. Die Haut riecht! Das ist die Hauptsache. Dem Geruch fällt im Ge-

schlechtleben eine viel bedeutsamere Rolle als dem Gesicht zu. Der serbische Freier, der seinem Mädchen nachrühmt miriše čistom gjevojačkom dušom, sie dufte nach einer reinen Mädchenseele, sagt es gerade heraus, was ihn mit unwiderstehlicher Macht anzieht. Es ist die Hautausdünstung, das ist ein physiologischer Vorgang, der mit der Schönheit nichts gemein hat und daher vom Gesichtfelde des Ästhetikers aus gar nicht erklärt werden kann. Auch sehr niedrig stehende Lebewesen folgen dem Geruche, oder vielleicht hauptsächlich ihm. Der ursprüngliche Sinn der Redensart ‚der Nase nachgehen' wird erst recht verständlich, wenn man die Bedeutung des Geruchsinnes richtig würdigt. Der New Yorker Biologe Dr. A. G. Mayer stellte in dieser Richtung wichtige Beobachtungen über die „Intelligenz" der Raupen an und hat seine überraschenden Versuche auf die Schmetterlinge diese „flatternden Blüten" ausgedehnt. Nach seinen Forschungen ist wie bei den Raupen auch bei den Faltern das Sehen gleich null, die — Nase alles. Der Geruch ist bei der Paarung einer grossen Zahl von Insekten jedenfalls von entscheidender Bedeutung. Der Geruch leitet jene Unzahl von Schmetterlingmengen, die manchmal ein oder mehrere Weibchen verfolgen. Mitten in einer Stadt umschwärmen die männlich Bombyces in grossen Scharen die Weibchen. Trimen stellte nach Darwin auf der Insel Wight eine Schachtel aus, in der er tags zuvor das Weibchen einer Lasiocampa eingeschlossen hatte, und bald suchten sich fünf Männchen Eingang zu verschaffen. Verreaux steckte in Australien das Weibchen einer kleinen Bombyxart in einer Schachtel in die Tasche und wurde dann von einer Menge Männchen begleitet, so dass gegen zweihundert mit ihm zusammen in das Haus kamen. Mehrere andere Insektenarten strömen Gerüche aus, die auch für uns wahrnehmbar sind, doch steht es nicht fest, ob sie denselben Zweck haben.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Südungarische Serbin aus dem Banat, 19 Jahre alt.

Man hat unzählige Male die Erfahrung gemacht, dass man ein Männchen einer seltenen Art Schmetterlinge dadurch erhalten kann, dass man ein Weibchen in einer Schachtel verschlossen auf ein Blumenbrett oder dergleichen hingesetzt

hat. Dieser Vorgang beweist unwiderleglich, dass ihr Geruchvermögen geradezu enorm genannt werden muss und eine erste Rolle im Liebesleben dieser farbenprächtigen Geschöpfe spielt, die so vielfach nicht nur den Physiologen, sondern auch, wie bei dem Weibe den lyrischen Dichter beschäftigen.

Das klingt recht ketzerisch prosaisch, doch der Erforscher der Paraphilie oder Psychopathia sexualis, wie z. B. Dr. Iwan Bloch wird dies als selbstverständlich erklären. Ausschreitungen in der Liebe, wozu der Geruchsinn so manche Männlein und Weiblein unwiderstehlich verführt, heisst man sehr hübsch paraphiletische oder perverse Neigungen, anstatt von naturgemässen zu reden, die die Gesellschaft ihrem Erhaltungtrieb folgend freilich einzudämmen bemüssigt ist. Und geht man diesen Dingen ernst nach, so gelangt man zu ganz anderen Auffassungen als die sind, die man uns von Jugend an beibringt.



Photographie von Cavra in Athen.

Griechin aus Athen.

Altgriechischer klassischer Typus. Aus einem unedierten Album von Ach. Ney.

Seitdem auch die Völkerforschung der „Hautfrage" ihre Aufmerksamkeit zuwendet, um mit allem Ernste wissenschaftlicher Ermittlungen den Sachverhalt aufzudecken, bricht sich immer mehr die Ansicht Bahn, dass der ursprüngliche Typus der Menschheit dunkelfarbig gewesen sei. Wenn man dagegen einwendet, dass Negerkinder in ihrer ersten Kindheit lichtweiss erscheinen und daraus den Schluss zieht, die Menschen wären in ihrer Urzeit der Entwicklung gleichfalls weiss gewesen, so irrt man nicht minder, als wenn man behaupten wollte, die Menschen wären in der Kindheit ihrer Entwicklung nicht grösser als Kinder gewesen. Mittelbar für die dunkle Hautfarbe spricht Dr. Otto Schoetensacks Vermutung dass sich der Mensch zuerst in Australien aus einer tierischen Form entwickelt habe. Seine Beweisführung, die er in einer Abhandlung über die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen aus einer niederen Form niederlegte, hat ungemein viel bestechendes für sich und will man ihr beipflichten, so muss man annehmen, dass die dunkle Hautfarbe der Australier dem Menschen ursprünglich eigen gewesen und sie erst im Laufe unübersehbarer Zeiträume und in anderen Klimaten

gebleicht sei. Einen überzeugenden Beweis liefern die Juden in Europa, bei denen der ausgesprochenste Negertypus gar nicht selten ist, aber die Individuen sind lichthäutig geworden. In einer Beschreibung der Amazonas steht die nicht üble Bemerkung eines Indianers, der die Juden seiner Bekanntschaft weisse Neger nannte. Ganz hell ist übrigens auch die Haut der gebleichten Juden mit Negergesicht noch nicht. Inzwischen scheint es, als ob die Natur die deutlich ausgesprochene Tendenz zeige, zu dem ältesten Farbentypus zurückzukehren.

Ganz entgegengesetzt zu dieser wissenschaftlich beglaubigten Tatsache haben bisher die Maler diese Frage aufgefasst. In fast merkwürdiger Übereinstimmung stellten sie fast alle, wohl weil sie vom Herkommen nicht abweichen wollten oder durften, die paradiesische Eva, die Ureltermutter des Menschengeschlechtes, als eine lichte Blondine dar. Dass die lamaistischen Maler für die Urmutter nach ihrem Glauben eigentlich auch ähnlich die lichte Farbe wählten, ergibt eine zum Nachdenken anregende ethnologische Parallele. Die wenigen Ausnahmen davon bestätigen die Regel. Selbst in Italien und Spanien gehören dunkelhaarige Even zu den grössten Seltenheiten, und wenn sie wirklich einmal vorkommen, so hat sich jedenfalls der betreffende Künstler von der Überlieferung mit Rücksicht auf sein ihm gerade zur Verfügung stehendes Modell entfernt.



Indische Tänzerin aus Bombay, mit Kastenzeichen zwischen den Augenbrauen.

Ebenso hielt oder hält man es in Hinsicht auf Aphrodite-Venus-Freya und die Gnadenmutter Maria. Die Schönheitgöttin dachte man sich als lichte Erscheinung; man dichtete ihr an oder malte sie mit goldblondem oder rötlichem Gelock. Wie die Fanggen, Waldfräulein der deutschen Volkssagen, die Trollweiber der nordischen, die Vilen der südslavischen, so kämmen und strählen die Feen der romanischen Völker gleich den Göttinnen aus Walhalla ausnahmlos blondes, ins Gold hinüber schillerndes Haupthaar und alle sind von lichtester Hautfarbe. Besonders wird Freya, wie ihr vermutliches Urbild Aphrodite, goldblond dargestellt. Erst die Sezession wagte es, einige Abwechslung in diese fest eingelebte Vorstellung hineinzutragen. Die lichten und strahlenden Tinten der skandinavischen Rosen- und Lilienhaut verloren ihre dominierende Stellung und eine andere Auffassung ist im

Begriff durchzudringen. Bisher gab es so manchen Portraitmaler, der seine Bedeutung und seinen Ruhm in allererster Reihe seiner speziellen Begabung verdankte, das bestrickende Kolorit, das er mit grosser Virtuosität beherrscht, auf seinen Bildern bis zur Verschwendung auszustreuen. Ganz unwillkürlich gelangen



K. u. K. Hof- u. Kammerphotograph Charles Scolik in Wien.

Mischlinge, Schwestern. Vater Italiener, Mutter Čechin.

solche Künstler dazu, den Teint ihrer Auftraggeberinnen zu berichtigen, und die Frauenwelt stimmt, mit wenigen Ausnahmen dieser Methode mit Vorliebe und aus Eitelkeit bei. Die meisten von ihnen leben in der Überzeugung, dass sie der Meister vollkommen naturgetreu geschaut und dargestellt habe und ihre Freundinnen,

oder Feindinnen, die diese Bildnisse auf den Ausstellungen oder deren Originale bewunderten, machen dem Maler Reklame und füllen sein Atelier, so dass noch jeder dieser Künstler zu hohem Ansehen, zu Ruhm und Reichtum zu gelangen pflegte.

Die leidenschaftliche Vorliebe des schönen Geschlechts für solche phantasievolle und liebenswürdige Porträtisten ist nur allzubegreiflich. Der Reiz der Hautfarbe ist ein so geheimnisvoller und bestechender, dass er den lebhaftesten Eindruck in der Seele des Beschauers hinterlässt. Das haben auch jene Bildhauer des Altertums begriffen, die ihre Statuen bemalten. Die hellen Marmorstatuen unserer Künstler lassen dagegen „das Volk“ kalt, dasselbe Volk, das vielleicht in einer Bildergallerie mit Entzücken in Farben ausgeführte Bildnisse betrachtet. Beim flüchtigen Anblick ist der Teint das erste, was uns frappiert, in den meisten Fällen, ohne dass wir uns dessen bewusst werden. Sogar das Auge, „der Spiegel der Seele“, kommt erst in zweiter Linie in Betracht, vielleicht weil die Farbe die aufdringlichste der Wirkungen auf unsere Vorstellungkraft und den Geruchsinn in sich birgt. Bei der Haut eines von der Natur bevorzugten weiblichen Wesens gesellt sich noch ein anderer Umstand hinzu. Der Reiz, den sie ausübt, hat etwas eigentümlich anziehendes, weil er von innen herausstrahlt und im eigenen Lichte erglänzt, man möchte sagen, wie Edelmetall und funkelnde Juwelen und ahnungreich, wenn auch unbewusst, lieben es Frauen, ihr gleissendes, glitzerndes Geschmeide auf die blosse Haut anzulegen. Der Schmuck wird dadurch belebt und zum Bestandteil der schönen Haut der anmutigen Tänzerin. Unwillkürlich gedenkt man dabei der Zeilen, die Byron von der schönen Haidie, der Griechin sagt:



K. u. K. Hofatelier R. Krziwanek in Wien.

Eine Reichsdeutsche aus Sachsen.
Veredelter Typus.

Das feinste Gold umschloss die feinste Haut,
Die je man hat metallverziert geschaut.

Das Leben der Haut wird aus der Quelle des Blutes und der innersten Beschaffenheit des Individuums genährt und gestattet allererst einen niemals irre-

führenden Rückschluss auf Gesundheit und Krankheit der betreffenden Person. Die unendliche Wichtigkeit und die tief eingreifende Bedeutung der Haut für das Wohlbefinden eines jeden einzelnen ist selbst in unseren Tagen noch lange nicht zur Genüge gewürdigt und in das Bewusstsein der Menge eingeleitet worden. Die Dermatologie ist in ihrer heutigen Ausbildung eine verhältnismässig junge Disziplin, deren Vollentwicklung noch lange Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Ist es erlaubt, in einem Buche, das der Verherrlichung des liebenswürdigsten auf unserer armen Erde, der Frauenschönheit gewidmet ist, einen rasch vorüberhuschenden scheuen Blick auf die Vergangenheit zu werfen, die einer furchtbaren Geissel nicht Meister werden konnte, die mit einer Hauterkrankung zusammenhängt?



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Eine Slovenin aus Krain. Namhafte Sängerin.

„Das ganze Leben des Mittelalters", sagt Dr. Iwan Bloch, „die Gesetzgebung und die Krankenpflege sind beherrscht von dem Eindruck der eminenten Kontagiosität des Aussatzes. Und zwar muss diese Kontagiosität eine grössere gewesen sein, als sie noch heute beobachtet wird. Denn trotz der rigorosesten Abtrennung der Leprösen von den übrigen Menschen durch Massregeln, wie sie sie in dem Umfange und mit der Zweckmässigkeit noch nicht wieder haben durchgeführt werden können, erlangte die Lepra eine geradezu ungeheuerliche Verbreitung Sie war die Volkskrankheit par excellence des Mittelalters. Die kleinsten Städte und Dörfer sahen sich zum Baue von Leproserien genötigt. Ausserdem waren die Aussätzigen in zahllosen, einzelnen ‚Feldhütten' über das ganze Land verstreut. Die ‚Klapper' [sowie in Bosnien die Guslen] der Aussätzigen ist das typische Symbol für den Glauben an die grosse Kontagiosität der Lepra. Sie kündigte das Nahen eines solchen Kranken an und verhütete eine zu grosse Annäherung, da man nicht nur die Berührung, sondern auch den Anhauch des Leprösen als ansteckend fürchtete."

Welch furchtbare Tragödien mögen sich wohl unter solchen Verhältnissen abgespielt haben! Wie manches schöne, junge Weib, wie viele Jungfrauen, Blondinen und Brünetten, sahen nicht mit äusserstem Entsetzen die Runen des Verderbens sich auf ihrer süssen Lilienhaut zeigen! Lähmend und vernichtend für

jeden vertrauten Verkehr, erkältend und ertötend für Liebe und Hingebung schwankte das Gespenst der Erkrankung durch alle Lande. Ein Händedruck, ein zärtliches Umschlingen, ein frommer Gruss mit einem Kuss, ein fröhlicher Tanz unter der Linde — und das Unheil war besiegelt!

* * *

Was ist die Haut eigentlich?

Die äussere Gewandung unserer phänomenalen Persönlichkeit, wie sie Mutter Natur keinem anderen lebenden Wesen in dieser Beschaffenheit verliehen. Um die näheren Umstände darüber in Erfahrung zu bringen, müssen wir das Mikroskrop zu Rate ziehen. Es belehrt uns, dass unsere Haut eine Art von Doppelwesen darstellt: eine untere Haut (cutis), die Lederhaut, die ein zwar direkt unsichtbares, aber unendlich bedeutsames Dasein führt, dann die Oberhaut (epidermis), die unseren Blicken stets gegenwärtig, eine mehr als man für gewöhnlich annimmt, eine in das gesamte Leben der Menschheit einschneidende Rolle spielt. Die Oberhaut ist so zart und schleierartig, dass man das Blut unmittelbar durchschimmern sieht. Die untere Haut enthält Nerven, Fettzellen, Haarwurzeln und zahlreiche Blutgefässe, die oftmals nicht stärker als ein Haar und sämtlich in ein weiches, elastisches Netzwerk von zusammenhängendem Gewebe eingebettet sind. Die Oberhaut hat keine solchen Blutgefässe; je feiner und zarter sie also beschaffen ist, um so mittelbarer kann das dicht darunterliegende Kolorit seine Wirkung ausüben. In dieser Eigentümlichkeit der Haut liegt nun aber ein gutes Teil unseres Daseins eingebettet; hierin wurzelt das Geschick, das Wohl und Wehe so mancher Erdenkinder!



Photographie von James Mooney, Washington.

Ein Apachenmädchen aus Arizona, 16 Jahre alt.

Aufgenommen i. J. 1898.

Die Funktionen der Talg- und Schweissdrüsen sind bekannt. Erstere entleeren eine talgartige Absonderung, die die freie Fläche der Oberhaut mit einer Fettschicht überzieht und vor der erweichenden Einwirkung benetzender Flüssigkeiten und feuchter Luft schützt. Letztere entleeren den Schweiss, der eine fett- und salzhaltige Flüssigkeit darstellt und je nach dem Grade der Temperatur und

der wässerigen Ausscheidung anderer Organe, wie der Nieren und des Darmes, in grosser oder geringer Menge abgesondert wird. Ausserdem findet eine beständige Abgabe von dampf- und gasförmigen Stoffen, wie Wasser und Kohlensäure durch die Haut statt, so dass man sogar von einer Hautatmung spricht.

Von grösster Bedeutung ist das ausgebreitete Blutgefässsystem der Haut, das auf äussere, wie auf innere Reize, je nach der Art der Einwirkung, entweder mit Vermehrung oder mit Verminderung des Blutgehaltes antwortet. Zu den äusseren Reizen gehört die Einwirkung starker Kälte, ebenso, wie sehr hohe Temperaturen, die eine Zusammenziehung der Blutgefässe herbeiführen und die Haut blass erscheinen lassen. Mittlere Wärmegrade dagegen erweitern die Hautgefässe und färben die Haut rot.



Photographie von M. Ausländer in Wien.

Eine Deutsche aus Nordmähren.
20 Jahre alt.

Eine der vornehmsten Aufgabe der Haut ist die Regulierung der Wärmeabgabe des Körpers; die Zusammenziehung der Haut und ihrer Gefässe vermindert die Wärmeabgabe, Erweiterung der Haut und ihrer Gefässe vermehrt die Schüttelfröste, die eine Krankheit einleiten machen die Haut blass, kühl, während sie sich beim Fieberausbruch heiss, feucht und klebrig anfühlt.

Die Flächenausdehnung der Haut beträgt beim Manne von 1,60 bis 1,65 m Körpergrösse etwa 15000 Quadratcentimeter. Sie schwankt mit der stärkeren Entwicklung der Körpergrösse und des Fettpolsters zwischen 15000 bis 20000 Quadratcentimeter und kann bei ungewöhnlicher Ausbildung beider diese Zahl noch um ein beträchtliches überschreiten. Beim weiblichen Geschlechte ist die Flächenausdehnung absolut und relativ geringer. In runder Summe kann sie nach Sappey für mittlere Grösse mit 11500 Qaudratcentimeter angegeben werden. Bei guter Ernährung und mittlerer Grösse eines Menschen beträgt die Hautfläche bei Männern das hundertfache und bei Frauen das siebenundsiebenzigfache der Körperlänge im Flächenmasse.

So wie der Mann im Durchschnitt grösser und stärker als die Frau ist, so ist auch seine Haut gewöhnlich dicker und fester als die der Frau. Ihr gegenüber erscheint er als der Dickhäuter.

Die Haut ist das Haus, die Hülle des ganzen menschlichen und tierischen Körpers. Gegenüber dem früheren Fell ist uns heute die Haut stets etwas dünneres, feineres, zarteres. Zum normalen menschlichen Körper gehören mehr als „Haut

und Knochen" oder „Haut und Bein", es fehlt dann dabei das Fleisch; aber „Haut und Haar" ist der Sammelbegriff des äusseren Menschen in bildlicher Bedeutung. Mancher steckt in keiner „guten Haut", weil man seine Krankheit schon äusserlich erkennen kann; er möchte dann gern „aus seiner Haut fahren". Der Zählebige hat wie die alten Weiber oder Hexen (Gitschen) neun Häute, weil er so ausdauernd ist, wie ein aus neun Häuten zusammen angefertigter Koffer oder Ledergurt, so dass bei ihm der Bader neunmal das Schröpfeisen einschlagen muss (Höfler).

In bezug auf die Entstehung der organischen Wesen nahm die ältere Schöpfungtheorie an, dass die Geburt der Tiere und das Auskeimen der Pflanzen eigentlich nichts als die Befreiung des wachsenden Embryos aus einer es umgebenden und umhüllenden Haut sei. Die Rückbildung (Involutio) galt darum als ein Zurückkehren in diesen häutigen Zustand, und wer besonders lang lebte, hatte darum schon von Geburt aus neun Häute.



Photographie von M. Ausländer in Wien.

Eine Čičin aus Istrien.

22 Jahre alt. Blauäugig und strohblond.

Frauen überläuft eher als Männer eine Gänsehaut (engl. goose skin), die fröstelnde, menschliche Haut, die sich durch die Wirkung von glatten Hautmuskelfasern in Fältchen legt, wodurch die Haartaschen der Haut emporragen und ungefähr wie die zahlreichen Hautkügelchen (Gänsedrüsen) der gerupften Gänsehaut aussehen. Frauen braucht man bei ihrer zarteren Haut seltener als die dickhäutigeren Männer das Gruseln zu lehren.

Bei den dunkelfarbigen Menschengruppen — ich will das irreführende Wort „Rasse" absichtlich vermeiden — enthält die untere, schleimhautartige Lagerung der Oberhaut eine Menge schwarzer, brauner oder gelber Pigmentzellen. Die Farben dieser Zellen vermischen sich mit denen des Blutes und bringen auf diese Weise, entsprechend ihrer Zahl und Farbentiefe, die brünette, die schwarze, die gelbe oder die rote Hautfarbe hervor. Diese Hautfarben nun sind eines der stärksten Merkmale der sogenannten „Rassen" — oder richtiger Menschengruppenverschiedenheiten und haben den Gelehrten und Ungelehrten bereits unendlich viel Kopfzerbrechens verursacht.

Die anthropologische Literatur weist darüber die verschiedensten Theorien auf und fast alle namhaften Anthropologen haben jeder eine eigene Meinung und Anschauung ins Treffen zu führen gewusst. Aber keine von allen bisher vorgebrachten Theorien hat die absolute Wahrscheinlichkeit für sich. Das heisst, eine jede von ihnen bietet Lücken und zweifelhaft gebliebene Punkte dar. Unser herr-

liches Taggestirn soll die Chinesen gelb und die Neger schwarz gefärbt haben. Doch wie kam diese selbe Sonne dann dazu, die Indianer just in schönes Kupferrot zu tauchen? Die Chinesen weisen, wie Waitz ausführt, von Peking bis nach Kanton jede Abschattung auf — vom hellen Gelb bis zur dunklen Kupferfarbe, während wir bei den Arabern, von der Wüste hinunter bis Jemen jede Abstufung von der Olivenfarbe bis zum schwarz finden.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin mit überlangen Beinen.
20 Jahre alt.

Die Frauen der höher gestellten Klassen in China und Japan besitzen eine Haut von weisser, teilweise sogar von sehr weisser Farbe, ebenso die vornehmen Damen in Birma. Sie sind sehr stolz auf diesen Vorzug und legen verschwenderisch weisse Schminke auf, ebenso machen es die Geishas, die Tänzerinnen, und der Chinese hält nicht anders als unser mitteleuropäischer Spiessbürger derartige Verschönerungversuche für berechtigt und findet an einem so verbesserten Antlitz einen ganz besonderen Reiz.

„Der Begriff der Rasse ist ein naturwissenschaftlicher, der Rassencharakter ist angeboren", sagt Ernst Grosse. Wenn es aber der Einfluss der heissern oder Tropensonne allein wäre, der die farbigen Gruppen gedunkelt hat, so könnte man sich beispielweise die Hautfarbe der Indianer im mässig heissen Klima ihrer Heimatgebiete unmöglich erklären. In dieser Hinsicht äusserte einmal Darwin einen recht ansprechenden Einfall. Er stellte die Theorie auf, dass die Verschiedenheiten der Hautfarbe auf Verschiedenheiten des Geschmacks begründet und durch die Kraft der Geschlechtswahl hervorgerufen seien. „Wir wissen", sagt er, „dass die Angehörigen aller Rassen die Farbe der Haut als ein äusserst wichtiges Element ihrer Schönheit betrachten, so dass sie eine Eigenschaft ist, die sehr wohl durch Geschlechtswahl beeinflusst werden kann, wie dies schon in unzähligen Fällen bei niederen Tieren vorgekommen ist. Es sieht zwar auf den ersten Blick wie eine geradezu ungeheuerliche Annahme aus, dass die Pechschwärze des Negers das

schliessliche Ergebnis von Geschlechtswahl sein soll; aber diese Annahme wird durch verschiedene damit übereinstimmende Tatsachen gestützt, und wir wissen ja zur Genüge, wie sehr die Neger ihre eigene Hautfarbe bewundern."

Der grosse Forscher war sichtlich auf dem richtigen Wege, wenigstens hat er eine der Ursachen bezeichnet, die zu dem angeblich tiefen Sammtschwarz der Niggermädchen geführt haben mögen. Da eine minder ausgesprochene Farbe der Haut als Zeichen einer schlechten Gesundheit bei den Negern gilt, so sollte es uns nicht wundern, wenn die heiratfähige Maid auf den Gedanken verfallen würde, durch kosmetische Mittel der ihr karg zugemessenen Tinte ein wenig nachzuhelfen. Vielleicht wäre für irgend einen industriösen Yankee sogar ein Geschäft zu machen, wenn er sich auf die Erzeugung einer nach Haselnussöl riechenden und dauerhaften, schwarzen Schminke verlegen würde, die auf der Sammthaut jugendlicher Niggerfräulein eine berückende Wirkung ausüben müsste.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt.

Es gibt übrigens, wie alle Afrikaforscher, gleich Castellani, bestätigen, die merkwürdigsten Schattierungen selbst im Bereiche eines und desselben Stammes von Farbigen. Die Abessienerinnen z. B. variieren je nach der Tribus, der sie angehören, von der dunkelsten Ebenholzfarbe aufwärts bis zu einem leichten Olivenbraun. Die Äthiopierinnen des Küstengebietes besitzen eine viel schwärzere Hautfarbe als diejenigen des gebirgigen Binnenlandes, die zumeist nur dunkelgelb oder ziegelrot sind. Der sozusagen neue Menschenschlag, der sich in einer für uns noch absehbaren Zeit herauszuwachsen beginnt, die Kreuzung nämlich zwischen den amerikanischen Negern untereinander, die man Afro-Amerikaner nennt, liefert den Beweis, dass die Evolutionfähigkeit der farbigen Menschengruppe noch lange nicht auf ihrem Höhepunkte angelangt ist. Die Neger vom Senegal, vom Kongo oder Gabon, sie alle haben im Verlauf dieser Kreuzungen den rein afrikanischen Typus gemildert und sich gewissermassen dem europäischen angenähert. Die Afro-Amerikanerinnen sind infolgedessen auch, was die Hautfarbe anbelangt, von vielfach leich-

terer Schattierung und wohlgemerkt sogar in Fällen, wo kein Einschlag von europäischem Blute nachzuweisen ist. Es dürfte also diese Erscheinung jedenfalls der Einwirkung des Klimas oder auch noch anderen bisher noch nicht genügend ermittelten Lebensumständen zuzuschreiben sein.

Während sich die Negerinnen in Afrika, nach Angaben vieler Reisenden, niemals genug schwarz und nächtlich dunkel finden und ihrer Haut mit Fetteinreibungen eine noch wärmere und dunklere Schattierung zu verleihen suchen, fühlen sich die Frauen auf Haïti und Domingo ungemein beehrt und erfreut, wenn es ihnen gelingt, ihren äusseren Menschen durch Anwendung von Kunstmitteln um einige Grade heller zu gestalten. Da sie fast ausnahmlos Kleider nach europäischer Mode tragen, so bleiben nur Antlitz, Hals, Nacken und Arme, überhaupt diejenigen Körperteile zu behandeln, die die Mode zu entblössen pflegt. Die „verschönert" man nun mit Auftragung einer gelblichen Schminke und eines gelblichen Puders, und so gross ist die Kraft der Seelenverderberin Mode, dass sich auch die weitaus überwiegende Mehrzahl der farbigen Gentlemen bereits in der Stimmung befindet, solchen Verschönerungbemühungen ihr „imprimatur" nicht länger mehr vorzuenthalten.



Japanin aus Yokohama.

Käme es nur auf die hellste Weisse und äusserste Zartheit der Frauenhaut an, so wären die Albinos die begehrtesten Geschöpfe; denn die leichte Verletzbarkeit und geringe Widerstandkraft gegen äussere Einflüsse mechanischer und thermischer Art haben sie mit Neugeborenen gemein. Der Albinismus ist tatsächlich eine Hemmungbildung und ein Symptom einer konstitutionellen Krankheit. Die Albinos sind pathologische Produkte und wie sehr sie sich auch in manchen Beziehungen den blonden Normalmenschen nähern, dürfen sie ihnen doch nicht gleich geachtet, gewissermassen für die blondesten der blonden gehalten werden.

Es ist ein zweifelhafter Vorzug der dunkelhäutigen Menschengruppen, dass unter ihnen die Albinos ungleich häufiger und zahlreicher vorkommen als bei den lichthäutigen Gruppen. Man erkannte sie als anormale Menschen und behandelte sie meist auch darnach. Wenn z. B. die schönste weisshäutige Europäerin Negern gründlich missfällt, so stossen sie sich nicht so sehr an deren Gesichtbildung als an der Hautfarbe, die sie für ein Zeichen von Krankhaftigkeit zu betrachten geneigt sind. Die starke Hautweisse dünkt ihnen als monströs. So erklärt auch der Darienindianer die Blafards oder Albinos für monströse Wesen und in Guatemala sagt

man, sie wären hijos del sol, Sonnensöhne. Auf Nias bei Sumatra heisst man sie Onon bela, d. h. Teufelskinder, weil sie nach dem Volksglauben vom Teufel mit Erdenweibern gezeugt sind. Sie sind dort ein Spielball für alt und jung und müssen, um eine Frau zu bekommen, mehr als andere dafür bezahlen, eine Albina dagegen begehrt man nie zur Frau. Nach dem auf Amboina herrschenden Volksglauben entstehen Albinos, wenn ein Weib im Walde schläft und von einer Sternschnuppe geschwängert wird. Auf Ceramlaut gilt der Morgenstern als Vater.

Die Schwarzhäutigen betrachten ihre Albinos als Wesen eigener Art und widmen ihnen entweder eine ausnehmende Verehrung oder Verachtung, was unter Umständen derselben Quelle von Gefühlen entspringt. Nach Cortez's Berichten hielt Montezuma in seinen Lustgärten ganze Menagerien, in denen er auch Albinos neben Missgestalten, Zwergen und Buckligen verpflegen liess. Im Beginne des 18. Jahrhunderts vergönnte sich auch der König von Aschanti den gleichen Luxus. An seinem Hofe lebten beinahe hundert Neger von verschiedenen Farben, durch alle Schattierungen von dunkel- und blassrot bis zu weiss. Ihre Erhaltung erfolgte von Staatswegen. Es waren fast immer ekelhafte, kranke, ausgemergelte Geschöpfe. Wenn sie gingen, so schlotterte ihre Haut gewöhnlich und ihre Augen blinzelten im Lichte.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 18 Jahre alt.
Die Eltern „Hiänzen“ aus der Ödenburger Gegend.

Dem französischen Reisenden G. Mollien, der um 1820 das Innere von Afrika bereiste, führte man zu Puku bei Timbo in der Nähe der Senegalquellen ein Albinomädchen vor. Sie hatte weder Augenbrauen noch Augenwimpern, und schien daher von den Sonnenstrahlen besonders viel zu leiden; ihre Hautfarbe war kreideweiss, ihr Haar sowie ihre Physiognomie dagegen negerartig; sie hatte einen sehr langsamen Gang; überhaupt verkündigte ihr ganzes äussere ein schwaches, leidendes Wesen, daher ich nicht wenig erstaunt war, zu hören, dass die Neger dergleichen Mädchen heiraten und dass diese keineswegs unfruchtbar zu sein pflegen. Man versicherte mich, dass, wenn sie mit Männern ihrer Farbe in eine eheliche Verbindung träten, die darin erzeugten Kinder ebenfalls weiss wären. Der Anblick des unglücklichen Geschöpfes, das man mir vorstellte, erregte bei mir ein Gefühl des Mitleids, das die Zuschauer für Abscheu hielten. „Wenn du“, sagte einer dieser Neger, „für Wesen deiner Art Abscheu empfindest, so darfst du dich auch nicht wundern, wenn uns deine Farbe missfällt!“

Der seit einem Jahrhundert gesteigerte Weltverkehr wirkte inzwischen so-

wohl auf die Schwarzen als auf die Weissen aufklärend und ausgleichend. Es bahnt sich allmählich ein Umschwung in der ästhetischen Abschätzung der weissen wie der schwarzen Haut an.

Die ihrerzeit so hoch bewertete, tiefdunkelschwarz glänzende Hautfarbe ist von der steigenden Afterzivilisation übertüncht worden und notiert schwächer auf der Heiratbörse des neuen Schlages. Ausserdem gibt es viele Europäer, für die eingestandenermassen die schwarze Hautfarbe einen gewaltigen Zauber ausübt. Die Negerinnen sind nicht nur in den Haremlyken moslimischer Orientalen eine Erscheinung, auf die das Wort variatio delectat anwendbar ist, auch in den Lupanaren von Rom, Madrid, Paris und London, von den Küstenstädten ganz zu schweigen, sind sie eine vielbegehrte, gangbare Ware. Die schwarze Venus spielt in den Freudenhäusern, diesen Erholungstätten von Salonethnographen und Seeleuten, eine nicht unbedeutende Rolle. Man rühmt ihr Temperament, ihre naive und urwüchsige Leidenschaftlichkeit und über alles soll die sammtweiche, schwarze Haut für bereits erschlaffte Lebemänner eine Pikanterie und einen Vorzug haben, den die Frauen weisser Hautfarbe niemals zu bieten vermögen.



Ein arabisches Schenkenmädchen in einer Kaffeewirtschaft in Port Said.

Allerdings können die farbigen Frauen in einem anderen wichtigen Punkte niemals mit den Angehörigen des weissen Menschenschlags in einen Wettkampf eintreten oder auch nur mit ihnen verglichen werden. Guillaume Louis Figuier weiss den Umstand von bedeutsamer Wichtigkeit ausgezeichnet hübsch zu umschreiben: „Die Farbe seiner Haut“, so schreibt er, „nimmt allen Reiz vom Gesicht des Negers fort. Was das Gesicht des Europäers so gefällig macht, ist, dass jeder Zug eine besondere Schattierung zur Schau trägt. Wangen, Stirn und Nase und Kinn des Weissen haben jedes seine eigene Färbung. Auf einem afrikanischen Gesicht dahingegen ist alles schwarz, selbst die Augenbrauen, so tintig wie der Rest, gehen in der allgemeinen Schwärze auf; kaum eine andere Schattierung ist wahrnehmbar, ausser dort, wo die Lippen aneinanderschliessen.“

Hier ist auch vielleicht die Ursache zu finden, weshalb wir in der Weltliteratur der Weissen noch niemals von einer wahrhaften und seelenbeherrschenden Leidenschaft vernommen haben, die einen Weissen für eine Negerin oder sonst eine Farbige entflammt und fortgerissen hätte. Wir wissen allerdings von der verhängnisvollen Liebe der zarten Desdemona zu Othello, dem Mohren von Venedig. Doch schildert Shakespeare, der grosse Seelenkenner, diese, gelinde ausgedrückt, mehr als seltsame Erscheinung eher noch als die Wirkung einer Suggestion, der die schwärmerisch veranlagte Tochter des stolzen Brabantio erlegen war. Er gibt sich so viele Mühe, diese unerhörte Gefühl- und Geschmackverirrung zu begründen, rückt das Erstaunen und die Verwunderung der Umgebung in ein so helles Licht, dass Brabantio, um eine Erklärung dafür zu haben, sofort von einer Bezauberung spricht und den Mohren schlankwegs beschuldigt, er habe sich unerlaubter Mittel bedient, um den Sinn seiner Tochter zu umschleiern und sie zu berücken.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Jütländerin, 19 Jahre alt.

Die auserlesene Tüchtigkeit Othellos, sein hoher Wert als eines Kriegers, seine Erfolge, die Heldenhaftigkeit, die ihn umstrahlt, dies alles zieht der Dichter als Milderunggründe heran, und dennoch gab und gibt es eine Anzahl Kommentatoren, die aus Othello einen Mauren machen wollen, das heisst, die das tiefe Ebenholzschwarz in das elegantere Braun hineinzuretten suchen, in der Überzeugung, durch einige Schattierung ins lichtere das allzu unerhörte der Verirrung Desdemonas zu beschönigen.

Aber nun denke man sich ein Drama, in dem als tragische Heldin eine Negerin auftreten würde; wohlgemerkt, nicht eine Oper, sondern ein Gegenstück zu Othello, ein eben solches Werk, das die Sturmflut der Leidenschaften aufwühlte, um Schrecken und Teilnahme im Gemüt der Zuhörer und Zuschauer zu erzeugen. Sagen wir z. B. es träte Medea die Kolchierin als Negerin auf, Jason aber als Weisser, – würde sich nicht dagegen das Gefühl unseres Publikums empören? Hätte selbst ein Shakespeare seinem Auditorium eine solche Kühnheit mundgerecht

zu machen vermocht? Wird überhaupt jemals die abgrundlose Kluft, die die schwarzen Pigmentzellen der Haut zwischen Weissen und Farbigen auftun im idealen Sinne der romantischen Liebe ausgefüllt werden können? Wir glauben nicht recht daran, dagegen sehen wir namhafte Schriftsteller zu gunsten brünetter Schönheiten ihre Stimme abgeben. Im Childe Harold singt Byron, der überhaupt ein leidenschafterfüllter Verehrer südlicher Schönheit war, den Brünetten ein feuriges, tiefempfundenes Lob:

Wie herrlich wird ihr Blick!
Statt sie zu bräunen,
Hat Phoebus ihre Wangen nur
umworben,
Dass rascher unter seiner Lieb
sie glüht!
Wer, der sie sah, sucht noch
nach blasser Schönheit
Im Norden, arm an Form, matt,
leer und kraftlos?



K. u. K. Hof- und Kammerphotograph Charles Scolik in Wien.

Eine Wiener Haarkräuslerin, 15 Jahre alt.

Der klare Oliventeint der Andalusierinnen hatte es ihm angetan, und so wie er dachten Alfred de Musset, Prosper Merimée und mit ihnen die ganze Schule der Romantiker und der Maler, die alle nach dem Süden pilgerten, um sich zu begeistern und für die glühenden Farbentinten, die in der Mode waren, an Ort und Stelle zu entflammen.

Einen wundervollen Ausdruck für den Reiz der dunkleren Hautfarbe hat Graf Gobineau in den Asiatischen Novellen. ‚Ihr fragt, ob er schön war? Schön wie ein Engel! Die Gesichtfarbe leicht gebräunt, nicht in dem trüben, irdfarbenen Tone, dem sichern Ergebnis einer Mischlingherkunft; er war warmgebräunt, wie eine Frucht, die in der Sonne gereift.‘ Nun sind die Afghanen Angehörige der indogermanischen Menschengruppe, obwohl oder weil sie behaupten, Abkömmlinge König Sauls zu sein. Natürlich kommen auch bei den Afghanen alle möglichen Hautfarbenabstufungen vor; lichtere in Kafiristan, dunklere in den mehr westlichen Strichen, die sich in der Nähe Indiens hinziehen, aber den Reiz ihrer Hautfarbe heben die hervorragendsten Kenner von Frauenschönheit aufs nachdrücklichste hervor.

Solche Schönheitbegriffe sind in ihren Nuancen lebhaftesten Schwankungen unterworfen. Es gab Zeiten, und sie werden wiederkehren, da die äusserste Blässe des Gesichtes bei den Damen allein für schön und vornehm galt. Um dies bleiche

Ziel zu erreichen, schreckten die „Führerinnen" des Tages nicht davor zurück, selbst zu ausgiebigen Aderlässen ihre Zuflucht zu nehmen. Gräfin de Genlis erzählt in ihren Memoiren, dass sich Madame D'Esparbès aus diesem Grunde wiederholten Blutentziehungen unterwarf. Die Mädchen von der Bourgeosie tranken Essig und nahmen Purgativmittel ein. Die Maler trugen noch mehr dazu bei, um die durchscheinende Blässe der Gesichthaut als das allein beglückende Schönheitideal in Mode zu bringen. Man nannte dieses Genre der Erscheinung: les figures à sentiment. Greuze malt solche Blässe zum Entzücken, und die zeitgenössischen Dichter verspotten die gesunde Gesichtfarbe, die sie bäuerisch heissen.

Übrigens taucht auch in unseren Tagen eine ähnliche Tendenz häufig wieder auf! Die Romanschreiber und insbesondere die weiblichen Firmeninhaber dieser epischen Gattung, die ihre fladenbreite Weltanschauung in den Familienblättern zu Nutz und Frommen der höheren Tochter fortsetzungweise ablagern,



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Rumäninnen aus der Dobrudscha, Zwillingschwestern, 19 Jahre alt.

haben längst das Ideal der „vornehmen, blassen, aristokratischen Gesichtfarbe" festgestellt. Diese seelisch vornehme Blässe ist das Schibboleth der Marlitt und ihrer schreibfreudigen Nachfolgerinnen. Gerade diese immer wiederkehrende Verhimmelung der Blässe hat schon mancherlei Unheil angestiftet.

Durch Autosuggestion setzt sich diese Verbindung in der überspannten Phantasie so manches holden Magedeins fest und es gelangt dadurch zu dem betrübenden Fehlschluss, dass es sich seiner liebreizend jungfräulichen Frische — die es für vorstadtmädelmässig hält —, vielleicht gar schämen müsse. Und von solcher Scham bis zum heissen Bemühen, ebenfalls wie eine Comtesse de Ribeira mit „vornehmer Blässe" der Welt zu imponieren, ists nur ein Schritt. Bis zur Blutabzapfung nach berühmtem Muster kommt ein höheres Töchterlein wohl kaum, das ist nicht mehr modern, aber es gibt ja auch in den unzähligen Handbüchern für Kosmetik andere Rezepte, wie ein allzublühendes Aussehen zu verschlimmbessern ist. Schade darum! Wie so manches rosige Antlitz wird auf solche Unart seiner knospenden, ersten Blüte beraubt!

Der Ansatz zu einer Aschermittwochpredigt wäre da, es fragt sich nur, ob nicht eine Frau berufener wäre, sie den Männern zu halten, sintemalen und alldieweilen das starke Geschlecht dem schönen in puncto Eitelkeit auf Hautschönheit noch etwas vorzugeben haben dürfte. Wer war seinerzeit männlicher als der grosse Korse und wie war er noch auf seine Haut eitel, als bereits seine ganze Macht und Herrlichkeit flöten gegangen und seine Epidermis nicht mehr im Kurswert war als die irgend eines in Ruhestand gesetzten Paradeoffiziers. Sein Biograph Francesco Antomarchi verzeichnete gewissenhaft das traurig-heitere Episödchen, das im Original hier folgen soll, damit von seinem Duft nichts verloren gehen mag: Pendant que je m'entretenais avec l'empereur, Marchand avait preparé dans la seconde pièce son éponge, son lavabo et ses habits. Il y passa; le visage, la tête furent lavés, essuyés et la flanelle getée au loin. „Vous le voyez, docteur, beau bras, seins arrondis, peau blanche, douce, pas un poil, excepté pourtant. — Plus d'une belle dame ferait trophée de cette poitrine; qu'en dites vous? Et ma main! combien d'élégantes en seraient jalouses!“ Il se brossait, detaillait les charmes, les défauts cachés de quelques Européennes, s'interrompait, excitait son valet de chambre, reprenait, discontinuait, reprenait encore: „Madame . . . était vive, sémillante . . . et désirait beaucoup avoir un enfant de la race des héros . . . Elle vint un jour“ . . .



Kgl. Hofphotograph M. Jovanović in Belgrad.

Eine gefeierte serbische Schauspielerin aus Belgrad, 18 Jahre alt.

Dieser Charakterzug ist allgemein menschlich-männlich. Sogar das serbische Tiermärchen spöttelt darüber. Schon in den letzten Zügen liegend fragt der Ziegenbock den Fuchs, der ihn umschleicht: O Reinecke, Reinecke! Ich weiss ja, auf was du lauerst, doch sag mir noch vor meinem Tode, gelt, mein Bart wiegt des Kaisers Hauptstadt auf? — Darauf Reinecke: Böckelein, Böckelein, mein töricht Reckelein! Wenig frommt ein schöner Bart, ist der Kopf von dummer Art!

* * *

Welch eine Augenweide, wenn man eine muntere Schar wohlgepflegter Pensionärinnen vorüberziehen sieht und sich an all dieser werdenden, reifenden Schönheit erfreuen darf! Wie süss und bezaubernd prangt der ahnung- und verheissungvolle Frühling auf den Wangen solcher Jugend, die kaum noch das Gehege der schuldlos einherflatternden Kindheit verlassen hat. Der Schimmer, der auf der keuschen Stirn von solch halberblühten Mädchen leuchtet, stiehlt sich dem empfindsamen Beschauer ins Herz hinein; man denkt an das leuchtend frische

Grün des Laubwaldes, an das bestrickende Blau des fernen Horizontes, an das zauberhafte Licht, das im Osten anbricht. Dies alles sind die Farben auf der Palette der Natur, die uns mit ewig neuer Bewunderung erfüllen, und gegen solche Meisterwerke der Schöpfung erhebt verständnislose Eitelkeit ihre hilflos läppisch tastende Hand, um Besserungen vorzunehmen, und, wie sie sich glauben zu machen sucht, um zu verschönen!

Ja, es gibt eine Art, die Haut zu pflegen und ihr die Geschmeidigkeit und die Jugendblüte so lang als nur irgend möglich gegen den Lauf der rollenden Jahre zu bewahren. Sie ist ebenso einfach, wie ästhetisch einwandfrei und kostet weniger als Salbentiegel. Zwei oder drei Bäder in der Woche, im Sommer, wenn es angeht, im fliessenden Wasser, Schwimmbäder, kann man sie an der Meerküste haben, dann noch besser. Die körperliche Übung des Schwimmens verbunden mit dem Aufenthalt in reiner Luft, mit Sonnenschein und fröhlicher Laune, ist ein unvergleichliches Heilmittel gegen Nervosität und Blutstockungen und daher in unmittelbarer Folge auch das wirksamste und zuverlässigste Hautpflegemittel, das es in der Welt nur geben kann.



Photographie von Cavra in Athen.

Eine Griechin aus Konstantinopel.
Aus einem unedierten Album von Achilles Ney.

Hast du, Freund, wohl einmal zu den beneidenswerten gehört, die sich dem Damenbassin einer Schwimmschule im Freien oder der Frauenbadestelle am südlichen Meere so nahe bringen konnten, um das Treiben und Leben in solchen ‚geheiligten Hallen‘ zu beobachten? Welche Lust und welche Heiterkeit herrschen dort! Wie losgelassene Vilen tollen die munteren Mädchen und jungen Frauen in den Fluten herum. Man trifft unter ihnen Schwimmerinnen ersten Ranges an und ausserdem sehr viele, die dank ihrer angeborenen Anlage die schillernde, in Wellen sich wiegende Flut beherrschen. Sie springen mit der Sicherheit japanischer

Seiltänzerinnen vom Sprungbrett oder von der Leiter, tauchen, schwimmen unter Wasser, treiben allerlei neckische Torheit und Kurzweil und fürchten weder die Sonnenstrahlen, die sie umschmeicheln, noch die Luft, selbst wenn sie sich bis auf die Skala von der steifen Brise bis zum angehenden wogenauftürmenden Sturme steigert. Aber dafür auch welche Frische, welch natürliches Prangen der Haut, die belebt und erquickt mit erhöhtem Reiz erblüht! Wie lieblich sind sie anzuschauen, sie alle, von denen keine auf die dem schöneren Geschlecht nun einmal angeborene Koketterie vergessen hat! Die neidischen Hüllen, die fahle Convenue, mit der die Mode das Weib zu uniformieren sucht, die Toiletten, das den Mann am meisten vom Weib abstossende Zwanginstrument, das Mieder, die Schuhe, die den Fuss entstellen, die Strumpfbänder, die die Adern unterbinden, die Strümpfe, alles ist in der Kabine zurückgeblieben. Nur ein dünnes, kurzes Badekostüm verhüllt noch knapp die Formen, um sie, dann einmal nass geworden, so ziemlich vollständig den Blicken des Beschauers preiszugeben.



Photographische Kunstanstalt D. Stabala in Wien.

Eine Urwienerin aus dem Arbeiterstande, 19 Jahre alt.

Das Wasser ist ein rücksichtloser Verräter; selbst der wuchtige Dichter Pindaros dachte nicht daran, als er seine berühmte Ode mit dem Satze hydor men ariston pinein (Wasser ist der beste Labetrank) einleitete, dass des Wassers Wahrhaftigkeit noch gewaltiger ist als seine vielumstrittene Behauptung. Schminke und Puder bestehen nicht vor des Wassers inquirierender Kraft

Spielend strafen die Wellen alle Reklame der Fettschminken — und der eau ravissante-Erzeuger Lügen. Selbst die Pariser und sonstigen Modedamen, die alle Raffinements der Toilettenkunst inne haben und sie anzuwenden wissen, um sich so verlockend, wie nur immer möglich für den Strand der Modebäder herzurichten, allwo man den Männerfang mit geschickt verdecktem Köder betreibt, kennen sich hierin ganz genau aus. Wohl liefert ihnen der Haarkünstler Perrücken mit flatterndem Haar,



K. u. K. Hofatelier R. Krziwanek in Wien.

Eine Wiener Mimikerin, 16 Jahre alt.

die die Wogen nicht zu scheuen brauchen; es gibt invisibles, auxiliaires, ein volles Arsenal von käuflichen, weiblichen Reizen, die so geschickt gemacht und hergerichtet sind, dass sie auf gewisse Entfernung sogar die feinsten Kenner zu täuschen vermögen. Aber eine verschminkte und verdorbene Haut besteht das Gottesurteil der Wasserprobe nicht. Sie wird bläulich und fleckig; die beste Schminke gewinnt hässliche Tinten und Schattierungen, und daher sind die Modelöwinnen des Festlandes fast niemals wahrhafte Schwimmerinnen.

In Konstantinopel darf man an verschiedenen Tagen des August nicht im offenen Meere baden, weil dann die Haut braune Flecken bekommt, besonders nicht nach Regen, das bringt Fieber. Für die echte Chrowotin dauert die Woche der Badescheu 365 Tage lang.

Der türkische Liebephysiolog Omer Háleby Abu Otman empfiehlt Frauen und Männern das Baden als Wundermittel zur Erhöhung der Kraft, die den Fortbestand der Menschheit verbirgt: „Alle Grundlagen des wahren Tempels der Gesundheit enthält das Gebet: Diät, Wasser, Fasten, Bewegung. Es erhöht die physische Kraft . . . Wer von euch, o Gläubige, fühlt sich nicht nach Waschung und Gebet befreit von Kummer, Übel, körperlicher und moralischer Ermattung? O Gläubige, vergesst deshalb nicht eure Waschungen . . . wenn Ihr gesund und energisch zeugend bleiben wollt! Macht aus euren Abwaschungen . . . eine Freude für Leib und Geist; und die Waschungen werden euch eure Kraft, eure Fähigkeit zur Freude, zum Beischlaf und zum Tanzen verhundertfachen!"



Ein japanisches Theehausmädchen in Yokohama.

Der Besuch von Badeorten ist besonders unfruchtbaren Frauen anzuraten, die sich nach einem Kinde sehnen. Was der Florentiner Poggio im Jahre 1417 von Baden bei Zürich schrieb, lässt sich so ziemlich auf die meisten Kurorte anwenden: „Ich glaube nicht, dass es auf der Welt ein wirksameres Bad für die Fruchtbarkeit der Frauen gibt, da recht viele der Unfruchtbarkeit halber hieher kommen, so erfahren sie seine merkwürdige Kraft." Eine alte Wandinschrift, die man zu Baden bei Wien entdeckte, rühmt den Heilquellen dieses Ortes das gleiche Wunder nach:

Für unfruchtbare Frauen ist das Bad das beste,
Was das Bad nicht tut, das tun die Gäste.

Man muss es nur ein einzigesmal mit angesehen und beobachtet haben, wie die Frauen einander im Bade betrachten und abschätzen. Wie ein ewig Licht wacht in ihrer aller Seele der weibliche Instinkt, und aller Unbefangenheit und Heiterkeit zum Trotz suchen sie einander zu bewerten und zu überbieten! Das

Bedürfnis, sich als die schönere erachten zu dürfen, die anderen zu übertrumpfen, sich anerkannt und bewundert zu sehen, ist unauslöschlich beim Weibe, und den Neid der Freundinnen, oder, was dasselbe gewöhnlich ist, der heimlichen Feindinnen, zu erwecken, gilt den meisten von ihnen als süssester Triumph.

Meister Jordan hebt in seinen Nibelungen (XX) sehr anschaulich Krimhildens Schönheitneid im Bade mit Brunhilden hervor:

Mit der stolzen Gestalt voll Anmut und Stärke —
So dachte Krimhilde mit Dolchen im Herzen —
Mit diesem Nacken, der Neige des Halses,
Den schönen Schultern, die, bräunlich durchschattet,
Zum Oberarm so edel fallen,
Den Formen, die Feinheit mit Festigkeit paaren,
Kann der meinigen Fülle sich nimmer messen!

Im fashionablen Seebade, das den Witzblättern unerschöpflichen Stoff fürs Sommerfutter ihrer Leserkreise gewährt, wird dieser Kampf der Eitelkeiten gewissermassen offiziell geführt. Und im fernen Osten, im Dampfbad, ohne das sich eine Orientalin kein glückliches Leben auszudenken vermag, geht es eigentlich auch nicht anders dem Wesen nach zu. Schliesslich ahnen es, um im Stile des bärbeissigen Philosophen Schopenhauer zu reden, alle diese holden Vilen, Fanggen, Najaden und Melusinen nicht einmal, dass es die Allgebieterin, die grosse Fürsorgerin Natur selber ist, die sie anspornt, nach Schönheit zu streben und ihre Haut zu pflegen, weil sie dadurch den Mann anlocken und zur Erhaltung der Art als willige Werkzeuge um so dienstbarer und tauglicher werden.



Photographie von Cavra in Athen.

Griechin aus Athen. Altgriechischer, klassischer Typus. Dieselbe auf S. 14.

Aus einem unedierten Album von Ach. Ney.

Bei dem zivilisiertesten Volke der Erde, bei den Chinesen, verwendet die Frau die höchste Sorgfalt auf ihren reinen Teint, und er ersetzt ihr in den Augen des Mannes selbst die ihr nicht allzureich zugemessene Schönheit des Körperbaues. Die wohlgepflegte Oberhaut der Chinesin ist von einem trockenen Glanz und von einer seidenweichen Zartheit. Im alten Liederbuche Schi-King preist darum der junge Ehemann seine Frau als das Licht des Hauses und vergleicht sie mit Sonne und Mond:

Die aufgegangene Sonne:
Das heisst — ein schönes Weib in klarer Wonne
Verweilt in meines Hauses Mitten
Und geht mir leise nach auf allen Schritten.

Der Mond, der aufgegangene:
Das heisst — das schöne Weib, das glanzumfangene,
Lehnt an meines Hauses Pforten,
Und folgt mit Lächelblick mir hin nach allen Orten.

Die aufgegangene Sonne stand:
Mein junges Weib im Morgenflore,
Sie stand an meines Hauses Tore
Und winkte, da ich ging, mir nach mit weisser Hand.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Niederösterreicherin, Deutsche, 23 Jahre alt.

Der Mond, der aufgegangne: —
Das junge Weib im Abendflore,
Sie geht an meines Hauses Tore;
Wie wird von ihr begrüsst der schön empfangne;

(Deutsch von Rückert.)

* * *

Wie mag es kommen, dass die Damenwelt, die alles mögliche und noch einiges mehr aufbietet, um einen schönen und verlockenden Teint zu besitzen, so häufig ganz falsche Wege einschlägt, die ziemlich abseits vom heiss angestrebten Endziele verlaufen? Fast alle die hoch angepriesenen und gar nicht billig erhältlichen Toilettenseifen, die mit chemisch erzeugtem Wohlgeruch die Nerven angreifen, wirken abträglich, weil sie aus tierischem Fett und aus Soda oder Pottasche zusammengesetzt sind. Bereits die Frauen im ältesten Ägypten kannten die Kunst der Seifenbereitung, und wohl galt keine als eine tüchtige Hausfrau, die nicht eine gute Seife kochen konnte. Diese Kunst ist unseren Kulturdamen nicht vertraut. Sie müssen sich bedienen lassen. Mögen sie in der Wahl ihrer Seifen nicht minder als in der ihrer Cicisbei vorsichtig sein. Es gibt für die Hautpflege nur die ganz feine Art von Seife, die aus reinem Olivenöl

hergestellt ist, allenfalls noch Glycerin, dann aber Mandelkleie, ein wenig Borax oder Zitronensaft, den man dem Waschwasser beimengt.

Handelt es sich um ein Mittel, eine wirklich fehlerhafte Haut soviel als möglich für die Blicke der Aussenwelt erträglich zu machen, so bediene man sich eines Rezeptes, das der berühmte Wiener Dermatologe Hebra mitteilt. Er sagt zwar nichts neues für den Ethnologen, aber er umgibt Kraft seiner Autorität, und auf die kommt es bei Frauen immer an, einen alten Schönheitbehelf mit einem fachwissenschaftlichen Glanz: „Parfumeure und Apotheker haben seit undenklichen Zeiten kosmetische Mittel hergestellt, deren Hauptbestandteil Talcum vinetum (Talg) oder Pulvis aluminis plumosi (Federweiss) ist, welches, wenn eingerieben — was in Gestalt eines mit Wasser angemachten Teiges oder einer Fettsalbe, auch in trockenem Zustande als Pulver geschieht —, der Haut eine angenehme, weisse Farbe gibt, und sie nicht im mindesten schädigt, selbst wenn der Gebrauch der betreffenden Mittel durch das ganze Leben fortgesetzt wird."



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Magyarin aus der Puszta, 19 Jahre alt.

Wenn wir nun auch noch der Elektrizität erwähnen, die in jüngster Zeit als Medium der Hautpflege dient, als eines Mittels zum Entfernen von überflüssigen Haaren, Sommersprossen, Feuermälern, Finnen u. s. w., so müssen wir auch der Mrs. Watson in London ehrenvollst und hochachtungsvollst gedenken als der glorreichen Erfinderin einer Frauenvisagemassage auf elektrischem Wege und mit Hand-

kurbelbewegungen. Die schrecklich griechisch klingenden Namen für die einzelnen Phasen des Verfahrens getraue ich mich nicht fehlerfrei nachzuschreiben, doch das ist Nebensache, Hauptsache ist, dass sogar „höchste Herrschaften", Gräfinnen, Fürstinnen und Herzoginnen, also schon von Natur aus gescheidte Weiber ihre Schönheit mit Mrs. Watsons Hilfe bis über ihr Greisenalter hinaus behaupten möchten. Täglich eine Séance zu zwanzig Minuten kostet in der ersten Woche 980 Mark, in der zweiten Woche bloss 580 Mark und jede weitere Woche nur noch 280 Mark. Die Erfindung ist wirksam. Mrs. Watson besitzt bereits ein eigenes Haus und eine eigene Kutsche und ihr Einkommen übersteigt einen Ministergehalt.



Chinesische Sängerinnen aus Schangai.

Nichts neues unter der Sonne! Schon die Römerinnen der Kaiserzeit liessen sich die weissen Haare ausrupfen und die Haut abziehen, wie dies Tibull (I. 8, 45) bezeugt und die Pariserinnen, Zeitgenossinnen Michel de Montaignes, taten auch so, indem sie nebenher auch auf ihre natürlichen Zähne verzichteten, wie Montaigne vermeldet: Qui n'a ouy parler à Paris de celle qui se feit escorcher, pour seulement en acquerir le teint plus frais d'une nouvelle peau? Il y en a qui se sont faict arracher de dents vifves et saines, pour en former la voix plus molle et plus grasse, ou pour les ranger en meilleur ordre. Combien d'exemples du mespris de la douleur avons nous en ce genre! Que ne peuvent elles, que craignent elles, pour peu qu'il y ayt d'adgencement à esperer en leur beaulté!

Vellere queis cura est albos a stirpe capillos,
Et faciem, dempta pelle, referre novam!

Heutigentags begnügen sich die Frauen, die à tout prix schön bleiben oder schöner werden wollen, Haare zu lassen. Welch ein Fortschritt barbarischen Zeiten gegenüber! In den Souvenirs d'un homme de cour (Paris 1805) ist ein

hübsches Wort zu lesen. Einmal stiess die Marquise von Pompadour mit Ludwig XV. am Eingang zum Salon der Frau Muette zusammen und wollte ihrem Gebieter durchaus den Vortritt lassen, doch der König befahl ihr galant: Passez, passez, le beauté règne sur la terre avant les rois! Und das ist ein Wahrwort, das für alle Zeiten und Völker gilt, denn wie unser Goethe sagt:

Ein schönes Weib ist immer schön!



Museum für Völkerkunde in Leipzig.

Frauen und Kinder von Porto Novo.

II.

Von der Frauen schönen Augen.

Sie ergetzen und verletzen
Und sie heucheln und sie schmeicheln,
Sie berauschen Aug und Mund.

Und mit allen diesen Scherzen
Schleichen sie in Männerherzen,
Bis man ganz von Liebe wund.

Bhartrihari.

Als eines der seltsamsten und ewig unlösbaren Rätsel in der belebten Schöpfung muss dem denkenden und mehr noch dem zugleich empfindsamen



Die normale Verbreiterung des Oberschenkels gegen den Rumpf hin. Čechisches Mädchen aus Tabor, 19 Jahre alt.

Menschen die Macht und Kraft des Auges erscheinen. An sich so wenig, ein mit den allereinfachsten Mitteln errichtetes Organ und dennoch das wichtigste und das wunderbarste, was wir besitzen, die Quelle aller Vollkommenheit, das teuerste und unersetzlichste hinieden. Allgemein menschlich sind Ausdrücke und Wendungen zur Bezeichnung höchster Liebe: er ist sein Augapfel, carior oculis, moj očinji vidu (meiner Augen Licht!), jemand wie seinen Augapfel behüten, conserver quelqu'un comme la prunelle d'oeil usw.

Das Auge wäre schon als Sitz des Gesichtsinnes unser kostbarstes Gut, aber ihm hat die Natur in ihrer Überschwänglichkeit und Gabenfülle auch noch andere Eigenschaften verliehen, die wir zumeist, ohne darüber viel nachzugrübeln, verwöhnt und unersättlich, wie wir es Staubgeborenen nun einmal sind, gelassen hinnehmen als müsste es so sein. Das Auge ist der Spiegel der Seele, so behauptet das Sprichwort und die Dichtung aller Völker; freilich trügt er ungewöhnlich oft. Wer sich nur von den schönen Augen der anderen leiten lässt, tut daran ebenso klug, wie jener Schwachkopf, der sich seine Freunde bloss unter Angehörigen derselben Konfession oder Nationalität sucht; denn bei ihm siegt die unkontrolierbare Neigung und Gewöhnung über vernünftige und verständige Überlegung ob. Von diesem Gesichtpunkte aus ist z. B. M. Beers Anspruch, eine Umschreibung des Volkssprichwortes, auf seinen richtigen Wert zurückzuführen:



Photographie von P. Zsunk in Grosswardein.

Eine magyarische Tänzerin. Panonisch-slavischer Typus.

Nicht in die Seele dringt des Menschen Blick,
Doch einen Spiegel gaben uns die Götter,
Der wahr und hell die Seele offenbart,
Gleich dem Krystalle in des Meeres Schoss;
Und dieser Spiegel ist das Auge!

Lässt man die Wahrheit aus dem Spiele, bleibt noch immer im Auge der Ausdruck starker Empfindungen zurück, die sich ebenso schwer, wie eine Schwangerschaft im neunten Monate, vor dem Sachkundigen verbergen können. Vor allem spricht sich im Auge die Liebe oder der Hass am deutlichsten aus. In diesem Sinne äussert sich hübsch Fürst zu Lynar (Mediceer I, 5):

Verräter sind die Blicke, edler Giulio,
Ein liebend Weib soll einen Schleier tragen,

Sonst schwatzt ihr Auge, wie die Nachtigall,
Ihr liebliches Geheimnis selber aus!



Photographische Kunstanstalt D. Stahala i Wien.

Eine Polin aus Westgalizien 21 Jahre alt.

Der Schleier schädigt die Augen der Trägerin, eine Maske würde dem Zwecke viel besser entsprechen; denn das Auge an und für sich besagt gar nichts, wenn ihm nicht der Gesamtausdruck des Gesichtes zu Hilfe kommt oder, die Schönheit des Gesichtes und der ganzen Gestalt gelangt erst durch die Augen zur vollen Geltung. So versteht man einen Shakespeare in Liebesleid und -lust:

Wie hättet ihr, o Herr, und ihr und ihr
Erforscht die Herrlichkeit der Wissenschaft,
Half euch die Schönheit nicht der Traumgesichter?
Aus Frauenaugen zieh ich diese Lehre;
Sie sind der Grund, das Buch, die hohe Schule,
Aus der Prometheus echtes Feuer erglüht!

Er hat ihr zu tief ins Auge geschaut! Das ist einer der tiefsinnigsten Ausdrücke unserer Sprache, und man mag die Augen eher als einen Spiegel gleichsam als Fenster bezeichnen, durch die man ins Menschenherz hineinguckt. In der gereimten und ungereimten Liebesdichtung aller Völker kehrt immer wieder der eine Gedanke, den der Troubadour Hugues Bruet so fasste: ‚l'amour s'elance doucement d'oeil en oeil, de l'oeil dans le coeur, du coeur dans les pensées'. Ex aspectu nascitur amor sagt das römische Sprichwort, das dabei nur die Stimme vergisst.

Ein halbvergessener rheinischer Dichter, Carl Siebel, drückt anmutig diesen Gedanken in einer Ansprache an sein Liebchen aus:

Mädel, Mädel, ich rate dir gut:
Wahre die braunen Guckäugelein,
Senk sie zur Erde und sei auf der Hut,
Sie sind die Wege ins Herze hinein.

Sind die Wege zum Herzen hinaus;
Alles, was im Verborgenen ruht,
Plaudern die braunen Guckäugelein aus.
Mädel! mein Mädel! drum sei auf der Hut!

Die Macht, die über ihn die Augen seiner Flamme gewannen, schildert Shakespeare in einem Sonette:

An meiner Liebsten Aug entzündet wieder
Der Gott den Brand, der schnell mein Herz erfasst,
Das Liebesfeuer rast durch meine Glieder; —

Zum Heilquell eil ich, ein betrübter Gast. —
Doch half mirs nicht! Die Bäder, die mir taugen
Sind Amors Feuerquell, der Liebsten Augen!

Ähnlich und etwas massloser besang unser Schiller die den Blicken seiner Laura eigentümliche Macht:



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Italienerin aus Trient, 20 Jahre alt.

Deine Blicke, — wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn.

Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

Bäuerlich anschaulich drückt Petöfy die einschneidende Macht der Mädchenaugen auf sein Herz aus:

Hei! Kleine Maid! Dein Blicken
Hat tief mein Herz zerrissen,
So wie die Egg die Felder
Kreuzweis in Furchen teilt.

Nach Petrarca hat sich Amor in den Augen Madonna Lauras eingenistet:

Occhi leggiadri, dov'Amor fa nido,

und er preist, das Urbild eines Augenfetischisten, unermüdlich in Sonetten und Canzonen diese Augen, denen er sein Lebtag nicht entfliehen kann:

Fuggir vorrei; ma gli amorosi rai,
Che dì e notte nella mente stanno,
Risplendon sì, ch' al quintodecimo anno
M' abbaglian più che 'l primo giorno assai.

In der Augenverhimmelung folgt ihm ein Goethe:

Sollt ich nicht ein Gleichnis brauchen,
Wie es mir beliebt?
Da mir Gott in Liebchens Augen
Sich im Gleichnis gibt!



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien

Eine Urwienerin, Deutsche, 19 Jahre alt.

Unter uns Nordländern wirken solche Wendungen wie Ausbrüche der Schwärmerei, die man doch nur den Dichtern zu gute halten mag, während bei den Arabern und ihren Stammverwandten die Frauenaugenverehrung zur kleinen Münze der Volksdichtung gehört. Der Orientale sagt ‚das Auge‘, und meint damit das ganze geliebte Wesen, dem er sein Dasein weiht. Wenn dem Beduinen Gefahr oder Kampf droht, verabschiedet er sich von seiner Frau oder seiner Geliebten ständig mit den Worten: ‚Ich ziehe in Kampf und Tod für deine Augen aus!‘ Ähnlich singt der Beduine im Liede:

Blutig will ich meine Lanze
färben,
Für das Auge meines Mädchens
will ich sterben!



Japanische Schauspielerin aus Tokio.

Der Koran hält die beliebte Volksanschauung bloss schriftlich fest, indem darin die Frauenaugenbewertung in den Vordergrund gerückt wird. Dem Orientalen genügt es, von der verhüllten Frau nur die Augen zu erschauen und im Bewusstsein der Macht ihrer Augen fügen sich die Frauen ohne Murren dem Gebot der Vermummung. Mohammed verspricht den Gläubigen im Paradies immer schöne niemals gebärende, nie alternde Hûris. Haura aber bedeutet im arabischen „Mädchen mit grossen Augen, in denen das schwarze und weisse stark hervortritt“. In der zweiundfünfzigsten Sure steht es geschrieben zum Trost aller, die ihr Heil von schöner Frauen Augen erhoffen: ‚Unter dornenlosem Lotos und Bananen mit Blütenschichten und weitem Schatten und bei strömendem Wasser und bei Früchten in Menge, unaufhörlichen und unverwehrten, da werden sie wohnen; und auf erhöhten Polstern ... siehe, wir erschufen die Huris in besonderer Schöpfung und machten sie zu Jungfrauen, zu liebevollen Altersgenossinnen für die Gefährten der Gerechten, für die Seligen.

Nicht jeder Mann ist ein Shakespeare oder ein Schiller, ein Petrarca oder ein Goethe oder ein gläubiger Araber und nicht jedem Frauenzimmer kann man solch mächtigen Augenzauber nachrühmen, wie paradiesischen Huris. Es sind nur die Bevorzugten, deren Blicke auf uns tiefen Eindruck machen. Hippel schulden wir in dieser Hinsicht eine gute Bemerkung: ‚Jeder grosse Mann hat

einen Blick, den niemand als er mit seinen Augen machen kann. Das Zeichen, das die Natur in sein Angesicht legte, verdunkelt alle übrigen Vorzüge und macht Sokrates zu einem schönen Mann'. Dabei unterläuft gewöhnlich etwas wie Selbsttäuschung; denn einen Sokrates fanden doch nur jene für schön, die sich seinem Geist oder nachdem sie sich seinem Geist gefangen gaben, für die anderen Griechen war und blieb er zeitlebens nur die Zuwiderwurzn. Daran ändert auch eine so umständliche Erklärung, wie sie Carus für die Wirkung des Auges versuchte, kaum wesentlich etwas, weil sie von Fall zu Fall immer wieder nur von einer subjektiven Empfindung endgiltig bestimmt wird. Er sagt nämlich: ‚Analysiert man das, was man den Blick nennt, näher, so findet sich freilich, es sei das Gesamtresultat aller Bildung beider Augen, insbesondere aber ihrer Beschattung, ihrer Richtung und ihres Glanzes. Nur durch die ganz reine, weit mehr als gläserne Durchsichtigkeit der vorderen Augengebilde und durch den richtigen Grad ihrer Anfeuchtung wird das geheimnisvolle Hindurchwirken der Innervationsstrahlung aus dem tiefen Grund des Auges hervordringend und von seiner Nervenhaut unmittelbar ausgehend, möglich, welche dann die eigene, magnetische Wirkung des Augenstrahles bedingt und eines so mächtigen Eindruckes auf andere Individuen fähig ist, dass man jedenfalls mit grösserem Recht, als es da heisst: le style c'est l'homme sagen dürfte: der Blick ist der Mensch!'



Photographie von James Mooney in Washington.

Ein Apachenmädchen aus Arizona, 18 Jahre alt.

Aufgenommen i. J. 1898.

Die Periode ist tadellos, aber ich befürchte, dass sie trotzdem den Leser nicht ganz befriedigt. Wir wollen darum der Erscheinung anders beizukommen trachten, um von ihr eine deutlichere Anschauung zu gewinnen. Haben wir eine solche, so ist uns damit vielleicht auch die Erklärung gegeben.

• • •

In der Denk- und Sprachweise der Kinder von fünf bis neun Jahren und des ärmsten, einfältigen Landvolkes steckt soviel Einfachheit an Anschauungen und

Beobachtungen, dass man daraus häufig mit gutem Grunde auf den geistigen Zustand einer Gesellschaft der Urzeit Folgerungen zieht. Man kann bei solchen Gedankenverbindungen freilich nie genug vorsichtig sein, denn unsere Kinder und unsere mittellose Landbevölkerung sind rückständig, befinden sich aber inmitten einer Kultur, die auf sie unausgesetzt einwirkt, während die Menschen der Urzeit trotz allen sprachvergleichenden und Realienforschungen der Prähistorie als auf sich selbst gestellt, für uns kaum in nebelhaften Umrissen erkennbar werden können. Wie und was sie dachten, was sie schauten und wie sie das Geschaute begriffen, wissen wir nicht. Wir müssen uns begnügen, wenn es uns gelingt, hie und da die Auffassung kulturell zurückgebliebener Menschen und Völker zu verstehen, weil wir dabei doch einigermassen auf sicherem Boden richtiger Betrachtung fussen.



Japanische Tänzerin aus Yokohama.

Das Sprichwort als Beleg haben wir in diesem Falle fast ganz auszuschalten, weil es zu unverlässlich und bereits einer höheren Kultur entspringt. Wichtiger erscheint das Rätsel zu sein, obgleich es für einen kindlichen Verstand berechnet, in Wirklichkeit doch nur einen Rückschluss auf das Kind und nicht auf den Geist ausgereifter Menschen gestattet. Wäre der geistige Horizont erwachsener Leute auf primitiver Kulturstufe nicht grösser, als der von Kindern, so wären die Menschen für den Kampf ums Dasein untüchtig. Sind sie jedoch tatsächlich nicht weiter fortgeschritten und behaupten sich trotzdem, so muss es wohl im Leben auf noch ganz anders geartete Fähigkeiten und Entwicklungen ankommen, als die es sind, von denen wir hier sprechen. Mit anderen Worten: die ästhetische und sprachliche Vollkommenheit ist ein akzessorischer, ein sekundärer Vorzug, der im Völkerleben nicht, oder sehr selten den Ausschlag geben kann. Dies erhärten über jeden Zweifel erhabene Beobachtungen der Ethnologen unter primitivsten Völkern des Erdballs.

Es ist merkwürdig, wie wenig den Völkern auf primitiver Kulturstufe am Auge bemerkenswertes auffiel; zunächst seine Stellung, dann die Farbe und zuletzt oder vielleicht zuerst im Glauben der Blick. Offenbar, weil unter der italienischen Bevölkerung die schwarzäugigen überwiegen, vergleicht das sizilische Rätsel die Augen mit Pechtöpfchen:

Gaju un pignatiddu chinu 'i pici
Mancu uni dugnu a mè matri ca mi fici.

(Ich habe ein Näpfchen voll Pech, ich gebe es nicht einmal meiner Mutter, die mich zur Welt gebracht.) Einem anderen sizilischen

Supra pilu, sutta pilu,
Dintra cc'è l'argentu vivu!

(Oben Haare, unten Haare, dahinter verbirgt sich Quecksilber), ist das deutsche verwandt, von dessen Wiederholung wir wegen seiner Zweideutigkeit hier absehen wollen.

Die Augen spielen Verstecken und können sich nimmer finden: „Zwei Brüder wollten sich lieben an einem schmalen Zaun; sie konnten sich nicht lieben, einander nimmer schaun!“ Ein serbisches Rätsel sagt ähnlich: Zwei flügellose Dohlen lugen aus der Felsenhöhle hervor; sie fliegen überall hin, bleiben aber in der Felsenhöhle sitzen. (Dvije bez krila čavke iz pećine vire; svud lete a u pećini sjede.) Fast wörtlich decken sich ein deutsches und ein serbisches:

Zwei sind, die nebeneinder stehn
Und alles ganz gut und deutlich sehn,
Doch immer ein und das andre nicht,
Und wärs beim hellsten Tageslicht.

Die serbische Fassung nennt das Paar Zwillingsbrüder:



K. u. K Hofphotograph Erdélyi in Budapest.

Magyarin aus Budapest, 23 Jahre alt.
Mit Ansatzschmuck an den Achseln.

Dva smo brata a bliznaci
I u svačem jednolici;
I noć i dan drugujemo,
Jedan drugog ne vidimo.

Zu höheren Beobachtungen versteigen sich auch die Rätsel anderer Völker nicht. Für den Blick ist typisch und international die Wahrnehmung, die im serbischen Rätsel ausgedrückt wird: Kleiner als ein Mohnkörnlein und doch schneller als eine Büchsenkugel! (Manje od makova zrnca a brže od zrna iz puške.)

Auch die Augenfarbe musste bereits den „Urmenschen“ auffallen, aber da happerte es mit den Namen, und selbst noch bei den ältesten Völkern beim Eintritt in die wohlbeglaubigte Staatengeschichte, wie z. B. bei den Ägyptern, Juden und Griechen oder auch bei den Indern und Chinesen. Die Erkenntnis der Farbenverschiedenheit und Grösse der Augen — zu Abstraktionen schwang sich der Mensch sehr spät auf — führte ursprünglich nicht zur Bezeichnung einer bestimmten Farbe und Grösse, sondern nur zu Vergleichen mit Tieraugen. Durch unsere Kulturmonokle betrachtet sind die meisten solcher Anleihen nichts weniger als schmeichelhaft für eitle Frauen. Die Ausdrucksweise unserer bedürfnislosesten Vorfahren war jedenfalls nach dieser Richtung bilderreicher und sinnfälliger als die unsrige, deren Vorzug eigentlich doch nur im lexikographischen Reichtum von Benennungen mannigfacher Farbenabstufungen beruht. Dies bezieht sich natürlich auf unsere gemeinübliche, im wirtschaftlichen Verkehr und in der schöngeistigen Literatur herkömmliche, nicht aber auf die bedeutend üppigere fachmännische oder wissenschaftliche Terminologie.



Bulgarisches Mädchen aus dem Dorfe Bojana im Sofijaer Kreise. Im vollen Brautschmuck.

Stirn und Gesicht mit Goldstücken überdeckt, um den ‚bösen Blick‘ unschädlich zu machen; am Handgelenk breite Spangen und um den Leib eine Spange aus getriebenem Silberblech. Der Kranz, ein Ansatz- und Richtungschmuck, dient als Symbol des Brautstandes.

Besteht in der Wirkung ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Frauen- und Männerauge?

Der Eindruck eines Auges und eines Blickes beruht lediglich auf der Empfänglichkeit und Gewöhnung desjenigen, der einem ins Auge schaut oder der unseren Blick auffängt. Man liest aus den Blicken des anderen gerade das heraus, was man herauszulesen wünscht oder fürchtet und beide Deutungen gehen zumeist auf anerzogene Vorstellungreihen zurück, von jenen wenigen Augenbewegungen abgesehen, die sich selbsttätig bei allen Menschen unter gewissen Reizungen in gewissen Gemütstimmungen einstellen müssen. Ein heftig erzürnter oder schwer verwundeter oder arggeängstigter Papua schaut nicht anders drein als ein weisser Europäer in gleichen Lagen. Bei feineren seelischen Regungen, namentlich in der Liebe, weichen bereits die Menschen verschiedener Gruppen voneinander sehr

stark ab. Hier gelangt die Macht der gesellschaftlichen Erziehung durchaus zur Geltung, namentlich soweit es den Mann angeht, dagegen zeigen die Frauen in aller Welt auch mit ihrem Augenspiel, wenn sie verliebt sind oder so tun, um einen Mann zu ködern, eine unzweifelhafte Übereinstimmung.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Russin aus der Čeremušgegend, 20 Jahre alt.

Was für den Walfischfänger der Wurfspeer (die Harpune) an der Leine, ist für das Weib der Blick, eine Waffe im Kampf gegen den Mann, und sie beherrscht sie, sei es aus angeborener, weil seit unendlichen Zeitenreihen durch Gebrauch angewöhnter, sei es aus instinktmässig rasch angelernter Gewandtheit. Beim Manne wieder sticht vorherrschend das raubtierartige im Blicke vor und das beruht auch auf Vererbung. Wenn Helene Stökl, die liebenswürdigste poetische Augenspezialistin, behauptet, das Frauenauge sei viel geeigneter als das Männerauge, um Kunde von dem geheimnisvollen Leben der Seele zu geben, weil es gewöhnlich leichter sei, den Frauen durch das Auge in die Seele zu blicken als den Männern, indem die Frauen den Kindern gleich ihr volles Herz in ihren Blick zu legen pflegen usw. usw., so muss man es nur bedauern, dass sie hierfür keine anderen Beweise als bloss ihre eigene dichterische Empfindung beizubringen hat. „In die Seele blicken“ bedeutet in diesem Zusammenhange nicht anderes, als die Gefühle des anderen zu erraten meinen.

Dichter lieben es, als nächstliegendes die Augen mit dem fernsten, mit Sternen zu vergleichen, so z. B. Heine:

Hoch aus dem blauen Himmelzelt
Viel tausend Sterne schauen,
Sehnsüchtig glänzend, gross und klug,
Wie Augen von schönen Frauen.

Sternschnuppen fallen, um den Augensternen einer irdischen Huldin näher zu sein. So apostrophiert Carl Poll die Sterne:

Mein süsses Lieb, dess Augenblinken
Euch huldigend liess zur Erde sinken!

Dasselbe Bild gewinnt auch Petöfy, nur von einem klein wenig verschiedenen Gesichtpunkte aus:

— Heller Stern, o sag es mir,
Was fielst du vom Himmel hier?
Sag, was hast du begonnen?
Dass dem Himmel du entronnen?
— „Das allein herab mich trieb,
Da ich sah auf dein feines Lieb,
Ihres Auges schönres Strahlen
Füllte mich mit Neides-Qualen."

Es ist ein allgemein menschlicher Dichtergedanke, den Heine (Jehuda ben Halevy II) mit Hinblick auf Petrarca und Laura ausspricht:

.... Laura, deren
Augen, sterbliche Gestirne,
In dem Dome am Charfreitag
Den berühmten Brand gestiftet ...

Der abgenützteste Vergleich ist der von den Augen als Leitsternen auf der Lebensfahrt und man verträgt ihn nur noch bei einem grossen Dichter, wie Grillparzer:



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Niederösterreicherin, Slovakin, 16 Jahre alt.

Augen, meiner Hoffnung Sterne,
Dioskuren meiner Fahrt,
Schimmert nicht so hell und feurig!
Denn das kündet, sagt man, Sturm.

Die grössten Dichter lieben im Überschwang ihrer Gefühle ein wenig Übertreibung, so z. B. Shakespeare, der seinen Romeo als Julia am Fenster erscheint sagen lässt:

Ihr Auge redt, ich will ihm Antwort geben,
Ich bin zu kühn, es redet nicht zu mir.
Ein Paar der schönsten Stern am ganzen Himmel
Wird ausgesandt und bittet Juliens Augen,
In ihren Kreisen unterdess zu funkeln.

Des Liebchens Augen verdunkeln sogar den Sternenglanz, so behauptet Dante von Beatricens Augen:

Lucevan gli occhi suoi più che la stella

wobei er an den Abendstern dachte. Alle Dichter vor und nach ihm überholte aber Alexander Pope, dem später Michael Vörösmarty folgte, der seiner Liebsten Augen an Glanz und Allgewalt der Sonne gleichstellt (The rape of the lock, II.):



Museum für Völkerkunde in Leipzig.

Halbblutmädchen.
Vater Weisser, Mutter Fidschiinsulanerin.

Bright as the sun, her eyes the gazers strike,
And, like the sun, they shine to all alike.

Die mittelbar bezwingende Allgewalt des Frauenauges charakterisiert Heine in den Florentinischen Nächten: „Sind ihre (der Pariserinnen) Augen gross? Was weiss ich! Wir untersuchen nicht lange das Kaliber der Kanonen, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt!"

Das ist die Sprache schönheittrunkener Dichter, aber die Dichterinnen wissen das gleiche und vielleicht noch etwas mehr vom Männerauge zu erzählen, beredter sind sie unbedingt, ist doch Liebe ihr Hauptfach. Ein Beweisstück mag man mir trotz seiner Länglichkeit hingehen lassen, zumal da es von Ida Marie Luise Friderike Gustava Gräfin Hahn-Hahn herrührt und uns Mannsbildern artig schmeichelt:

Wählen würd ich Sterne nimmer
Zum Vergleich mit Augenschimmer;
Diese Glut und Sternenstrahl,
Gibts da wirklich eine Wahl?

Kalte Sterne, könnt ihr weinen?
Zog der Tränen Silberflor
Über euren Glanz, den reinen,
Mildernd je den Schleier vor?

Könnt ihr lächeln, arme Sterne?
Wisst, wenn mir sein Auge lacht,
Blick ich nicht in Himmelferne,
Und ihr selbst versinkt in Nacht.

Ihr müsst kommen, glänzen, gehen,
Ohne Seele immerdar,

Kalt den Schmerz der Trennung sehen,
Kalt das Brautpaar am Altar.

Für mein Herz könnt ihr nicht taugen,
Die ihr nichts mir gebt als Schein, —
Aber ihr sollt, süsse Augen,
Meines Lebens Sterne sein!

* * *

Es ist eine der kühnsten und abgebrauchtesten Behauptungen der Dichter aller Völker und Zeiten, dass sie ihre Einfälle und Lieder den Augen ihrer jeweiligen Huldinnen ablesen. Das ist beiläufig so richtig, als ob man den elektrischen Strom für die Abfassung, den Inhalt und die Absendung eines Telegramms verantwortlich machte, aber, so wie es ohne Elektrizität keine Funkentelegramme, so gäbe es ohne verheissende Frauenblicke keine wahren Minnelieder, wie z. B. dies fränkische Volkslied:

Ich hab ein Schätzle in der Näh,
Das kann ke Mensch als ich versteh,
Es brauchts auch weiter keiner
Als unser einer.

Ich hab noch nix mit ihr geredt,
Und doch will ich mit jedem wett,
Das weisse, liebe Täuble
Wird noch mei Weible.

In ihrem Äugle steht a Schrift,
Da les ich draus, was mich betrifft,
Seis heiter oder trübe,
So les ich Liebe!



Museum für Volkerkunde in Leipzig.

Eine Tonganerin mit Spitzbrüsten.

Ein moderner Kunstdichter begnügt sich mit dem Lesen nicht, er schreibt ab, wie z. B. Bodenstedt offenherzig eingesteht:

Wenn ich dich seh so lieb und hold
Auf mich die Blicke lenken,
Verwandelt sich in flüssig Gold
Mein Fühlen und mein Denken. —
Ich knie zu meines Mädchens Füssen nieder
Und schreibe meine wonnevollen Lieder
Aus ihren Augen ab!

Eine Art Inhaltangabe dessen, was ein Dichter aus seiner Liebsten Augen herausliest, verdanken wir z. B. Lenau:

Nicht über den Wellen
Des Ozeans,
Nicht über den Sternen
Und nicht im Lande
Der Phantasien
Ist meine Heimat;
Ich finde sie nur
In deinem Auge!

Was je mir freudig
Beseelte das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht:
Entschwundner Kindheit
Fröhliche Tage,
Und meiner Jugend
Himmlische Träume,

Von meinen Toten
Trauliche Grüsse,
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick,
Das alles find ich
In deinem Auge,
O meine Geliebte!

Dieser Gefühlausbruch erinnert daran, dass Lenau ein pathologisches Liebesleben führte und im Irrenhause seine Tage beschloss. Nüchterner, doch dichterisch wirksamer begreift Hamerling den Zauber der Frauenaugen, durch den sich seelisch Gedanken in seiner Brust auslösen, für deren Verständnis gerade die allerschönsten Huldinnen gewöhnlich geistig minder vorbereitet zu sein pflegen:

Sie glühn als geistdurchleuchtete
Krystallné Zauberbronnen,
Von irdischem Tau befeuchtete
Gedämpfte Himmelsonnen!

Mir ist, als ob sich spiegelte
Im Wunder ihres Scheins
Das nie so rein entsiegelte
Geheimnis höchsten Seins.

Die Welten, sie durchdringen sich
Und seit dem ersten Werde
In Liebesdrang umschlingen sich
Der Himmel und die Erde.

Doch schöner nie entzündete
Sich dieser hohe Bund,
Als er sich mir verkündete
In deines Auges Grund!



Kgl. Hofphotograph Milan Jovanović in Belgrad

Serbin aus Čurug, Südungarn, 25 Jahre alt.
Berühmte Schauspielerin.

In jedem Augenblicke, in welchem eine derartige Verkündigung gegenseitig erfolgt, entsteht ein wahres Liebespaar, wie Grillparzer bemerkt:

Und da stehn die beiden Menschen,
Sehen tief sich in die Augen,
Fühlen mächtig sich gezogen
Wissen nicht wie das geschehn,
Können nimmer sich verlassen,
Müssen fürder einig gehn.

Wieso das geschehen muss, erklärt uns O. Marbach, indem er zutreffend die Schönheit als die Ursache einer solchen Wirkung angibt:

Geheimnisvolles Rätsel, Menschenauge:
Verschlossen ruhet in dir eine Welt,
Die jubelnd sich erschliesst, dass Liebe sauge
Das überirdische Licht, das sie erhellt.

Des Geistes Heiligtum bist du, o Auge,
Die Ewigkeit ist in dir jene Welt.
Des Geistes Schönheit schaut der Geist entzückt,
Wenn liebeselig Aug in Auge blickt.

Das neugriechische Volkslied fasst solches Augenspiel scherzhaft von einer schlimmen Seite als einen Krieg auf, bei dem es auf beiden Seiten nur bitterste Wunden absetzt:

Es ist ein Krieg so wunderlich,
Der macht zu allen Stunden
Ganz ohne Stahl und ohne Stich
Die tiefsten aller Wunden;
An Aug und Aug erinnre dich,
So hast du ihn gefunden!

In diesem Kampfe erweist sich das starke Geschlecht als das schwächere; aber auch der Sieger ist ein besiegter. Ein solcher Krieg erzeugt Heldinnen, vor denen selbst Götter weichen und sich ergeben, wie der indische Spruch behauptet:



Photographie von Cavra in Wien.

Eine Arbeiterin aus Athen.
Aus einem unedierten Album von Achilles Ney.

Der Mund der Welt, wie spricht er unbedächtiglich,
Der Frauennatur schwach nennet und ohnmächtiglich,
Da doch berührt von Frauenaugenwunderblitz
Selbst Götter erliegen und wanken in ihrem Äthersitz!

* * *

Das deutsche Volk unterscheidet sechs verschiedene Farben der Augen, blaue, schwarze, braune, graue, grüne und rote, andere Völker sind sparsamer. Die besungensten sind bei uns Deutschen die blauen und man sollte darnach glauben, sie wären auch die häufigsten, doch lehrt die Statistik der Anthropologen, dass sie erst an zweiter selbst in Norddeutschland und im Süden gar an dritter

Stelle zählen, in den romanischen Ländern sind sie in der Minderheit fast allen anderen Farben gegenüber. Poeten und gelehrttuende Geschichtenerzähler verbreiteten den Glauben, die blauen Augen wären das Erkennungzeichen der germanischen Menschengruppe. Ist dies richtig, so muss man die Lappen, Finnen und Türken zu den unverfälschtesten Germanen rechnen. Tun wir es lieber nicht. Gewiss ist, dass die Deutschen grosses Wohlgefallen am Blau finden und der Lieblingfarbe alles schöne nachsagen, so Schiller an Laura:



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine deutsche Wienerin aus dem Arbeiterstande. 18 Jahre alt.

Ätherlüfte träum ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt!

Den Spiegelglanz solcher blauer Augen der pilgernden Törin schildert Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren: „Sie öffnete gegen mich zwei himmlische Augen vom vollkommensten, reinsten blau, durchsichtig und glänzend."

Blau flimmert es auch Heine für und vor:

An deine blauen Augen
Gedenk ich allerwärts: —

Ein Meer von blauen Gedanken
Ergiesst sich über mein Herz!

Ein andermal sucht er der Erscheinung auf den Grund zu kommen:

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: Was bedeuten
Diese süssen blauen Rätsel?



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Salzburgerin, 18 Jahre alt.

Saphire sind die Augen dein,
Die lieblichen, die süssen;
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Den sie mit Liebe grüssen!

Einem anderen liebtrauten Blümchen vergleicht Grillparzer die blauen Augen seiner Schönen:

Im Schatten deiner Wimpern
Blühen zwei Vergissmeinnicht;
Der überflüssigen Lehre,
Die so ein Blümchen spricht!

Wie könnte dich vergessen,
Wem je gestrahlt dein Licht?
Und doch, lass sie nur sprechen,
Vergiss du selber nicht!

Bei alledem gibt es auch Dichter, die blauen Augen schreckliche Dinge nachsagen, unter anderen Burns:

Einen schlimmen Weg gieng gestern ich,
Einen Weg, dem ich nicht wieder trau!
Zwei süsse Augen trafen mich,
Zwei süsse Augen, lieb und blau. — —

Ihr Aug hat mir das Herz betört,
Ihr Auge mit der dunklen Brau;
O, tiefre Wunden als ein Schwert
Schlug mir dies Auge lieb und blau!



K. u. K. Hofphotograph Erdélyi in Budapest.

Eine Magyarin, 22 Jahre alt.
Das üppige Haar zu einem Stirnschmuck geformt.

Heine malt im Buch Le Grand die Furchtbarkeit noch mehr aus: „Die Augen der Heldin sind schön, sehr schön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft? — sehr schön, und doch so scharf geschliffen, dass sie mir, wie gläserne Dolche durch das Herz drangen, und gewiss aus meinem Rücken wieder herausguckten, — aber ich starb doch nicht an diesen meuchelmörderischen Augen. Die Stimme der Heldin ist auch schön, — Madame, hören Sie nicht eben eine Nachtigall schlagen?"

Rückert setzt die Augen seiner Huldin gar vergifteten Pfeilen gleich, hat aber im selben Atem einen zweiten, noch kräftigeren Vergleich bereit:

Dass wilde Völker Pfeil im Krieg vergiften,
Die Sage zählt ich zu den fabelhaften,
Bis deine Augen nun solch Unheil stiften.

Schau, wie am Himmel Wasser zieht die Sonne!
So, Liebste, zieht dein Blick aus meinem Auge
Das Wasser des Verlangens und der Wonne.

Wahrhaftige Schönheitfreunde und das sind nur die echten Dichter, sind nicht beschränkt auf eine Farbe, die blaue, sie sind auch für die schwarze begeistert, wenn sie sie in eines holden Mädchens Augen entdecken. Jemand machte eine Verlobung mit der Begründung rückgängig: „Die Braut hat schwarze Augen, sie gefällt mir nicht!“ Die Antwort ist sprichwörtlich geworden, zur Bezeichnung eines Einfaltpinsels. Wer gescheidt ist, fühlt gerne und ganz einem Heine nach:

Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine selige Nacht
Von dem flechtengekrönten
Haupt sich ergiessend,
Ringelt sich träumerisch süss
Um das süsse, blasse Antlitz;
Gross und gewaltig strahlt ein Auge,
Wie eine schwarze Sonne.
O du schwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeisterungflammen
Und stand und taumelte feuerberauscht!



K. u. K. Hofphotographen Mertens & Co. in Budapest.

Eine Magyarin aus Budapest, 18 Jahre alt.
Verfeinerter magyarischer Typus.

Feurige Glut sprüht aus schwarzen Augen, die Hamerling besingt:

Ach, jene mächtig lodernden,
In aller Näh und Ferne
Den Zoll der Liebe fordernden,
Tief dunklen Augensterne,
Sie schleudern, wie der prächtige
Demantne Sternenkranz,
Ins irdische Graun, ins nächtige,
Der Schönheit Wunderglanz!

Solche Glut lodert verräterisch am mächtigsten aus den Augen der jungen Schönen, die in Liebeslust den Mann erkannt hat und sich ihrer Weiblichkeit in

seiner stürmischen Umarmung bewusst geworden. Jeder Frauenaugenkenner spricht dann mit Aischylos:

Die Glut des Auges einer neuvermählten Frau
Entgeht mir nicht, die einmal hat ein Mann berührt.

In seinen Nachtschatten widmet Moriz Gottlieb Saphir dem Gegenstande unserer Bewunderung einen Exkurs oder vielmehr eine Spielerei, die beinahe witzig wäre, stäke hinter den Voraussetzungen der Pointe seiner Reimerei irgend ein dichterischer Gedanke: „Schwarze und blaue Augen teilen sich in die Huldigung der Männer und der Dichter, und die grauen und braunen finden nicht minder ihre Anbeter. Buffon beweist, dass die schwarzen Augen eigentlich dunkelpommeranzenfarbig und die blauen gelbpommeranzenfarbig sind. Es ist schrecklich, dass uns Buffon so enttäuschen will. Ich glaube es nicht, ich sage, es sind schwarze und blaue Augen. Welchen ich den Vorzug gebe? Ach, ich liebe alle Augen! Das heisst, alle schönen Augen, aber ich meine:



Eine junge japanische Frau aus vornehmer Gesellschaft in Tokio. 18 Jahre alt.

Bei dem Becher schwarze Augen,
Doch am Fenster blaue taugen;
Fürs Begehren schwarze Augen,
Doch zum Lieben blaue taugen!
Für den Scharfsinn schwarze Augen,
Doch für Sanftmut blaue taugen;
Auf dem Balle schwarze Augen,
Doch im Stübchen blaue taugen!
Für die Ode schwarze Augen,
Doch fürs Liebchen blaue taugen;
Für den Krieger schwarze Augen,
Doch für Schäfer blaue taugen;
Für den Dichter alle Augen
Schwarze, blaue, braune taugen,
Wenn der Dichter nur will taugen
Schwarzen, blauen, braunen Augen!

Ein Stimmungdichter schreibt eine solche Reimerei nicht leicht nieder. Dazu hat er keine Zeit, denn ihn überfällt die Schönheit siegreich auf einmal und wenn er schon den schwarzen vor den blauen Augen den Preis zuerkennt, so wird er vernünftig auch den blauen gerecht, wie Michael Vörösmarty:

Schön ist blauen Auges Schimmer,
Zürne blauem Auge nimmer,
Doch des braunen Auges Strahlen
Mahnt an Mitternacht zumalen,
An der dunklen Nächte Wonnen,
An Verliebter selige Sonnen!
Nacht ist mir des Tags Gefunkel,
Mittag mir der Nächte Dunkel!

Gleich ihm feiert die Augen Bodenstedt:

Ein graues Auge
Ein schlaues Auge
Auf schelmische Launen
Deuten die braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines schwarzen Augs
Gefunkel
Ist stets, wie Gottes Wege,
dunkel.



Museum für Völkerkunde in Leipzig

Eine Samoanerin. Mädchen von 16 Jahren.

Das Volkslied vermeidet solche ausgedehnte Vergleiche, indem es der anschaulichen Kürze den Vorrang einräumt. Es legt den Nachdruck auf die Plötzlichkeit der Wirkung. Unversehens wird der Jüngling zum Gefangenen der Mädchenaugen, wie dies Heine im Atta Troll mit aller Schlichtheit schildert. Wie ihm ergeht es jedem von uns jedesmal:

Ihre Blicke sind ein süsses
Strahlennetz, in dessen Maschen
Unser Herz, gleich einem Fischlein
Sich verfängt und zärtlich zappelt.

Nur das Beiwort zärtlich ist in dieser Verbindung nicht ganz einwandfrei, weil Mädchenblicke noch eine Reihe anderer, ja sogar schmerzlicher Gefühle in der Brust des in ihre Netze geratenen Mannes erwecken können. In der Kunstdichtung der Deutschen klingt vorwiegend das Lob der blauäugigen Schönen, die Volksdichtung dagegen gibt dem brünetten Typus, selbst in Liedern aus Norddeutschland den Vorzug, wie dies Reuschel hervorhebt. „Gelbes, goldgelbes oder blondes Haar und blaue Augen werden viel weniger begehrt.“

Wer löst solche Geschmackrätsel, wie die des einzelnen Menschen?

Allerlei mystische Eigenschaften weiss Helene Stöckl mit fraulicher Liebenswürdigkeit in der Mägdlein braune Äuglein hineinzugeheimnissen. „Sie

hat zwei Äuglein, die sind braun, hüte du dich!" heissts im Volksliede — was aber noch kein Beweis, sondern nur eine Meinung ist — und schon mancher, den alle schwarzen und blauen Augen der Welt kalt liessen, verlor seine Ruhe um eines Blickes aus brauner Augen willen. Das trifft zu, die weiteren Behauptungen Helene Stöckls sind jedoch unsicher: So wie die braunen Augen weniger streng als die schwarzen und blauen an eine bestimmte Haarfarbe gebunden sind, sondern gleich anmutig unter hellem, wie unter dunklem Haare hervorblicken, so wechseln sie auch mannigfach in den Nuancen ihrer Farbe und ihres Ausdruckes. Alles, was sie noch weiter vorbringt, ist, obwohl in Prosa, gereimten dichterischen Ergüssen gleichwertig und ebensoviel oder ebensowenig beweiskräftig.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine mährische Slavin, 17 Jahre alt.

„Es gibt braune Augen, die an den dunklen Sammet der Aurickel erinnern und solche, die in dem hellen Glanze des reinen Goldes schimmern, Augen von dem zarten Braun der Haselnuss, wenn sie sich aus der grünen Hülle löst und andere, welche die sanfte Farbe des Achates an sich tragen."

„Während die einen neckend und schalkhaft um sich blicken, dem Sprichworte recht gebend: ‚Auf schelmische Launen deuten die braunen', spricht ernste Frage aus den anderen, wie sie der kranke Heine auf sich ruhen fühlt:

Mit deinen schwarzbraunen Augen
Siehst du mich forschend an,

oder sie haben den scheuen, schüchternen Blick des Rehes und der Gazelle. Immer aber pflegt der eigentümliche Ausdruck brauner Augen, der von Innigkeit und sanfter Güte, von lieblichem Frohsinn und zärtlicher Beständigkeit zu sein."

Für ‚immer' würden im Schlusssatze ungezählte Menschen ‚nie' oder ‚höchst selten' sagen, und man hätte kein Recht mit ihnen darüber zu streiten, denn über subjektive Empfindungen ist jede Auseinandersetzung zwecklos.

Das lehren uns klar Äusserungen grosser Dichter, so z. B. Salomos im Hohen Liede: ‚Siehe, meine Freundin, du bist schön; schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen', oder wenn magyarische Dichter mit Vorliebe ihren schwarzäugigen Huldinnen Schlehenaugen andichten oder wenn Longfellow singt:

Mit des Rehkalbs sanften
Augen
Schaust du mich nur an,
Geliebte!

Ja, mit was für Augen schaut sie denn auf andere Staubgeborene hin?! Wahrscheinlich mit denselben, aber die Leute machen nicht viel Aufhebens davon, was für die Ruhe der Huldin sehr gut ist. Es wäre doch recht schlimm, wäre die Welt von der gleichen Glut, wie Freiligrath beseelt, der sich seiner Angebeteten gegenüber etwas geräuschvoll bemerkbar machen wollte.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Niederösterreicherin aus dem Waldviertel.
17 Jahre alt.

Wo zwei Augen braun
Über den Strom hinschaun,
O, da möchte ich fliegen, fliegen!
Da mit scharfem Fang,
Mit Wildgesang
Möcht ich sitzen ihr zu Füssen!
Möchte stolz und kühn
Ihre Stirn umziehn,
Möchte grüssen, grüssen, grüssen!



Berechtigte Wiedergabe eines Gemäldes des serbischen Malers Professor Vlaho Bukovac in Prag.

Eine Spaniolin (Sefardin) aus Südfrankreich. 15 Jahre alt. — Assyrischer Typus.

Mit Mass und Besonnenheit erzählt Müller v. d. W., wie es ihm braune Augen angetan. Es ist das richtige Liebeslied, wie es im Goldschnittbüchel steht. Die Augen der Huldin sind nur als Teil des Ganzen, das den Verliebten entzückt, als ihr Symbol aufzufassen, und darum wirken die Zeilen anschaulicher und eindrücklicher als die Beschreibung Helene Stöckls und die Verse Longfellows und Freiligraths:

Mit deinen schwarzbraunen Augen
Hast du mir das Herze bewegt;
Ich weiss nicht, ists Wehmut, ists Freude,
Was drinnen süssleise sich regt!

Für deine schwarzbraunen Augen
Gäb mancher die Güter wohl sein!
Doch lässt sich die Liebe nicht kaufen
Um Gold und Edelgestein.

Und deine schwarzbraunen Augen
Durchglühen gar wonnevoll mich,
Dass ewig im Liede ich werbe
Um dich, du Schöne, um dich!

Eine gewaltige Übertreibung kann uns auch zuweilen entzücken, wenn sie den Vergleich möglichst kurz fasst und ein dichterisch anschauliches Bild plötzlich in uns erweckt. So verherrlicht einmal wundervoll Bodenstedt die schwarzen Augen der Liebsten:

In das schwarze Meer deiner Augen rauscht
Der reissende Strom meiner Liebe,
Komm, Mädchen! es dunkelt und niemand lauscht —
O, wenn es doch immer so bliebe!

Zu den grössten Seltenheiten zählen die grauen Augen, nicht in Wirklichkeit, sondern unter den Begeisterunggegenständen der Dichter. Grillparzer ist einer, der sie besingt, aber sorgsam hebt er nebenbei sozusagen als *Milderunggründe* für seine Schwärmerei die Begleitumstände des Sonderfalles hervor, die seinen Geschmack rechtfertigen sollen. Bei den landüblichen braunen, schwarzen und blauen Augen kann sich ein Dichter solche Weitschweifigkeiten erlassen; denn er hat dabei keinen ernstlichen Widerspruch zu befürchten, wie bei den grauen:

Wie schön sie war! die bräunlich blonden Flechten
Bedeckt vom Strohhut mit dem breiten Rand,
Ging sie allein! — Doch nein! zu ihrer rechten
Ging Unschuld, wie ein Kind sie leitend an der Hand.

Das Antlitz Rosen; aber nicht wie rote,
Wie weisser Rosen Schmelz im Morgentau;
Das Auge, feurig kaum — denn Feuer drohte —
Nicht blau, nicht braun, fast, fürcht ich, eher grau;



K. u. K. Hof- u. Kammerphotograph Charles Scolik in Wien.

Eine Wienerin, 20 Jahre alt.
Westslavischer Typus.

Und doch, hob sich der Wimper weiche Seide
Und richtete der Stern sich heimatwärts,
In warmen Strahlen lächelnd wie die Freude,
In feuchtem Taue schwimmend, wie der Schmerz.

Ein schwedisches Sprichwort sagt, graue Augen glänzen wie Silber, so dass man Fische damit kaufen könnte. Grauäugigen Schönen ist gewöhnlich ein Mann lieber.

Am seltensten sind die ganz grünen Augen, „die den Frühling der Seele andeuten", von denen Heine sagt:

Die Schmeicheläuglein spiegeln ins grüne,
Meerwunderlich mahnend an Delphine.

Ein moderner Feuilletonist R. von der Gruben erzählt von einer Diamantengräfin „einer unwiderstehlich reizenden Sphinx“ und beschreibt „die eigenartige Schönheit ihrer Erscheinung“ also: ‚Ein feines Köpfchen mit einer aussergewöhnlichen Menge rötlich schimmernden Blondhaars und ein paar wundersam ausdrucksfähigen Augen von jenem dunklen Meergrün, das so selten ist‘. Späterhin lag für ihn in diesen Augen der Wahnsinn und sie funkelten mit einem Ausdruck, der ihn erschaudern machte.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 19 Jahre alt.
Eltern Einwanderer aus der Gegend von Neu Ruppin.

Ein einziges Mal in meinem Leben hatte ich das Glück, einem völlig grüngeäugten Mädchen zu begegnen. Es war eine etwa zwanzigjährige Deutsche in Marburg in der Steiermark. Im Nu war ich im Banne ihrer grünen Blicke und ich schloss mich ihr an. Sehr bald waren wir zur Hälfte einverstanden, soweit es mich betraf, nur sie erwies sich mir trotz ihren schönen grünen Augen nicht grün, vielleicht erschien ich ihr zu grün? kurzum, ich musste wieder meine Forschungen dankbareren, andersfarbigen Mädchenaugen zuwenden.

Jedes Auge kann zugleich ein weisses Auge, ein sogenanntes Birkenauge sein — ein wie das Katzenauge hellschimmerndes weisse Auge mit heller Regenbogenhaut. Die grossäugige, die helläugige Schöne ist die wahre boōpis Homers. Solche Augen, die viel Weisses zeigen, deuten nach slavischer und deutscher Volksauffassung auf stark sinnliches Begehren hin. Iz očiju joj k.... viri sagt von solcher Augenbesitzerin die serbische Redewendung, für die wir eine prächtige Verdeutschung bei Heine haben, der von der Sphynx singt:

Ein schönes Weib! Der weisse Blick,
Er sprach von wildem Begehren,
Die stummen Lippen wölbten sich
Und lächelten stilles Gewähren.

Die Augen, bei denen die Regenbogenhaut blassrot und die Pupillen tiefrot erscheinen, entsprechen einem pathologischen Zustand. Sie sind meist empfindlich und sehen undeutlich. Ihre Besitzer oder Besitzerinnen sind um so bemitleidenswerter, als sie der Volksglaube mit Acht und Bann belegt. Rote Augen sind bösen Dämonen und den mit ihnen verbundenen Menschenkindern oder blutrünstigen Gesellen zu eigen. Kein Dichter hat sie noch im Schönen zu verherrlichen unternommen. Rote Augen sind in den Mythen Asiens überall Kennzeichen kakodämonischer Eigenschaften. So ist der indische Gott Yamas, der Beherrscher der Unterwelt, der Patâla, rotäugig. Die Todesgöttin Kali stellt man mit roten Augen dar. Im Schahnameh, dem Heldenbuch von Iran, heisst es von Berkhyas, dem Padischah der Dive (Geister): ‚seine Augen sind zwei Blutquellen' und der serbische Guslar sagt von seinem grimmigen Kämpen, den er als ausnehmend grauenerregend schildert: Krvavijem očim prevaljuje (er rollt die blutigen Augen). Bei Vergil hat Charon flammende Augen und in Hartmanns von der Aue mittelhochdeutschem Gedichte Iwein der riesenartige Türhüter: ‚die augen rôt, zornvar'. In europäischen Volkssagen zeichnen den Teufel und meist auch seine Buhlinnen rote, flammende Augen aus. In Palästina glaubt man, dass Leute mit hellblauen Augen einen bösen Blick haben müssen. Er ist zweifellos vorhanden, wenn die Person zu den hellblauen Augen auch zusammengewachsene Augenbrauen und weit auseinanderstehende Schneidezähne hat. In Ländern, wo blauäugige weniger selten und gar nicht auffällig sind, z. B. in Albanien, dient blau dagegen als Abwehrmittel gegen bösen Blick.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Italienerin aus Südtirol. 18 Jahre alt.

Der Völkerglaube behauptet allgemein, das menschliche Auge sei infolge seines feuchten und giftigen Inhaltes im stande, sowohl die Luft als die Tiere, auf die sein Blick fällt, zu schädigen. Die Religionen umgaben den Volksglauben mit der Weihe unumstösslicher Wahrhaftigkeit. So erklärt z. B. Mohammed: „Die Wirkung des Blickes ist wahr, und wenn es in der Welt etwas gäbe, was schneller

gehen könnte als das Schicksal, so wäre es der Schlag des Blickes". Die eingemauerten indischen Büsser zu Gwalior (im 14. Jahrhundert) besassen sogar die Gewalt, durch den bösen Blick Menschen in Leichen zu verwandeln, bei denen man dann kein Herz vorfand.

Der Mensch auf primitiver Kulturstufe glaubt nicht daran, dass jeder Mensch sterben muss (bei uns leben zwar auch die meisten so, als ob sie leiblich unsterblich wären) und sucht die Ursache für den Tod in einem bösen Zauber, der dem Verstorbenen zugefügt worden. Den schlimmsten Zauber sendet aber der böse Blick aus. Von diesem Glauben befangen sagte eine Moslimin zu Jerusalem zu einer Europäerin: „Ihr Europäer glaubt nicht, aber wahr ist es doch: zwei Drittel aller Gräber sind vom bösen Blick und das dritte Drittel stammt von der Nachlässigkeit im Schutz gegen den bösen Blick". Ein Meer von Jammer und Tränen hat dieser unglückselige Wahn unter Menschen geschaffen!



K. u. K. Hofphotographen Mertens & Co. in Budapest.

Eine Budapesterin, 11 Jahre alt.
Mischling, Vater siebenbürger Sachse, Mutter Jüdin.

Nur eine Abart des bösen Blickes ist der der Bewunderung, der die Geister des Neides und der Tücke wachruft. Daher muss man mit seinem Lobe sparsam sein oder es doch so einkleiden, dass es keinen Neid erweckt. Nach Plinius lebten in Afrika Menschen, deren Lob Bäume verdorren liess oder Kinder umbrachte. Nach bosnisch-serbischem Volksglauben kann jähe Bewunderung selbst einem Gotteshause nachteilig werden und darum kleidet man vorsichthalber alles Lob in abfälligen Tadel ein.

Der Glaube an den bösen Blick ist allgemein menschlich wie die Dummheit. Julius Tuchmann widmete vierzig Jahre seines Lebens mit unermüdlichem Fleisse ausschliesslich dem Studium des bösen Blickes im Völkerglauben und, wie aus seiner sich fast durch alle Bände der Mélusine hinziehende und nicht abgeschlossene Abhandlung über „Fascination" hervorgeht, erschöpfte selbst er noch lange nicht den ganzen Stoff.

Der böse Blick, das Verneiden, Veruntreuen, Entsehen oder Schieren, Ver-

schieren, Übersehen, Verscheinen, Vermeinen ist nicht etwa, wie Wuttke richtig hervorhebt, der Ausdruck eines starken, seines Zwecks sich bewussten Willens, sondern liegt überwiegend ausserhalb des bewussten Geistes, ist ein mehr unmittelbares, ungeistiges, magisches Wirken, wirkt also auch ohne den Willen des Menschen. Er gilt vielfach als angeboren, während andere Menschen trotz ihrem Willen keine Wirkung durch ihren Blick ausüben können; er kann aber auch durch einen besonderen Zauber erlangt werden. Menschen mit dunklen, stechenden, tiefliegenden oder geröteten und schlimmen Augen, vor allem natürlich die Hexen, haben den bösen Blick; ebenso Menschen, deren Augenbrauen zusammenstossen. Manchmal heisst es, jeder übt einen bösen Blick, der einen andern finster von der Seite oder mit ungewaschenem Gesicht anblickt oder stier und mit begehrlichem und neiderfülltem Blick. Wenn gute Menschen den bösen Blick haben, so können sie den Schaden durch ein zweites Hinblicken wieder heilen. Der böse Blick bewirkt Krankheit bei Menschen und Vieh, besonders Kopfschmerz, Abmagerung, Weichselzopf, Verkrüppelung, selbst den Tod; am schlimmsten wirkt er gegen Schlafende. Selbst bis in das Heilige schleicht sich dieser Glaube. Man kann beim hl. Abendmahle ein „böses Auge“ erhalten; denn wenn sich jemand beim Umgang um den Altar umsieht, so wird das „verschienen“, was er ansieht. Vom Papst Pio IX. glaubte das römische Volk, dass er den bösen Blick hatte; und die Frauen, die bei seinem Ausfahren niederknieten, machten unter dem Mantelkragen einen Gegenzauber, indem sie den kleinen und den Zeigefinger ausstreckten und die anderen Finger schlossen. Aus Furcht vor dem bösen Blick verschleiern bei den Arabern und sonst bei Moslimen auch auffällig schöne Männer ihr Gesicht. Zur Abwehr behängen Frauen ihren und ihrer Kinder Leib — unter allen Völkern — mit allerlei grell in die Augen stechenden Dingen, mit Vorliebe solchen aus Metall, die ein tönendes Geräusch hervorbringen. Die Entstehung und Entwicklung des Schmuckes ist mit dem Glauben an die Macht des bösen Blickes eng verknüpft.



K. u. K. Hofphotograph Viktor Angerer in Wien.

Eine Wienerin, 15 Jahre alt.
Oberösterreichischer Typus.

* * *

Carriere meint in seiner Ästhetik unser Problem zu lösen, indem er die Physiologen zu Hilfe ruft. Das ist beiläufig eine ebenso sichere Methode, als ob man chemische Analysen anstellen wollte, um zu erfahren, warum uns unsere Lieblingblumen gefallen. Es ist indes nicht ganz zwecklos, das menschliche Auge näher zu betrachten, um die Mittel seiner Wirkung genauer zu erkennen.

Zunächst zeigt sich am Auge innerhalb der matteren Oberfläche und eintönigeren Färbung des Gesichtes durch den Gegensatz der blauen oder braunen Iris, der schwarzen Pupille und der Hornhaut, auf der sich, wie auf der blanken Wölbung einer Glasperle, die Bilder der umgebenden Gegenstände wiederspiegeln, ein mächtiger Lichteindruck. Die seelenvolle Wirkung liegt in der Art, wie sich diese Glanzpunkte bewegen. Das erörterte fein Wilhelm Henke in einem seiner trefflichen Vorträge über Mimik und Plastik. Wenn wir etwas sehen wollen, so wenden wir den Blick darnach hin. Die Art, wie jeder das tut, ist teils durch Angewöhnung etwas bleibend charakteristisches, teils ausdruckvoll für das Interesse,



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Chrowotin aus dem Murland. 18 Jahre alt.

das er am Gegenstande nimmt. Die Augen werden schnell oder langsam, kurz oder dauernd auf die Sache gerichtet, sie werden in ihren Höhlen oder der Kopf wird gedreht. Gewöhnlich geschieht beides zusammen.

Das ist das natürliche. Eine Abweichung von der Regel, wenn sie nicht einen Grund hat und dadurch ausdruckvoll wird, erscheint ungeschickt und gezwungen. Aber wenn wir unbemerkt den Blick auf etwas werfen wollen, so bewegen wir den Hals nicht; das Auge macht einen Streifzug, während der Kopf tut, als ob es ihn nichts anginge. Das erweckt den Eindruck des verstohlen auflauernden oder kokettierenden Blickes. Ein anderer fühlt, dass wir ihn heimlich beobachten oder auch ein stilles, den übrigen verborgenes Einverständnis mit den Augen suchen. Menschen, die nur mit den Augen blicken, machen einen knappen, reservierten Eindruck, jene, die sich immer ganz herumdrehen, einen plump-zudringlichen, ja dummdreisten.

Das geöffnete Auge ist wach und aufmerksam; bei gelöster Muskelspannung erscheint es abgespannt und schläfrig. Zieht sich die Braue empor, so wird

die Haut glatt, das Auge scheint mehr aus dem Kopf herauszuliegen, das Tor der Seele widerstandlos aufgetan. Es ist der Blick des Staunens, des Aufgehens in einem grossen, pathetischen Gefühle. Senken sich die Brauen einwärts, abwärts, so drückt das ein mürrisches Sichinsichzurückziehen aus; bleibt aber das Auge dabei offen, so dass sich das Lid in die Knochenhöhle versteckt, so glänzt das Weisse mit dem Stern leuchtend hervor; es ist der Blick des Zornes, in welchem Affekt und Gegenwehr zusammentreffen. Und so wirkt das Mienenspiel der Gesichtmuskeln in der freundlichen Glätte, in der mürrischen Abspannung entscheidend mit. Aber wer je die Macht eines ausdruckvollen Blickes, in den sich die ganze Seele ergoss, lebhaft empfunden, der wird stets den Eindruck haben, dass das Innere unmittelbar aus dem Auge selbst hervorleuchtet und diese Gewalt des Lebens ist eine Schönheit höchster und eigenster Art, der es gerade um ihrer Beweglichkeit und ihres Lichtglanzes willen keine Kunst gleichtun kann.



Fellachinnen mit einem Kinde auf dem Markte zu Port Said.

Besonders wichtig für den Augenausdruck ist die Sehachsenstellung. Wir neigen die Höhenpunkte der Pupillen etwas gegeneinander, wenn wir einen nahe gelegenen Punkt scharf auffassen wollen, so dass der von ihm ausgehende Strahl durch die Mitte beider zur Netzhaut gelangt, zwei Linien, die wir als die Bahn des Strahles von beiden Augenmitten aus ziehen, sich an der Stelle des Gegenstandes schneiden. Dies ist der fixierende Blick, die Augenstellung des Beobachters oder des realistischen Sinnes, der das besondere für sich deutlich erkennen und behandeln will.

Sehen wir, ohne einen Gegenstand zu fixieren, unbestimmt in die Ferne, so laufen die von beiden Pupillen ausgehenden Strahlen parallel, und dies ist je nach der Haltung und dem übrigen Ausdruck das Stieren der Gleichgiltigkeit oder der Blick idealistischer Beschaulichkeit, die nicht am besonderen der Aussenwelt haftet, sondern verbunden mit einer Stellung der Augen nach oben, so dass unter dem Augapfel das Weisse erscheint, Hoffnung, Sehnsucht, Begeisterung kundgibt.

Den Gegensatz des herzlich sich ausschüttenden Lachens von dem feinen ironischen Lächeln gab Harless dahin an, dass die Bewegung der Gesichtmuskeln das Auge ruhig, mit paralleler Achsenstellung schwimmt, weil es keinen Gegenstand fixiert, sondern sich der komischen Lust harmlos hingibt. Dagegen, wer einen bestimmten Gegenstand verspottet, der fixiert ihn; ebenso, wer jemand liebend anlächelt. Die Achsen weintrunkener Augen neigen sich, während das erschlaffte obere Lid herabsinkt, etwas schielend zusammen und bewirken dadurch die Doppelbilder. Ein heiterer, weltoffener Sinn sucht dem Licht allseitigen Zutritt



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Zwillingschwester des Fräuleins auf S. 73.

zum Auge zu gestatten. Er schlägt die Lider auf und hebt durch den Stirnmuskel die Augen glatt empor. Eine düstere Stimmung zieht sich in sich zurück, senkt das obere Augenlid, zieht die Stirnhaut herab und legt sie nach der Nasenwurzel hin in dichte Falten, so dass das Auge umschattet wird.

Meine schöne Leserin lächelt vielleicht und ein leiser Anflug von Langweile huscht über ihr liebliches Antlitz wie ein verdüsternder Schatten dahin und sie denkt sich dasselbe, was der Dichter so hübsch zu sagen weiss:

Was ihr mit allem Verstand nicht erwerbt,
Das hab ich von meiner Frau Mutter ererbt!

Und ob sie recht hat! Alle Künste und Erhabenheiten, die Grösse und die Koketterie des Blickes, die schmeichelnde Verführung und die gebieterische Härte — das Weib findet sie ohne Anleitung und ohne Schule in ihrer eigenen —, ererbten geistige Anlage. Schon das Frauenauge allein, das unablässig strömende heisse Leben, das darin keimt und das es in tausendfach wechselnden Gestalten ausstrahlt, würde ausreichen, um den Beweis zu erbringen, dass sie die unverfälschte Tochter der Natur ist und dass sie als solche eine niemals zu bändigende,



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Ein Fräulein aus Černowitz, 21 Jahre alt. Beduinentypus.
Im Tanzschmuck, auf dem Haupte ein Diadem, Goldmünzen als Brustschmuck.

elementare Kraft bedeutet. Man bezeichnet diese gewaltige Kraft mit dem recht abgeschmackten Worte Koketterie. Meta Wellmer legt dem Ausdruck eine etwas weitere Bedeutung unter, indem sie ihn so erklärt: Alles absichtvolle, berechnete in Bewegung, Gang, Haltung und Kleidung, in Worten, Blicken, Mienen, im Tonfall, im Lachen und Weinen, im Reden und Schweigen, wodurch eine Frau die Aufmerksamkeit zu erregen, zu gefallen sucht.

Die Sprache der Augen unterstützt die Wortsprache. Das Gefühl veranlasst die Reflexbewegung des Lautes. Was Wellmer als Koketterie auslegt, ist

gewöhnlich nur Ausdruck unbewusster Gesetzmässigkeit. Steinthal bemerkte sehr schön: „Der Mensch spricht, wie der Hain rauscht. Luft, welche Töne und Gerüche trägt, Luftäther und Sonnenstrahlen und der Hauch des Geistes fahren über den menschlichen Leib hin und er tönt". Wort und Blick der schönen Frau durchtönen den Mann.

Bei uns hat sich für unseren schönen Ausdruck Augensprache das französische Wort Koketterie eingebürgert und sehr viel dazu beigetragen, eine liebliche Vorstellung zu verdüstern. Die Frage des Auges erweckt eine andere Hoffnung



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 20 Jahre alt.

als der Blick der Koketten, der herausfordert. Die Augensprache senkt sich tief in unser Herz ein, das Kokettieren kitzelt uns nur für den Augenblick auf. Montaigne bemerkt hübsch: Les amoureux se courroucent, se reconcilient, se prient, se remercient, s'assignent et disent enfin toutes choses des yeulx:

E'l silenzio ancor suole
Aver prieghi e parole! (Tasso, Aminta II.)

Im Liebesfrühling gibt uns Rückert den Schlüssel zur Grammatik der Augensprache:

Wie seltne Sprachgewandtheit nicht
Besitzt mein Lieb, das junge,
Das mit den Augen fertiger spricht
Als andre mit der Zunge.

O welch ein reicher Wörterschatz
In diesem offnen Briefe!
Da ist ein Blick ein ganzer Satz
Von unerforschter Tiefe.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt. Eltern Deutsche aus dem Vorarlberg.

Sie haben Liebe blind gemalt;
Man sollte stumm sie malen;
Die Sprache, die dem Aug entstrahlt,
Ersetzt des Schweigens Qualen.

Das ist die Sprach, in der allein
Die Seligen in Eden,
Die Sprach, in der im Frühlinghain
Sich Blumen unterreden.

Das ist die Sprache, deren Schrift
Im lichten Zug der Sterne,
Geschrieben von der Liebe Stift,
Durchblinkt die ewige Ferne!

Die Sprache vom Verstande nicht,
Nur vom Gefühl verstanden,
Darum in dieser sich bespricht
Die Lieb in allen Landen.



Photographie von Cavra in Athen.

Junge Dame aus Athen.

Aus einem unedierten Album von Achilles Ney.

In seinem Liebesharm erkennt Carl Poll aus dem Auge seiner Huldin, dass nicht alle Hoffnung verloren sei:

Immer fühl ich deine Nähe,
Immer klingt es an mein Ohr;
In den Zügen Gram und Wehe,
Steigt dein Bildnis mir empor.

Leise tönen deine Klagen
Um ein früh entschwundnes Glück,
Und dein Aug, es scheint zu fragen:
Führt kein Weg mich dir zurück?

Fragende Frauenaugen! Sie fragen und sie sagen, was nur zu fühlen und nicht zu sagen ist. Goethe versuchte das unentwirrbare der Frauenaugen zu entwirren:

Augen sagt mir, sagt, was sagt ihr?
Denn ihr sagt was gar zu schönes,
Gar des lieblichsten Getönes,
Und in gleichem Sinne fragt ihr.

Doch ich glaub euch zu erfassen:
Hinter dieser Augen Klarheit
Ruht ein Herz in Lieb und Wahrheit
Jetzt sich selber überlassen,

Dem es wohl behagen müsste,
Unter soviel stumpfen, blinden,
Endlich einen Blick zu finden,
Der es auch zu schätzen wüsste.

Doch indem ich diese Chiffern
Mich versenke zu studieren,
Lasst euch ebenfalls verführen,
Meine Blicke zu entziffern!

Im Buch der Lieder des westöstlichen Divans glückt es ihm, das Geheimnis zu entziffern, denn er hat, wie jeder liebende Geliebte, den Schlüssel dazu:

Über meines Liebchens Äugeln
Stehn verwundert alle Leute;
Ich, der wissende dagegen
Weiss recht gut, was das bedeute.

Denn es heisst: ich liebe diesen,
Und nicht etwa den und jenen,
Lasset nur, ihr guten Leute
Euer Wundern, euer Sehnen.

Ja, mit ungeheuern Mächten
Blicket sie wohl in die Runde;
Doch sie sucht nur zu verkünden,
Ihm die nächste süsse Stunde.

Das ist das viel berufene Liebäugeln, darin Frauen eine angeborene Meisterschaft besitzen und womit sie den Mann zu Fall bringen. Mit Liebäugeln fängt die Fehde an; diese Blicke sind die Herolde, die den Kampf ankündigen, oder wie Byron diese Einleitung zum Geplänkel der Liebe beschreibt:



K. u. K. Hofphotograph Erdélyi in Budapest.

Eine magyarische Schauspielerin.

Szekler Typus.

Liebäugelein erzeugen sich aus Blicken,
Draus Seufzer, Wünsche, Worte, Briefe werden.
Damit lässt sich Merkur, der leichte, schicken,
Als hätt er bessres nicht zu tun auf Erden.

Das Liebäugeln brachten die Franzosen in Verruf. So nennt z. B. De la Bruyère la coquetterie un dérèglement de l'esprit. Seine Bemerkung bestätigt den Spruch, dass zuweilen auch der gute Homer schläft; denn sie ist weder wahr noch geistreich, sondern bloss übellaunig und falsch. Die Koketterie ist ein meist unbewusster Ausdruck des regen Geschlechttriebes, eine fast unwillkürliche Äusserung einer der Jugend innewohnenden Neigung für das andere Geschlecht als solchen,

ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Begleiterscheinungen, die mit einer Stellung oder dem Reichtum verbunden auftreten. Sie hat mit dem Geiste eines Menschen nichts zu schaffen, ausser mit jenem, der die Schönheit aufbaut und für die Erhaltung der Art sorgt, der aber ist von einer ganz anderen Beschaffenheit, als der sich aus unserer Verstandestätigkeit entwickelt und den wir angelernt bekommen.

Bei De la Bruyère hat das Kokettieren einen ziemlich gemeinen Sinn, wie etwa das buhlerische Männeranlocken. Das geht aus seinen Aperçues hervor: Une femme qui n'a qu'un galant croit n'être point coquette; celle qui a plusieurs galans, croit n'être que coquette. Telle femme évite d'être coquette par un ferme attachement à un seul, qui passe pour folle par son mauvais choix. Eine Verallgemeinerung vertragen diese Sätze nicht, die sich doch wohl nur auf eine Salondirne beziehen, die er kannte.



K. u. K. Hof- u. Kammerphotograph Charles Scolik in Wien

Eine Pariserin, Albina mit sehr rauhem Haar, 15 Jahre alt.

Die Koketterie definiert Dr. Iwan Bloch als die Bemühung der Weiber, die Männer an sich zu fesseln und unter ihre Herrschaft zu bringen. Sie bediene sich denn auch rein sinnlicher Mittel, um ihre Zwecke zu erreichen und wäre in dieser Beziehung ein Ausfluss echt gynaikokratischer Instinkte. Soviel mir bekannt, tut der Mann dasselbe und man geht nicht fehl, wenn man im gleichen Falle von androkratischen Instinkten spricht, aber was hilft uns das Schlagwort? Alles, was Dr. Iwan Bloch des weiteren von den Frauen sagt, gilt mit geringer Änderung auch von den Männern, natürlich nur von jenen, die auf Eroberungen ausgehen, und wer von uns buhlte nicht um der Frauen Aufmerksamkeit? „Die typische Kokette sieht ganz von den edleren Eigenschaften der Männer, insbesondere den seelischen ab und spekuliert allein auf das Geschlecht. [Ganz wie der Mann, oder der noch mehr.] ‚Sie kokettiert' (das heisst, versucht sinnlich zu reizen) nicht nur mit Fürsten, sondern auch mit Männern der niederen Klassen. [Der Mann auch mit Frauen der allerniedersten Klassen; er bebt ja nicht einmal vor den Insassinnen schmutziger Lupanare zurück.] „Ein wirklich sehr gefallsüchtiges Weib hört die fadeste Schmeichelei des geringsten mit Freuden an, gibt

sich die Mühe, die Begierde des verachtetsten zu reizen, auch wenn sie täglich von Bewunderern umschwärmt wird", sagt S. R. Steinmetz und J. Péladan schildert in einem seiner Romane eine überaus stolze Mondaine, die sich beim Einsteigen in ihren Wagen die Mühe gibt, ein wenig weit abzusetzen, um einem armen Manne ihre Waden zu zeigen, obwohl sie fortwährend mit den Herren ihres Standes in gewagtester Weise kokettierte. Dem ist entgegenzuhalten, dass es selbst so manche Thronfolger grösster Weltreiche nicht unter ihrer Würde fanden, obwohl sie in den Kreisen höchster Aristokratie genug Auswahl unter schönsten und begehrenswertesten Frauen hatten, in gewagtester Weise mit Statistinnen kleiner Vorstadtbühnen, heissen wir es, zu kokettieren. Ich vermag darum Dr. Iwan Blochs Schlussfolgerung nicht zu billigen: ‚Umgekehrt bekundet der Mann, auf den ein kokettierendes Weib eine grosse Anziehungkraft ausübt, dadurch in unzweideutigster Weise eine gewisse masochistische Disposition'. Allein richtig ist es, zu behaupten, dass ein Mann, auf den ein schönes (selbstverständlich) kokettierendes Weib keine grosse Anziehungkraft ausübt, kein ganzer Mann ist. Irgend etwas muss bei ihm wohl in Unordnung sein oder es bedrücken ihn Sorgen, die seine Aufmerksamkeit für den Augenblick vom ewigweiblichen ablenken.



K. u K. Hofatelier R. Krziwanek in Wien.

Eine Wiener Sängerin.
Jüdischer Typus.

Es ist in der Tat schwer, alle Mittel, deren sich Koketterie bedient, zu nennen. Gemeinsam ist allen nur das absichtliche, berechnete; die vollendete, die sogenannte „abgefeimte" Kokette aber weiss die Absicht so gut zu verbergen, dass man sie für das einfachste, naivste Wesen von der Welt halten kann. Dem oberflächlichen Beobachter erscheint sie in Haltung und Kleidung, in ihrem Tun und Lassen ganz einfach und ungesucht, dem schärfer prüfenden Auge freilich entgehen die kleinen Zeichen nicht, die ihr Wesen von der wahren Einfachheit und Natürlichkeit unterscheiden. Sie tritt vielleicht ganz leicht und unbefangen in einen Kreis ein, aber ein rasches Umherschweifen des Blickes fragt: hat man mich, hat man meine anmutige Haltung, mein liebenswürdiges Lächeln, meine reizende

Toilette bemerkt? Sie plaudert heiter und von gewöhnlichen Dingen mit ihrem Nachbar — aber ihre Redeweise, ihre Wendungen haben oft das, was man „pikant“ nennt; durch ihr Zögern, ihr Schweigen sagt sie oft mehr als durch ihre Worte; sie benimmt sich durchaus nicht auffallend oder Anstoss erregend, — aber ein Augenaufschlag, ein bedeutungvoller Blick, ein Seufzer oder ein Lächeln sind die



K. u. K. Hof- und Kammerphotograph Charles Scolik in Wien.

Eine Angloamerikanerin, die in Hongkong geboren und erzogen wurde.

19 Jahre alt.

unscheinbaren, aber doch so gefährlichen Waffen, mit denen sie ihr Ziel verfolgt und treffsicher zu erreichen weiss. Der Mann kommt immer zu Fall, aber niemals allein.

Auch die Kleidung kann Koketterie verraten, ohne geradezu auffallend zu sein. Was kann einfacher und anspruchloser erscheinen, als ein weisses Kleid? Und doch liegt gerade in dem steten Tragen dieser einen jungfräulichen Farbe, die

ja in zahllosen Romanen immer als Uniform allen Heldinnen zuerteilt wird, eine ganz entschiedene Koketterie. Kokett ist eine Frau, die sich immer in vollendeter Toilette zeigt, als ob sie eben aus dem Ei geschält wäre, bemerkt Abbé de Chaulieu in einem Briefe an die Herzogin de Bouillon. Nicht minder verrät sich Koketterie in dem Schmuck, den eine junge Dame angelegt, ja, in der Art und Weise, wie er angelegt ist. Die Schleife, die so leicht das Gewand zusammenhält, die Blume,



K. u. K. Hofatelier J. Löwy in Wien.

Mittelitalischer Frauentypus.

welche so verloren aus dem wirren Haar hervorschaut, die Locke, die sich wie zufällig aus dem Netz hervorstiehlt, — sie alle sind Zeugen, sind Mittel der Koketterie, der augen- und sinnfälligsten, aber auch der harmlos liebenswürdigsten. Kokett sein, heisst Wünsche erregen wollen, die man nicht zu befriedigen beabsichtigt. Deshalb hatte Musset Recht: es gibt keine grössere Kokette als die Hoffnung.

Marie Calm warnt als Erzieherin, von ihrem Standpunkt aus mit Recht und ebenso sicher ohne Erfolg, junge Mädchen vor dem „Übel" der Koketterie,

wie viele Männer möchten aber, selbst auf die Gefahr hin, masochistischer Neigung angeklagt zu werden, das süsse Übel missen? Trägt es doch unendlich viel zur Erhöhung des Liebreizes einer anmutigen Mädchengestalt und des Frauenauges bei. Man verbinde der Schönsten die Augen und alle Koketterie anderer Art, selbst die der Stimme, erweist sich als wirkunglos. Die echt gynaikokratischen Instinkte haben wenig zu bedeuten im Vergleich zu den stärkeren andokratischen. Auch der Mann kokettiert mit dem Auge und mit noch etwas anderem. Nostra culpa, nostra maxima culpa! . . . . Wir haben den schönen Frauen nichts vorzuwerfen.



Araberinnen aus Nordarabien.

Wir narren sie und lassen uns, ach wie gern, von ihren Augen narren, wie Scheffel seinem Helden das Bekenntnis in den Mund legt:

„Befehlet, so werd ich für Euch zum Narr,
Pfalzgräfin, schönste der Frauen!
Ja, Narre bin ich schon sonder Befehl,
Das Sonnenlicht blendet mich allzuhell
Von euren zwo Augen, den blauen.“

* * *

Von der unendlich bezwingenden Macht des Frauenauges erzählt auch Eirenaios aus Kapnopolis, der Sohn Lykons des Illyriers im zwölften Abschnitt

des siebenzehnten Buches seiner Beschreibung der Heiligtümer von Epeiros, Illyrien, Mazedonien und Thessalien. Es ist eine jener alten, einfachen Geschichten, die der treuherzige Perieget nur vermerkt, um einige Abwechslung in seine etwas dürre Schilderung hineinzutragen. Da ihn die klassischen Philologen nicht als echten Griechen anerkennen, fanden bisher seine Berichte noch nicht jene Würdigung, die er trotz allen Mängeln seines Stiles zweifellos verdient. Wir wollen ihn zur Geltung bringen, der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit zuliebe.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt.
Die Eltern aus Vorarlberg.

„Arybas war der einzige Sohn des Bienenzüchters Alketas und der Lyraspielerin Molossa, die einen grossen Weiler in der Nähe von Dodona besassen. Als der Knabe den Kinderspielen entwachsen war, übergaben sie ihn zur Ausbildung und Erziehung dem weisen Neoptolemos, dem angesehensten Rhapsoden der homerischen Gesänge und Alkymenes, dem dreimal in Wettkämpfen preisgekrönten Kytharoiden, dessen Lobgedicht auf Apollo im Tempel zu Olympia auf Marmor in tiefen Goldbuchstaben zu lesen steht.

An Geist und Leib gedieh Arybas zum herrlichsten Jüngling weit und breit im Lande der Hellenen. Junge Frauen falteten bei seinem Anblick die Hände zu Hera betend, sie möge ihnen gnädigst einen solchen Sohn schenken

und so oft er auf dem Ringkampfplatze erschien, versammelten sich alle Männer; selbst Timon, ein Greis von achtundneunzig Jahren, von seinem zweiundsiebenzigjährigen Sohn Archytas begleitet, kam hin, um die Augen an dem vollendeten Epheben zu weiden. Doch allen diesen Vorzug übertraf er noch mit seinem Gesang und mit seinem Spiel zur Kithara. Da lauschten ihm traumverloren nicht nur die Menschen, sogar die Nachtigallen, Stieglitze und Raben horchten regunglos im Baumgezweig und liessen sich von Kindern mit den Händen einfangen.



Photographie von Prof. Dr. Jochelson in St. Petersburg.

Eskimo-Frauen und Kind vom Baffinland, mit Hals-, Arm- und Beinschmuck.

Vier Olympiaden war er alt geworden und er sollte sich an den Festspielen der fünften als Kitharoides um den Preis, eine mit Edelsteinen besetzte Sängerkrone bewerben. Kallynteria aus Orchomenos, damals die umworbenste Hetäre von Korinth, hatte sie zu Ehren der helikonischen Musen gestiftet. Am Vorabend seiner Abreise begab er sich in den heiligen Hain und in den Tempel der Muse Polyhymnia, um daselbst zu schlafen, und im Traum die Seele zu befreien und der Gottheit Offenbarung zu empfangen. Die Muse weiss nicht nur das Vergangene, sondern auch das Zukünftige, während der Sänger bloss ein Gerücht von den Dingen im Laufe der rollenden Tage und Monde vernimmt.

Unerhörte Gunst ward ihm von Polyhymnia zu teil. Mit süssem Gesang lockend erschien ihm als Traumgesicht ein wunderholdes Mädchen mit goldenen Stirnbändern in den dunklen Locken, mit goldenen Armbändern und einem von Juwelen strotzenden Gürtel aus serischer Seide. Ihre tiefdunklen Augen schossen Blitze, die ihn durchzuckten, dass er fiebernd erbebte und fast die Sprache verlor.

So redete die von der Muse entsandte Traumgestalt zu ihm, als er sich von seiner Betäubung erholte: Ich liebe dich, nur dich allein. Nur dir will und darf ich mich zu eigen geben, aber du musst dich gleich auf den Weg machen und mich suchen und — finden!

— Olympische, unerreichbare Huldin, wo weilst du hinieden, wie ruft man dich beim Namen? Wohin soll ich mich kehren, wohin wenden, um dich zu erlangen? — So fragte er ausser sich vor Glück und berauscht von unsagbarem Entzücken.

— Schau dir meine Augen an, blicke tief hinein in dieses Weltenmeer der jungfräulichen Liebe! sagte sie mit schmachtender Stimme und aufseufzend. Da du meine Liebe erwiderst, wirst du mich an meinem Blick erkennen. Das wäre mir ein schöner Kitharoides, für den die Augen seiner Herztrauten nicht die einzigen in allen Landen wären! . . .

Ihn holdselig anlächelnd entschwand die Truggestalt, wie ein lichtblaues Wölkchen im weissen Zwielicht des tagenden Morgens.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Hamburger Mädchen, 20 Jahre alt.

Erwachend sank Arybas in die Knie, so sehr übermannte ihn überwältigend der Schauer anbetender Ehrfurcht vor dem Mysterium, das ihm aus den Augen der Traumerscheinung hervorgeleuchtet. Hier, in diesen tiefdunklen Sternen schlummerte ein Schimmer der Unendlichkeit. Hier wehte der schöpferische Urgeist, hier spiegelten sich Sonne und Mond, um ihre Strahlen in höchster Verklärung der Erde wieder zurückzugeben. In diesen Augen ruhte der Abglanz der Olympischen und aus ihnen zuckte die Verheissung aller Seligkeiten auf, die Arybas, des Kitharoiden wonnetrunkener Sinn kaum zu fassen vermochte. Aber vergeblich streckte er mit brünstigem Flehen die Arme nach der Holden aus, sie blieb ihm entrückt, nur ein betäubender Duft, wie von Nelken, Jasmin und Rosen erfüllte die Tempelhalle.

Er war erwacht, glückselig und trostlos zu gleicher Zeit. Als er nun über seine Lage nachdachte, ward es ihm klar, dass er nicht einen Augenblick mit unnützem Zaudern verlieren dürfe. Von Alketas dem Vater und Molossa der Mutter

nahm er flüchtig Abschied und befahl seinem Milchbruder Metageitnios, das allernötigste Reisezeug zu einem Rucksack zusammenzuschnüren, er selber nahm sein Kurzschwert und stimmte seine Kithara, nachdem er sie zuvor frisch besaitet. Dann zog er eine Pilgrimchlamys über sein reich in Gold gesticktes Gewand und machte sich auf den Weg. Sein nächtliches Traumerlebnis verherrlichte er in einem Gedicht, darin er sein Herzblut ausgoss und in flammender Begeisterung erfand er dazu nie vordem erhörte jonische Gesangweisen voll zartester Empfindung und rauschender, überquellender Liebessehnsucht. Es war eine Hymne auf die wundervollsten Augen und er beschwor diese Pforten des Liebeshimmels, sich alsbald vor ihm aufzutun.

Und nun zog er dahin, planlos, ziellos, doch nicht ganz in der Irre. Er hatte Kunde erhalten vom Minnehofe der illyrischen Königin Antaja auf der Hochebene von Kuparessa, allwo sie im stolz aufragenden Felsenschlosse zu Sutjeska die köstlichsten Blüten unter den auserlesensten Jungfrauen der Edlen Illyriens, des Dalmaterlandes und der steilen Burgen entlang der Bosna und Narenta bei sich beherbergte.



Serbische Moslimin aus Travnik in Bosnien.

Die Brüste entgegen dem Brauch zur Vorweisung der Reize emporgedrückt.

Als er im Lustschloss eintraf, gab die lebensfrohe, junge Königin ihrem Frauengefolge gerade ein Fest zur Feier der ersten Schneeglöckchen, die sie an den Geländen von Hellenium auf Bären pirschend als frohen Frühlinggruss gefunden. Die Fräulein drehten sich tanzend in der Runde, die Musiker spielten ihnen zum keuschen Mädchenreigen auf und sangen ihnen dazu die Reigenweise, die kürzlich aus Thrakien als neueste Erfindung eines Damnameneus, des melodienreichsten Flötenspielers hier eingetroffen war.

Arybas wartete bis zur Pause ab, dann präludierte er auf seiner zehnsaitigen Kithara und begann sein Lied zu singen. Sein ausnehmend schöner Tenor-Bariton und seine hervorragende musikalische Begabung, seine dichterische Verzückung und seine apollinische Schönheit rissen alle zur Bewunderung hin. So blieb ihm auch hier sein dodonisches Glück gewogen und die königliche Frau und die Mädchen erzitterten und erschauerten bei seinem Gesange:

Wo weilt ihr, o Augen
In traumhafter Ferne?
Ihr himmlischen Sterne,
Ihr strahlenden Bronnen,
Verkünder der Allmacht,
O Born ihr der Gnade,
Bezaubernde Sonnen! . . . .

In Dur- und Molltönen erklang die Apostrophe an die schönsten und ach! bisher unauffindbaren Augen des musischen Traumgesichtes. Die Hoffräulein der

noch keinem Manne untertanen Königin fühlten sich erregt und gerührt und jede von ihnen wandte dem schwärmerischen Kitharoiden ihre Augen von jener Seite und in jener Form zu, wie es ihr am vorteilhaftesten dünkte. Es waren blaue Augen, braune, samtschwarze, graue und sogar ein paar grüner darunter. Glorreiche Strahlenaugen, übermütige und empfindsame, lustige und trauerumflorte, funkelnde und solche, die in ein feuchtes Licht getaucht erschienen; Augen, die sich im Vergiessen milder Tränen der Liebe übten und solche, die im gebieterischen Triumph den Tribut einforderten, der ihnen gebührte . . .

Aber ach! das Augenpaar, das Arybas suchte, nach dem sein Herz fahndete, war nicht darunter! Nicht jene überirdische Botschaft von himmlischer Schöne! Diese Augen hier waren wohl göttlich in ihrer reizausströmenden Menschlichkeit, doch an dem matteren Schlage seines Herzens musste er es erkennen, dass er hier sein erhofftes Ziel nicht erreichen werde. Mit einem grellen Missklang brach er seinen Vortrag ab; er machte den Edelfräulein und der Königin seine schönste Verbeugung und in seiner Verzweiflung über seinen Misserfolg fand er dennoch einen wirkungvollen Abgang.



Serbische Moslimin aus Travnik in Bosnien.

Die Brüste entgegen dem Brauch zur Vorweisung der Reize hinaufgedrückt.

Weiter zog er seines Weges, unermüdlich immer weiter ohne reichere Befriedigung zu erlangen. Die Fräulein an den Fürstenhöfen, die Bürgermädchen in den Städten der Hellenen und der Barbaren, die Schäferinnen in den blumigen Auen und auf den grünen Berghalden, sie alle hatten bereits von ihm und seinem unseligen Leide vernommen, von ihm, dem Augenschwärmer, der auf Polyhymnias Geheiss nach eines Traumes Truggebilde rastlos von Land zu Land dahinjagte.

Um sich selber zu zerstreuen und aufrecht zu erhalten, dichtete Arybas unzählige neue Fassungen zu seinem Hymnus auf die schönsten Augen, aber alles dies vermochte seinem Schmerz keine wahre Linderung zu schaffen. Am neunhundertundneunundneunzigsten Tage seiner Wanderung trat er müde und kraftlos geworden vor ungestillter Sehnsucht und hingebungvoller Leidenschaft an die Unbekannte zu Mytilene auf Lesbos in den Tempel der Artemis hagne ein, der ausserhalb der Stadt, zwei Stadien weit vom Meere auf einem Berggelände, in einem düsteren Wäldchen stand. Drei der auserlesensten Töchter der Insel dienten hier der Göttin als Priesterinnen und waren zur Keuschheit bis zum fünfzigsten Lebensjahre verpflichtet. Bei Strafe der Blendung durfte kein Mann in das Heiligtum eindringen und wer sich vermass, eine von den der Göttin geweihten Priesterinnen anzureden, dem spalteten sie nach alter Satzung die Zunge und brannten ihm auf die Stirne den Namen Artemis ein.

Es war um die Zeit des blütereichen Sommermonates am ersten Aphroditentage. Das Sonnenlicht aber brach nur gedämpft durchs Gezweige der das offene Tempeldach überschattenden Platanen. Tiefste Stille und wohlige Kühle herrschten in der heiligen Halle. Auf dem Altar stand die Göttin Artemis aus

kararischem Marmor, ein vielbewundertes Kunstwerk des jungen attischen Meisters Praxiteles. Kein geringerer als Timanthes hatte die Statue bemalt und ihr mit der Farben Pracht gleichsam das Leben eingehaucht. Üppiges, braunes Gelocke wallte der Unsterblichen vom Haupte über die Schultern hernieder. Voll anmutiger Würde schaute die Göttin, deren Brust ein unendlich reich mit Edelgestein



K. u. K. Hofphotograph J. Lowy in Wien.

Englisch-normannischer Frauentypus.

geschmücktes goldenes Schild zierte, auf den Besucher hin, der sich tollkühn in ihr Heiligtum hineinverirrt.

Bussfertig sank Arybas auf den Altarstufen in die Knie. Er hielt seine Kithara im Arm und leise, ganz leise begann er das Leitmotiv seiner Pilgerfahrt zu spielen. Die Stimme zum Gesang versagte ihm vor Ehrfurcht.

Sanft austönend, wie ein Geisterhauch durchzitterten die Klänge den Tempelraum und es schien dem Beter vor dem Altar, als ob ihm die Göttin der

Keuschheit unmerkbar zulächelte. Endlich umfing ihn Mattigkeit und ein wohliger Schlaf. Ihm war es, als könnten ihn seine Füsse nicht weiter tragen und als müsste er an diesem Orte für ewig verweilen.

Plötzlich weckte ihn ein unnennbar süsses Gefühl. Der gleissende Sonnenball tauchte bereits im Westen in den Fluten des Okeanos unter und in den Platanen erscholl tausendstimmig das Abendgezwitscher der Vöglein. Da betraten



K. u. K. Hofphotograph J. Lowy in Wien.

Spanisch-baskischer Frauentypus.

die drei Priesterinnen Orthosia, Eukleia und Ktesilla den Tempel, um der Göttin Weihrauch zu opfern und eine Hymne zu singen. Ein schriller Schrei des Entsetzens entrang sich ihren weissen Kehlen, als sie den Frevler am verbotenen Orte gewahrten. Erschreckt wollten sie davon eilen, um Hilfe gegen den Eindringling herbeizuholen. Als sie aber Arybas erblickte, hub er abermals zu spielen an und diesmal sang er auch sein Lied dazu, so dass die hehren Priesterinnen vom Spiel und Gesang bezaubert näher herankamen.

— Ärmster Jüngling! sprach ihn Orthosia, die Oberpriesterin, eine erst zwanzigjährige Jungfrau an. Nach den Bestimmungen unseres Heiligtums muss ich dich mit meiner eigenen Hand des Augenlichtes berauben!

— Unglückseliger! rief ihre Altergenossin Eukleia aus, und ich muss deine Zunge spalten!

— Weh mir, dass ich Artemis geweiht worden! sagte Tränen vergiessend die zweiundzwanzigjährige Ktesilla, denn ich werde dir ein Mal auf deine Dichterstirne einbrennen!

Arybas Händen entfiel die Kithara. Diese hier — ja, das waren sie! Diese samtschwarzen, überirdisch schönen Augen, diese melodischen Stimmen, aus deren Ernsthaftigkeit der Jugend frohe Lust herauskicherte. Das waren die Laute jener Traumgestalt im Polyhymniatempel!



Museum für Volkerkunde in Leipzig.

Somalimädchen, das ihre Haare in eine Unzahl dünner Flechten legt.

— Unsäglich gepriesen sei Polyhymnias Huld! Für eine beglückte sie mich mit dreien! Ihr seid es, die sie mir zugelobt, euch sollte ich suchen, euch habe ich, Ruhm sei der Göttin, hier gefunden!

Volltrunken vor Wonne küsste er jede der drei Priesterinnen.

Orthosia gewann zuerst ihre Fassung wieder. Mit strenger Geberde wies sie ihn gebieterisch zurück: Du bist unser Gefangener, dein Schicksal ist besiegelt!

Willenlos liess er sich von ihnen die Hände fesseln. Die drei Priesterinnen führten ihn in eine Zelle hinweg, wo sie ihn auf einen breiten weichen Pfühl niederdrückten und das weitere abwarten hiessen, sie selber aber zogen sich zur Beratung zurück.

Als die Nacht mit ihrem dunklen Schleier die Erde umhüllte, öffnete sich die Zellenpforte. Orthosia trat mit einer Wachsfackel ein und hinter ihr trugen Eukleia und Ktesilla einen mit knusperig gebratenen Tauben und süssen Früchten jeder Art reich bedeckten Tisch nach. Ktesilla brachte auch noch einen Krug schwarzen phoinikischen Weines herbei.

— Schuldbeladener Jüngling! so sprach vor Wehmut und Mitleid zerfliessend Orthosia zu Arybas, wir haben überwältigt vom Erbarmen beschlossen, dir noch ein letztes Abendmahl zu gewähren und dir dabei Gesellschaft zu leisten, bevor du nach des Schicksals unabänderlicher Fügung als ein Geblendeter, Sprachberaubter und Gezeichneter diesen heiligen Ort des Friedens und der Ruhe verlassest!

Sie lösten seine Bande und setzten sich traurig zum Mahle nieder. Arybas griff wacker zu, es war ja zum letztenmale und die Priesterinnen assen eifrig mit. Neunmal kreiste der Krug in der Runde und Eukleia holte bald einen zweiten. Arybas würzte das Mahl mit Erzählungen von seinen Abenteuern zu Wasser und zu Lande und die Priesterinnen lauschten ihm andächtig, ja, sie vergassen

zuweilen, wie er seinen Kummer, ihr Herzeleid und lachten hell vergnügt auf. Als der Wein seine berauschende Wirkung auszuüben anfing, umarmten sie ihn eine nach der anderen und baten ihn mit tränenden Augen um Verzeihung, aber sie mussten doch ihres grausamen Amtes walten. Und er verzieh ihnen. Dieweil sie sich müde und abgespannt fühlten, verschoben sie mit seiner Einwilligung die Urteilvollstreckung auf den nächsten Tag und vereinbarten, die Nacht über bei ihm zu wachen. Ungewohnt der schweren Aufgabe sanken sie bald schlaftrunken auf den Pfühl hin. Nur Arybas schloss die ganze Nacht hindurch kein Auge.

Gepriesen sei die Macht und der unerforschliche Ratschluss der Artemis hagnē, die ihren drei Priesterinnen den gleichen Traum zusandte. Jede von ihnen träumte, dass sie auf Geheiss der keuschen Olympierin von Arybas in ein unsäglich süsses Geheimnis eingeführt werde und mit ihm auf hölzernem Rosse in ein fernes, fernes Land entflohen sei. Als Orthosia, Eukleia und Ktesilla am späten Morgen erwachten, schlief Arybas. Bleiche Mattigkeit ergoss sich über sein Angesicht, denn die Nachtwache hatte seine überreizten Sinne und Kräfte erschöpft. Sie liessen ihn ruhen und zogen sich zu einer neuerlichen Besprechung ihres Falles zurück.

Als die Nacht abermals mit ihrem Schleier die Erde traut umhüllte, schlichen eilig und lautlos vier Jünglinge durch den Hain zur Meerbucht hinab und bestiegen das Schiff des Illyriers Maloita, des Bernsteinhändlers. Es war ein neuer Fünfzigruderer, der unverzüglich mit frischer Brise nordwärts in die See stach. Nach viertägiger Reise langten die vier Epheben glücklich und heil bei Alketas und Molossa auf dem Weiler in der Nähe von Dodona an. Arybas nahm zur Gemahlin Orthosia, sein Milchbruder Metageitnios die herrliche Eukleia und Polymestor, der Oberpriester vom Heiligtum Polyhymnias freite Ktesilla. Die Göttin verrichtete ein Wunder. Nach neun Monden genasen alle drei Frauen an einem Tage jede eines Knäbleins zur unermesslichen Freude der Urheber ihrer Tage und die Kinderchen ähnelten einander so sehr, als ob sie Drillinge gewesen wären! Da geschah ein noch grösseres Wunder! Am anderen Morgen sah man auf der Brust der Statue Polyhymnias im Tempel bei Dodona einen unendlich reich mit Edelgestein besetzten neuen Schildschmuck, der jenem täuschend gleich war, der Artemis hagnē im Tempel zu Mytilene auf der Insel Lesbos zierte — ehe er auf unerklärliche Weise den Blicken der Sterblichen entschwunden.



Museum für Völkerkunde in Leipzig.

Somalimädchen, das ihre Haare in eine Unzahl dünner Flechten legt.

So ereignen sich noch in unseren Tagen durch der Frauen schöne Augen Wunder über Wunder!" — Hier endet der Bericht des Periegeten Eirenaios von Kapnopolis, des Sohnes Lykons des Illyriers.

* * *

Schwarze Augen, Augenzauber! Wie leicht und wie gern gibt sich der hellhäutige Mann jungen Niggermädchen gefangen, wenn ihn ihrer schwarzen Augen Blitze treffen. Aber das Auge der braunfärbigen Schönen ist gar nicht schwarz, vielmehr wie das ihrer europäischen Schwestern. Was man in der Umgangsprache als schwarze Augen bezeichnet, ist weit davon entfernt, eine wirklich



K. u. K. Hofphotograph Lowy in Wien.

Frauentypus aus Stuttgart.

schwarze Iris, wie die Pupille zu haben. „Schwarze“ Augen sind gewöhnlich nur von der dunkelsten Schattierung von braun oder dunkelbraun.

Die in der Mitte der Iris befindliche Pupille ist stets pechschwarz, nicht nur bei der Negerin, sondern bei allen Menschen; denn die Pupille ist einfach eine runde Öffnung genau in der Mitte der Iris, die es uns ermöglicht, klar durch die Kristalllinse und die wässerige Feuchtigkeit hindurch bis auf den schwarzen Hintergrund zu sehen, der den Augapfel inwendig ausfüttert. Die Iris an sich ist

nichts anderes als ein Muskelvorhang mit der Aufgabe, die Grösse der Pupille zu regulieren und dadurch entscheidet er, wieviel Licht ins Innere des Auges eingelassen werden soll. Ist das Licht hell und blendend, genügt ein wenig davon, um einen Scheindruck zu ermöglichen und so lässt die Iris die Anspannung ihrer feinen Muskelfäden nach, schliesst nach der Mitte zusammen und verkleinert die



Photographie von Cavra in Athen.

Eine Griechin aus Athen.

Aus einem unedierten Album von Achilles Ney.

Pupille, während sich in der Dämmerung oder bei Mondbeleuchtung, wo das Auge alles Lichtes, dessen es habhaft werden kann, bedarf, die Muskeln des Irisvorhanges nach dem Rande zusammenziehen und sich das Pupillenfenster erweitert. Eine der auffallendsten Eigentümlichkeiten der Irismuskeln besteht darin, dass sie mit der denkbar grössten Schnelligkeit arbeiten, eine Fähigkeit, die anderen unwillkürlich tätigen Muskeln versagt ist.

Prof. Magnus behandelte die Frage nach der Ursache des Augenauf-

leuchtens auf höchst eingehende und befriedigende Weise, doch dürfte aus dem ethnologischen Beobachtungstoff dazu noch mancherlei beizubringen sein. Er setzt auseinander, dass der grössere oder geringere Augenglanz von den Augenliderbewegungen abhänge. Anstatt das Auge das Fenster der Seele zu nennen, wäre es richtiger, die der Iris und der Pupille vorgelagerte durchsichtige Hornhaut als einen Spiegel zu bezeichnen, der, wie irgend ein anderer Spiegel, das Licht, das in ihn hineinfällt, zurückwirft. Je höher nun die Augenlider aufgeschlagen werden, um so grösser wird der Spiegel und um so mehr Licht wird daher zurückgestrahlt. Nun weiss wohl jedermann, dass sehr erregende Empfindungen, wie Freude, Enthusiasmus, Ärger und Stolz die Neigung haben, die Augenlider in die Höhe zu treiben, während sie traurige und bedrückende Gefühle zum Senken bringen und den Augapfel zum Teil bedecken machen. So kommt es, dass Freude die Augen aufleuchten, während Trauer und verwandte Empfindungen sie matt und glanzlos erscheinen lassen.



K. u. K. Hofatelier R. Krziwanek in Wien.

Eine Wienerin, 17 Jahre alt.

Jüdischer Typus.

Die uralte dichterische und volkstümliche Annahme, dass der Augen Glanz eine unmittelbare Ausströmung der menschlichen Seele ist, muss man darum als unhaltbar aufgeben oder man kann sie auch beibehalten, so wie wir noch immer von einem Sonnenauf- und -niedergang sprechen, obgleich wir wissen, dass unsere Ausdruckweise naturwissenschaftlich aufgefasst nur einem kindlichen Glauben gemäss ist.

Die Form des Augapfels selbst ist von ganz untergeordneter Bedeutung. Die Unterschiede in Gestalt und Grösse der verschiedenen Augäpfel sind so gering, dass sie nichts zu besagen haben; dazu kommt noch die Verhüllung durch die Augenlider. Aus diesem Grunde sind es in erster Reihe die Augenlider und die Augenbrauen, denen das Auge hauptsächlich die Schönheit seiner Formung zu verdanken hat.

Die Augenform wird ausschliesslich durch den Liderschnitt und die Weite der Öffnung bedingt. Die zahllosen individuellen Verschiedenheiten in dieser Öffnung geben den Augäpfeln anscheinend die verschiedenste Gestaltung, so dass

wir von runden Augen, von weitgeöffneten, von mandelförmigen, von länglichen Augen, von Eulen-Augen u. s. w. sprechen.

Die vornehmste Schönheitbedingung an einem Auge ist Grösse. Seitdem die ersten Dichter und Sänger erstanden, erklang das Lob der grossen Frauenaugen. Die sieben Himmel der Moslimen sind von Jungfrauen mit keuschen Mienen und grossen schwarzen Augen bevölkert und die arabischen Dichter werden nimmer müde, die Augen ihrer Angebeteten mit denen der Gazelle und des Rehs zu vergleichen. Das sind stereotype Redewendungen, deren Ursprung in grauester Vorzeit zu suchen wäre.

Die Griechen betrachteten grosse Augen als einen wesentlichen Schönheitzug. Die grossen Augen Heras und die menschlichen, allzumenschlichen Aspasias waren oft Gegenstand dichterischer Begeisterung. Mit Hinblick darauf macht sich Sokrates in Platos Gastmahl wohl über sich selber lustig, indem er seine hervorquellenden Augen, gleichwie seine wulstigen Lippen als Vorzug preist. Selbst die vielbelachte Bezeichnung ochsenäugig braucht man nicht wörtlich zu nehmen; denn der Vergleich bezieht sich nicht allein auf die Grösse, sondern auch auf die Form und den Glanz des Auges. Von den römischen Dichtern bezeichnet Juvenalis ausdrücklich kleine Augen als einen Fehler.



Photographie von James Mooney in Washington.

Eine Jonkawafrau aus Oklahoma, mit reichem Brustschmuck aus angereihten Perlen.
Aufgenommen im Jahre 1898.

Grosse Augen hören auf, schön zu heissen, wenn die Öffnung zwischen den Augenlidern zu weit ist oder wenn man das Weisse über dem Augenstern sehen kann. Sie müssen ihre Grösse der anmutigen Schwingung über dem oberen Augenlid verdanken. Wie Winckelmann sagt: ‚Jupiter, Apollo und Juno haben die Öffnung der Augenlider gross und gewölbt, dabei weniger in die Länge gezogen als üblich ist, um dadurch den Bogen noch ausgesprochener zu machen.'

Wir sind aber, wie Magnus hervorhebt, gleichzeitig in unserem Geschmack hinlänglich vielseitig, um auch Augen zu bewundern, die nicht gänzlich rund, sondern vielmehr in die Länge gezogen sind. Eine namentlich beliebte Art ist diejenige, an der das obere Augenlid in dem dem inneren Augenwinkel zunächststehenden

Rand eine ziemlich entschiedene Biegung zeigt, die sich jedoch nach dem äusseren Winkel zu in eine äusserst anmutige und gefällige Wellenlinie verliert. Da das untere Augenlid eine ähnliche, obwohl weniger entschiedene Randbiegung beschreibt, so nimmt der Teil des Augapfels, der innerhalb dieser Öffnung sichtbar wird, ein eigenes Oval an, das sehr passend und charakteristisch als „mandelförmig" bezeichnet wird. Die Griechen verglichen die anmutigen Kurven solcher Augenlider mit den zarten und gefälligen Schlingen, die von jungen Weinreben gebildet werden und nannten aus diesem Grunde ein Auge dieser Art helichoblepharos. Winckelmann sagt, dass es vorzüglich die Augen Aphroditens waren, die die alten Künstler mit diesem anmutigen Liderschnitt auszustatten liebten. Italienische und noch mehr spanische Frauenaugen verdanken ihren Weltruf diesem klassischen und lieblichen Oval.



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Eine Wiener Sängerin, Deutsche, 18 Jahre alt, im einfachen Tanzschmuck.

„Die Mandelaugen sind eine Eigentümlichkeit der semitischen und alten arischen Rasse", so lautet das Evangelium der Salonethnographen, jener gelehrttuenden Schwätzer, die Berühmtheiten in Szene setzen und in den Vorzimmern jeweilig machthabender Herrschaften herumlungern. An dieser Behauptung ist nicht viel mehr wahr als an der landläufigen, dass alle Germanen blauäugig und hellblond sind. Wahr ist dagegen, dass unter den sogenannten Semiten Leute mit tiefliegenden, kleinen, stechenden Augen in der Mehrheit sind und dass bei ihnen Mandelaugen als Schönheitvorzug angesehen werden, weil es die Dichter, die nach der Schablone Verse schmieden und reimen, einander nachsagen. Etwas Übertreibung läuft ihnen dabei mit unter. So besingen auch einige indische Dichter den Preis eines Auges, das so lang ist, dass es das Ohr erreicht. Das wäre für uns eine riesige Geschmacklosigkeit, aber an assyrischen Statuen findet man solche Augen in der Tat als etwas gewöhnliches.

Die Ägypter des Altertums huldigten einer ähnlichen Schönheitverzerrung oder -verirrung der Augenmode. Es gibt übrigens genug Beweise, dass einige orientalische Völkerschaften den Schlitz ihrer Augen mit einem Messer zu erweitern pflegen, während andere kosmetische Mittel und Farben dazu benützen, um die Täuschung eines Besitzes sehr langer Augen hervorzurufen. Runde oder ovale

Randkrümmung ist indessen nicht die einzige Schönheitbedingung eines Augenlides. Auch die Oberfläche ist zu berücksichtigen und zwar muss sie von straffer, wohlgerundeter Beschaffenheit sein.

Die Stellung des Auges beeinflusst unser ästhetisches Urteil ebenfalls in einem bemerkenswerten Grade. Allerdings muss man zugestehen, dass auch in diesem Falle die Rücksicht auf „Rassen"-Schönheit und ein demgemäss entwickelter



K. u. K Hofphotograph J. Löwy in Wien.

Typus einer deutschen Städterin aus der Moselgegend.

Geschmack eine entscheidende Rolle spielt. Die Chinesen, wie vielleicht alle mongolischen Völkerschaften halten die schiefe Stellung der Augen mit ihren nach oben gezogenen äusseren Winkeln, die übertriebene Langgestrecktheit und Kleinheit der Augen bei ihren Damen für ausnehmend lieblich, und eine „ochsenäugige" Griechin erschiene ihnen als eine ausgemachte Hässlichkeit. Dem Mittel- und Südeuropäer dagegen missfällt die chinesische und japanische Augenbildung, er ist instinktiv für das ihm als Schönheitnorm eingetrichterte klassische Griechenideal ausschliess-

lich eingenommen. Wie wenig diese Abneigung in unserer Natur wirklich begründet ist, lehrt die Tatsache, dass Europäer in China und Japan sehr bald an den eingeborenen Schönheiten grösstes Wohlgefallen finden, sich ihnen gerne nähern, mit ihnen zum dauernden Lebensbunde vereinigen und fleissig Kinder in die Welt setzen. Der Kaiser von Japan liess seinem Söhnchen, dem Thronfolger, die Augenlider seitwärts aufschneiden, so dass das Büble nun europäisch dreinschaut. Jetzt ist seine Karrière gesichert.



Eine Araberin aus Port Said.

Mantegazza vermerkt einen Fall, in dem eine niedrigere Stellung des äusseren Augenwinkels nicht als annormal empfunden wurde. „Ist diese Eigentümlichkeit", sagt er, „mit anderen ästhetischen Elementen vereint, so ist sie im stande, einen seltenen und ungewöhnlichen Reiz auszuüben, wie beispielweise im Fall der Kaiserin Eugenie."

Trotzdem huldigte auch dieser Eckpfeiler weiblicher, rothaariger Schönheit und Grazie, sie, die sich den seinerzeit umworbensten europäischen Kaiserthron mit ihren persönlichen Vorzügen zu erobern verstanden, mit aller Leidenschaft der

Mode, das Leuchten ihrer Augen durch Retouchieren zu erhöhen und auffällig zu machen. Frauen aller Zeiten und aller Länder können, wie es scheint, diesem Toilettenkniff nicht aus dem Wege gehen. Die Suahelimädchen und die Fellachinnen greifen zum Kohol, nicht minder wie die Pariserin der sämtlichen Rangabstufungen von Ganz-, Halb- oder Viertelwelt. Die Chrowotin bereitet das Färbemittel aus gerösteten, grünen Nusshüllen und verbeisst mutig den Schmerz, den sie sich mit Auftragung der Tunke selber bereitet. Ebenso ist die Wienerin mit der Sitte vertraut und selbst das äusserlich prüde Berlin zählt viele Vertreterinnen solcher Verschönerungmethode. Die schwarzen Striche, die sich an den Augenlidrändern entlang ziehen, erscheinen gewissermassen als ein Unterstreichen ihrer Ansprüche auf den herausfordernden Reiz ihrer Augen, und wir sehen häufig selbst die gealterten, hors concours gesetzten Koketten, die dem Kohol die Kraft zutrauen, ihren Blicken die einstige Anziehungkraft zurückzugeben.



Ein Passumahmädchen auf Sumatra. Mit schwerem Hals- und Gürtelschmuck aus Gold.

Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wollten die Damen dasjenige besitzen, was ein zeitgenössischer Ausdruck sehr hübsch „des yeux armés" nennt. Die Augen mussten damals, um verlockend zu erscheinen, besondere Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit besitzen (du sémillant, un lumineux particulier, une „poignance", heisst es ein englischer Beobachter). Im Gegensatz zu dieser gebieterischen und herausfordernden Glut der Augen befindet sich das sentimentale Schmachten, das Bulwer sehr treffend als eine „feuchte Melancholie süsser Augen" bezeichnet. Es kommt nun vollkommen auf die betreffende Persönlichkeit an, welchen von beiden Eroberungmethoden sie den Vorzug erteilen will. Eines schickt sich nicht für alle, ausserdem spielt der Geschmack der Epoche, d. h. der, den die bevorzugten Damen der reichen Lebewelt angeben, hierbei bedeutend mit.

Im XVIII. Jahrhundert, in dieser Zeit einer ausgesprochenen Gynaikokratie, eroberte und übertölpelte das schönäugige Weib den Mann, den ihr die gesteigerte

Genusssucht und die stets aufgereizte Sinnlichkeit und Begierde fast wehrlos überlieferte. Wo immer in der Welt Männer aus der niedrigsten Gesellschaftschichte vom Strome des Glücks emporgetragen zu grossen Reichtümern gelangen, wie z. B. in Amerika, wiederholt sich der gleiche Vorgang. Der Erfolg der Männer reisst den Frauen buchstäblich immer die Augen auf. Daher die Mode „der bewaffneten Augen", die da überfallen und ergreifen, jeden Widerstand niederwerfen und selbst den Aufsässigen zum Sklaven machen können.

In der Zeit der Empfindsamkeit ändert sich das Bild des Weibes; sie hat es begriffen, dass sie abermals eine andere Farbe bekennen muss. Hübsch weist Magnus darauf hin, dass man besonders oftmals in den Augen eines liebenden Weibes Spuren von Tränen bemerkt. Auf diese Tatsache führt er den ganz eigenen Reiz zurück, den man in den Augen der Aphrodite findet und den die Griechen als hygron, das feuchte, schwimmende, schmachtende bezeichneten. Die Bildhauer brachten diesen Augenausdruck dadurch hervor, dass sie die Scheidelinie zwischen dem unteren Augenlid und dem Augapfel leicht hervorhoben, was den Eindruck machte, als sei der Liderrand hier durch einen feuchten Tränensaum nass verschleiert.



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Eine Niederösterreicherin.

Weshalb aber versäumten es die Griechen und nicht minder die Kunst der Renaissance nach der Möglichkeit zu streben, das „lachende Auge" eines jugendlichen Mädchens darzustellen? Die heitere, fröhliche Unbefangenheit der Seele, die der Jugendkraft angeborene Daseinsfreude, so da innerer Harmonie und der Unerfahrenheit in den Schlingen und Tücken der Welt entspringt, sie erleuchtet das Auge eines solch reizvollen, im anheimelnd lockenden Glanz der Anmut erstrahlenden Geschöpfes mit einem herzberückenden Zauberschein, der in unser vielfach verworrenes Erdenleben wie eine trostreiche Botschaft aus dem Wunderlande Bimini hereinschimmert. Ein leichtes Senken der Augenlider verleiht dem Gesicht einen anziehenden Ausdruck verliebten, zur Liebe anlockenden Schmachtens. Das Augenlid mit seinen Wimpern verschleiert in diesem Fall schüchtern den Glanz des Augensterns, ohne ihn auszulöschen.

Moderne Dichter heissen eine solche Augensprache die Sprache der Unschuld, die da knospende Liebestriebe unbewusst vorausahnt. So schauen auch fünf Monate alte, gut gefütterte Gänschen drein, wenn sie sich in der sommerlichen Nachmittaghitze im Schatten eines Baumes halbverschlafen lagern. Weiberfeinde betrachten solche Blicke als ein Zeichen geistiger Beschränktheit. Es entscheidet jedoch hier, wie in so vielen anderen Fällen, die auf stillem gesellschaftlichen Übereinkommen beruhende Auffassung. Magnus meint, die Bildhauer des Altertums hätten solches leichtes Senken des Augenlides markiert, um damit sinnliche Liebe auszudrücken. Seine Beobachtung ist richtig; denn tatsächlich erheischte es die „Schule", Aphroditens Augen mit gesenkten Lidern und schmaler Öffnung darzustellen.



Photographie von M. Ausländer in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 19 Jahre alt.

Ohne diese Überlieferung aus der Zeit der „grossen Kunst" zu kennen, hatte die Dubarry den Kunstgriff aus ihrem eigenen Ingenium geschöpft. Sie besass auffallend schöne, dunkelblaue Augen, und ihre Gewohnheit, sie stets halbgeschlossen zu halten und lüstern unter ihren langen, dunklen Wimpern hervorzublinzeln, soll ihr einen unendlichen Reiz verliehen haben, der ihre Erfolge auf erotischem Gebiet ausreichend erklärt. Sehr schön variiert Dante, das alte Dichterwort ergänzend: „Die Augen sind der Anfang der Liebe und die Lippen ihr Endziel" und Shakespeare spricht von „der zuerst von den Augen einer Dame gelernten Liebe." Einen humoristischen Beigeschmack hat es, wenn er meint: „wäre es nicht um ihres Auges, ja um ihrer zwei Augen willen, ich würde sie nicht lieben!"

Vielleicht trifft Magnus nicht im vollsten Ausmass das richtige mit seiner Behauptung, „der Augapfel verdanke all sein Leben und seinen Ausdruck den Bewegungen der Augenlider und Augenbrauen", aber dennoch muss man ohne weiteres eingestehen, dass die Augenlider, die Wimpern und Brauen einen hervorragenden Anteil an der Schönheit des weiblichen Antlitzes und an dem wechselnden Gesichtausdruck bei unseren Holden einnehmen. Es ist eine rein künstlerische Freude, die wir bei der Betrachtung dieser Reize empfinden; wir denken zwar im Augenblick des Geniessens nicht über die ursächlichen Gründe nach, aber der Aus-

druck aller Seelenregungen, der sich in seinen abwechslungreichen Abstufungen gerade hier so überzeugend wiederspiegelt, fesselt uns auf unwiderstehliche Weise, sowie jeder wirkliche oder vermeintliche Einblick in das über die Alltäglichkeit hinaus sich erhebende Seelenleben der Geliebten, den an Gemüt edleren und geistig höher veranlagten Mann zu fesseln und in Bande zu schlagen vermag.

Alle Empfindungen, selbst jede Abschattung von innerer Erregung, kommt in diesen Bewegungen der oberen Augenlider zum Ausdruck. Eine mittlere Höhe des Aufschlages, kühl und gewohnheitgemäss, verrät die unbewegte Ruhe der Seele oder den Flachkopf, der in seines Nichts durchbohrendem Gefühle von seiner Unwiderstehlichkeit durchdrungen in die Welt hineinstarrt. Freudige oder leidenschaftliche Empfindungen lassen die Lider emporschnellen, so dass das Ganze der leuchtenden Iris sichtbar wird. Noch ein wenig höher, so dass das Weisse über der Iris erscheint, — und es steigert sich der Ausdruck zum Bild des grössten Affektes. So schaut Medea drein, wie sie die Botschaft vom Verrat des Helden Jason vernimmt, des edlen Ritters vom goldenen Vliess, oder Dido, da sie die Segel des treulosen Aeneas, schwankend, wie ein Fantom am fernen Horizont, entschwinden sieht; so blickt Lady Macbeth, als sie das Todesröcheln des gnadenvollen Duncan vernimmt; so die Mutter der Makkabäer, da man ihre Söhne vor ihren Augen auf die Folter spannt; so stellte der griechische Künstler Niobe dar, die unselige, die sich in ihrem mütterlichen Stolze mehr als Leto zu sein vermass und deshalb durch die beiden göttlichen Kinder der Leto die ganze blühende Schar ihrer Knaben und Mädchen zusammenbrechen sah.



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Eine deutsche Wienerin, Schauspielerin, 19 Jahre alt.
Schwäbischer Typus.

Nicht zu vergessen ist das Auge des Dichters: „in schönem Wahnsinn rollend“, — eine Darstellung, die einer dem anderen so oftmals gedankenlos nachgeredet, dass sie sich unserem Sprachgebrauch unausrottbar eingefügt hat. Es ist

möglich, dass sie bei einigen Poeten wirklich zutrifft, bei jenen vielleicht, deren Phantasie stärker als die rein geistige, schöpferische Verstandeskraft entwickelt ist. Aber kann man sich einen Aischylos, einen Dante, Shakespeare, Goethe in solchem Zustande seelischer Überreizung vorstellen? Selbst dann noch nicht, wenn sie der gestaltende Gedanke an einen König Lear oder Faust im innersten Geiste erfasst! Die äusserste Erregung ihrer Seele, das zweite Gesicht des Dichters, entreisst ihrem Geiste nicht die überwältigende Kraft; selbst der wilde Aufruhr ihres weltumspannenden Genius wird sich nicht in Anzeichen des ‚holden Wahnsinns' kundgeben.



K. u. K. Hofatelier R. Krziwanek in Wien.

Eine deutsche Wienerin. 21 Jahre alt.
Feiner städtischer Typus.

Anders ein Grabbe, ein Hölderlin, ein Lenau. Bei solchen mit erblicher Belastung dem Gefüge der Harmonie entrückten Erotomanen mag das schmeichelnde Wort vom rollenden Auge gut angebracht sein. Und nun erst gar bei Sappho, der durch paraphiletische sinnliche Leidenschaft bis zur Tollheit entrafften Dichterin! Das volle Verständnis für solche Erscheinungen erschloss uns erst Dr. Iwan Bloch mit seinen Beiträgen zur Aetiologie der psychopathia sexualis. Süss klingen im griechischen Sapphos Strophen, in denen die Pulse des wilden Blutes jagen und die trotz aller Vollendung der dichterischen Form die Raserei des Verlangens erkennen lassen, das die Dichterin durchglüht. Aber bei ihr stimmen Form und Inhalt in ungesuchter Natürlichkeit und Wahrheit überein, so sehr zwar, dass sie selbst mit den spärlichen, uns erhaltenen Bruchstücken ihrer Dichtung nach mehr als zwei Jahrtausenden einen Grillparzer zur Schaffung seines herrlichen Meisterwerkes begeistern konnte. Sollte ihr Frauenauge, unter Zurückbehaltung einer ausreichenden Dosis schulmeisterlicher Besonnenheit, in schönem Wahnsinn gerollt haben, um gleichwie ihr Nachahmer, der hochgeborene Graf Platen zu Hallermund, seine Urningglut in Silben zu stechen?!



Ach, es hat dein brennendes Auge mir sich
Zugewandt, huldvolle Gespräche sprach es;
Ja, ich sahs anfüllen sich sanft, vergehn im
Taue der Sehnsucht!

* * *



Museum für Völkerkunde in Leipzig.

Fidschi-Frauen, Ovalau.

Den Augenbrauen, diesen Himmelbogen, die dem Antlitz schöner Frauen zum herrlichsten Schmuck verhelfen, sollte ein grosser Dichter einen eigenen Sonettenkranz weihen und den Wimpern nicht minder, denn gerade hier bewährt sich das alte Wort von den kleinen Ursachen und grossen Wirkungen. Den Slaven fiel bei der sich über dem Augenlide windenden Braue ihre zitternde Bewegung auf und sie nannten sie trepavica, Zitterich, unsere Sprache bildete das Wort Windbraue, aus dem durch Verschleifung, wie Jungfer aus Jungfrau, unsere Wimper entstand. Die Indianerinnen in Paraguay rupfen sich zwar ihre Wimpern aus, weil sie „nicht wie die Pferde aussehen" wollen, aber wir vom weissen Menschenschlag wissen sie zu schätzen. Dieses kleinwenig, fast ein nichts von zarter Behaarung,

wieviel Leidenschaft, wieviele schicksalschwere Wandlungen im Leben einzelner und in den Geschicken der Völker mögen schon an ihnen gehangen, von ihnen verursacht worden sein! Wie weiss ein Dichter, wie Grillparzer, die Wimpern zu würdigen, die das schöne Auge erst recht zur Geltung bringen:

Im Schatten deiner Wimpern
Blühn zwei Vergissmeinnicht;
Der überflüssigen Lehre,
Die so ein Blümchen spricht!



Eine Dravidafrau aus Singapore.

Wie könnte dich vergessen,
Wem je gestrahlt dein Licht?
Und doch lass sie nur sprechen,
Vergiss du selber nicht!

In seiner köstlichen Novelle vom Kloster zu Sendomir hebt er den Reiz hervor, der durch den Gegensatz der Farbe von Wimpern und Auge entsteht: ‚Das Mädchen war schön, schön in jedem Betracht. Schwarze Locken ringelten sich um Stirn und Nacken und erhoben, mit der gleichgefärbten Wimper, bis zum sonderbaren den Reiz des hellblauen, strahlenden Auges'. Auch wenn sie mit dem Auge gleichfarbig sind, vermehren sie seine Zauberkraft, wie Byron im Don Juan von Haidie der Griechin singt:

Die Wimpern sind umsonst geschwärzt die langen,
Nach Landesbrauch, da dunkel sie wie Nacht,
Ihr schwarzes Aug war schattig schon umhangen,
Dass der Rebell den schwarzen Fleck verlacht!

Als Rebellen bezeichnet Byron hier das Auge, was ein für unsere kühlere Empfindungweise allzukühnes Bild ist, aber wie dürften wir Alltagmenschen mit ihm rechten? Uns erscheint schon als ein kühnes Bild bei Schiller (Don Carlos II. 4):

Du sprichst
Mit deinen Wimpern, deinem
Zeigefinger;
Ich höre dir mit Blicken zu!



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Niederösterreicherin aus Kierling, 19 Jahre alt.

Das reiche Haar zu einem Vergrösserungschmuck nach altwiener Mode geformt.

Im Suleikanameh spricht der Dichter des Ostens von Wimpernpfeilen und selbst unser Goethe rügt die Überschwänglichkeit der Gleichnisse bei arabischen und persischen Dichtern: ‚Dass wir von Wimpern gemordet werden, möchte wohl angehen, aber an Wimpern gespiesst sein, kann uns nicht behagen. Wenn ferner Wimpern gar mit Besen verglichen, die Sterne vom Himmel herabkehren, so wird es uns doch zu bunt'. Weil uns die blumenreiche Ausdruckweise der Orientalen nicht gewöhnlich ist, füge ich hinzu, ja, weil wir zu kalt und zu nüchtern abwägend denken. So beurteilen uns die Orientalen, und die Araber haben in der Blütezeit ihrer Kultur zur Zeit unseres Mittelalters, als sie sich an der griechischen Philosophie erbauten und sie ausbauten, nicht einmal an den homerischen Liedern den geringsten Geschmack finden können. Man mag darüber in De Boers Philosophie im Islam zur Unterhaltung nachlesen.

Ein Auge mit zu kurzen oder gänzlich fehlenden Wimpern ist dazu angetan, zu feurig, glänzend oder „stechend“ zu erscheinen. Einmal traf ich einen von den heulenden Derwischen, der sich seine Wimpern ausgerupft hatte, um einen eigenen Eindruck von seiner Persönlichkeit zu erwecken. Die Liderränder seiner Augen waren sehr gerötet, offenbar, weil in seine ungeschirmten Augen Staub eingedrungen. Er war widerlich unschön geworden. Lange, dunkle Augenwimpern

sind unter allen Hilfmitteln weiblicher „Flirtation“, bemerkt zutreffend Finck, das unwiderstehlichste. Man sehe einmal das reizende und ihres Reizes sich sehr wohl bewusste junge Mädchen dort dem jungen Manne gegenüber. Wie bescheiden, mit welcher mädchenhaften Scheu senkt sie ihre Augenlider, bis plötzlich der dunkelfransige Vorhang in die Höhe fliegt und eine ganze berauschende Symphonie von Farbe, Glanz und Schimmer in ihres armen Nachbars geblendetes Gesicht blitzt! Kein Wunder, dass er daraufhin ins Wanken gerät und gleich auf den ersten Blick in Liebe verfällt. Byron zeichnet solche Macht mit wenigen Zeilen (Don Juan, II. 117):

. . . . ihr Augenpaar
Schwarz wie der Tod; die Wimpern hingen lang
Von gleicher Farbe; tiefer Zauber war
In ihren seidnen Schatten; wenn sich schlang
Ein Blick aus dieser nächtigen Fransenschar,
Erreicht sie nie der schnellste Pfeil im Gang,
Der Schlange gleich, die ringelnd kann sich schliessen,
Um Kraft und Gift zugleich herauszuschiessen.



K. u. K. Hofatelier R. Krziwanek in Wien.

Eine Sächsin, veredelter norddeutscher Typus.

Wenn Kleopatra beim Anblick des kühnen Antonius die Augen wie geblendet niederschlug, um sie gleich darauf wieder wie übermächtig durch seine Erscheinung angezogen mit jäher Plötzlichkeit zu erheben, welch ein Flammenmeer sprühte da nicht aus ihren Augen hinüber, den Feldherrn der Römer betäubend und mit einem Schlag unterjochend! Hätte sie die Augenbrauen finster gerunzelt, hätten sich ihre langbewimperten Lider halb geschlossen, um dem römischen Eindringling Blicke unauslöschlichen Hasses zuzuschleudern, vielleicht hätte sie mit ihren schönen Augen der europäischen Staatengeschichte eine andere Bahn gewiesen. — — —

Lange Wimpern verschleiern die Augensterne und bewirken schmachtende Blicke. Wenn sich die Augenlider ständig und gewohnheitmässig senken und ein Mädchen nachlässig die Blicke schweifen lässt, so hat sie, wie der Wiener sagt, schlamperte Augen, die nicht zur Schönheit beitragen.

Es ist wesentlich derselbe Augenaufschlag, der die Liebe erklärt und der Wetterwolken aussendet, nur das Tempo dabei ist verschieden, den Ausschlag für die Auffassung und Deutung des Blickes geben aber die Nebenumstände, die Begleiterscheinungen, wie sie der empfindet, dem der Blick zugedacht ist. Man hat oft schon Versuche über die Empfänglichkeit der Tiere für Musik gemacht und sich gewundert, dass sie ihr so wenig Aufmerksamkeit schenken. Das ist einfach daraus zu erklären, dass sie sich dabei nicht das denken, was man uns jeweilig zu einer Melodie denken gelehrt. Richtet man sie zur Musik so wie einen Menschen ab, so folgen sie nicht viel anders als der Mensch den gleichen Klängen. Hinge der Eindruck nicht von der bestimmten Voraussetzung ab, könnte nicht ein und dieselbe Melodie einmal im Kirchengesang zur inbrünstigen Andacht stimmen und das andere Mal zu einem Kriegslied die Gemüter zur wilden Mordgier aufstacheln.



Indisches Mädchen aus der Priesterkaste in Singapore. Die Stirn mit dem Kastenzeichen markiert

* * *

Den Ausdruck seelenvoller Erregungen und Empfindungen des Auges verstärken mächtig mit den Wimpern im Wetteifer die Augenbrauen, Triumphbogen nach Heine, von denen unsere Dichter sagen, sie wären samten. Das wissen die schönen Frauen ebensogut, wie unsere Schauspieler allzumal, wenn sie sich eine Maske anschminken oder anfärben. In einem bosnisch-serbischen Guslarenliede wünscht eine jungvermählte Frau ihrem geliebten Schwager, der sie gegen ihre Verleumder in Schutz genommen:

Sublizo nam bjeli dvori bili
Kajno moje oči i obrve!

O möchten wir so nah beisammen heimen,
Wie meine Augen und die Augenbrauen!

Hafis den Augenschwärmer fesseln die Augenbrauen der angebeteten Maid noch mehr als ihre Augen, ja, sie stören ihn sogar bei der Gebetverrichtung:

Hingeworfen zum Gebete,
Wollt ich in die Höhe schauen;
Aber, ach, vor meinen Augen
Standen einzig deine Brauen!
Und es raubten diese beiden
Kleinen holden Himmelbogen
Mir den einen, mir den grossen,
Mir den unermesslich blauen!

Herder nennt die gewölbte Augenbraue den Regenbogen des Friedens, wenn sie sanft und den angespannten Bogen der Zwietracht, wenn sie den Himmel über sich, Zorn und Wolken spendet. In beiden Fällen also Verkünderin der Gesinnung und Bote des Himmels auf Erden. Klarer fasst sich Shakespeare: ‚Schwarze Brauen, sagt man, sind schön bei manchen Frauen, nur muss nicht *zuviel Haar darin sein*, nur ein Bogen, ein Halbmond, fein gemacht, wie mit der Feder.' Hafis taten es dichte Brauen an:

Diese Brauen, diese dichten,
Die sich hoch im Bogen drehen,
Haben, mich zu Grund zu richten,
Gar zu sehr es abgesehen.



Aus einem unedierten Album von Achilles Ney

Eine junge Dame aus Athen.

Durch die Wirkung des Stirnmuskels und des Kreismuskels des Auges werden die Brauen in verschiedener Weise verschoben, bald über den Orbitalbogen gehoben, bald gegen die Nasenwurzel zusammenneigend herabgezogen, wodurch allein schon der Gesichtausdruck in sehr auffälliger Weise verändert wird. So haben auch die Augenbrauen ihre deutliche Sprache, wie dies auch schon Ovid in der fünften Elegie seiner Liebesgesänge vermerkt:

Vieles sah ich durch ziehn der Augenbrauen euch sprechen;
Stimme habt ihr zu leihn euren Winken gewusst.

Unauslöschlich und unvergesslich auch für den, den es glücklicherweise nichts näher angeht, ist die Augenbrauensprache einer wütig erzürnten Frau. So stellt uns Grillparzer eine Medea hin:

Wie sie so dastand mit den dunklen Bräunen
Gleich Wetterwolken an der finstern Stirn,
Das Augenlid gesenkt in düsterm Sinnen;
Nun hob sichs, und wie Wetterleuchten fuhr
Der Blick hervor, und fasst und schlug und traf!



Photographie von Prof. Dr. Tihomir R. Gjorgjević in Aleksinac.

Mutter und Töchter. Serbische Spaniolinnen aus Niš.

Der buschige Haarbogen der Augenbrauen auf der oberen Augenhöhlengegend tritt in zahllosen individuellen und nationalen Verschiedenheiten auf. Südländer und schwarzhaarige besitzen im allgemeinen dichter behaarte Brauen als Nordländer und blonde, bei denen man sie häufig sehr haararm oder sogar nur teilweis entwickelt antrifft. Bei Albinos und Menschen mit rötlichblonden Haaren sind sie öfters so haararm und hellfarbig, dass sie zu fehlen scheinen. Bei stark entwickelten Brauen verschmelzen sie hie und da in der Mittellinie über der Nase. Bei den Arabern und Persern gelten über der Mitte verschmolzene Augenbrauen

für schön und der Farbstift muss nachhelfen, wo die Natur versagte. Es ist das absonderliche, das anreizt, wie immer, aber die Bewertung unterliegt der Mode und je seltener bei einer Gruppe die Erscheinung auftritt, um so wunderlicher ist deren ursächliche Deutung. Das ungewöhnliche ist das unheimliche und wer es zufällig an sich hat, ist ein gezeichneter. So sagen z. B. die Juden in Ostgalizien, zusammenstossende Augenbrauen deuten bei Frauen auf Unfruchtbarkeit. Die Südslaven



Parsinnen (Feuerverehrerinnen) aus vornehmer Gesellschaft.
(In Bombay.)

erkennen die Hexe an ihren zusammengewachsenen Augenbrauen und allgemein auch im deutschen Volksglauben sind sie ein Kennzeichen des Alps, ebenso eines Werwolfs. Vielleicht nicht so sehr um die Schönheit zu erhöhen als um einem bösen Zauber vorzubeugen, zupft man auf den Nikobarischen Inseln schon frühzeitig den Kindern die Augenbrauen aus.

Bei den Finnen, Bulgaren und Magyaren sieht man zuweilen scharf S-förmig geschwungene Brauen, die dem Gesicht, wie auf altgriechischen Masken, einen Ausdruck der Verwunderung verleihen. Die Mondaine in magyarischen Witzblättern

und der hohlköpfige Dandy sind mit solchen Brauen versehen. Nach dem Geschmack unserer Künstler müssen schöne Brauen, wie bei den Raffaelischen Madonnen, dünne, halbkreisförmige, wie Pinselstriche feine Bogen darstellen. Häufig sind sie aber geradlinig oder nur an der inneren Hälfte der oberen Augengegend vorhanden. Nach dem Frauenideal der staufischen Zeit sollen die Augenbrauen schmal sein, wie gezogene Pinselstriche, ein Bild, das sich bei den Dichtern häufig findet, ja haarfein, dabei im Bogen geschwungen, nicht zusammenstossend; und dunkel: braun bis schwarz. Romanischer Geschmack suchte auch noch eine Verbindung solcher Brauen mit blondem Haar.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Die Rückeneinbuchtung bei einer 23jährigen Linzerin.

Bei Konrad von Würzburg steht das Brauenideal so:

Zwei Brauen hätten sich da oben
gewölbet und gekrümmet wohl,
die waren schwarz recht als ein Kohl
und gleissten also klein
als ein Faden rein
von Seiden, wäre der gezogen.
Ein wenig standen sie gebogen
der Welt zu einem Wunder.

„Bei den Mongolen, bei welchen die Augenlidspalten in stärkerem Grade schief nach aussen und aufwärts stehen, haben auch die Brauen dieselbe Richtung, bei den Japanern und Chinesen sind sie bemerklich hochgestellt. Die Haare der Brauen sind steifer und stärker als die Kopfhaare, von leicht konischer Gestalt, ähnlich wie die Augenwimpern. Am inneren Ende erheben sie sich manchmal zu einem emporragenden Büschel oder sind wenigstens länger als am äusseren Rande. In ihrer Lage entsprechen sie nicht dem Oberaugenhöhlenbogen des Stirnbeins, sondern dem oberen Rande der Augenhöhle.“ (Ranke.)

* * *

Die Jungfrauen und jungen Frauen in Syrien, Ägypten, Persien, Indien, China, die nordamerikanischen Indianerinnen, die Polynesierinnen und ihre anmutigeren Schwestern anderswo schätzen die Tiefe und den Glanz der Augen als einen ihrer wertvollsten Reize. Alle gebrauchen Färbemittel, um sich die Wimpern und die Brauen durch Färbung zu verschönern. Solche blauschwarze Übermalung gibt ihnen den Anschein von Schauspielerinnen, die sich für das Rampenlicht her-

gerichtet haben, und tatsächlich bringt es die Frau so weit, immer Komödie zu spielen, beinahe so gut wie der Mann!

Im Pančatantra heissen die Frauen kurzweg: die schönbrauigen, so z. B. in folgenden zwei Zeilen, die übrigens von der zweifelhaften Treue der Frauen so handeln, als ob der ungeschminkten Männer Treue über allen Zweifeln erhaben thronte:



Niederdeutscher, städtischer Typus.

So machens die schönbrauigen; wer ist im stande wohl zu sagen,
Für wen im wahren Sinn des Wortes sie Liebe in dem Herzen tragen?

Freilich eingestehen mögen sie es nicht gern, dass und wie sie der Natur nachhelfen. So wehrt sich z. B. in einem Volksliedchen aus Palästina eine junge Frau gegen den schlimmen Verdacht der Augenkunstmalerei:

Er: Du Kleine, da dich dein Mann verschmäht,
Steige ein bisschen hinauf auf die Mauer,
Damit ich die Augen und Brauen dir sehe.
Was sind deine Brauen so dunkel und schwarz?
Hast du gar etwa Galläpfel gebraucht?
Sie: Nein, nein, bei Gott, so wahr er mir helfe,
Hab ich ja selber die Schönheit zu eigen!



Photographie von James Mooney in Washington.

Eine Wichitafrau aus Oklahoma.

Aufgenommen im Jahre 1898.

Das ist übrigens die Meinung, auf die sie alle eingeschworen sind. In Afrika oder Europa, im dunkelsten wie im hellsten Weltteil halten alle unsere holden Schönen mit erstaunlicher Sinneseinfalt und Selbsttäuschung die Fiktion in hohen Ehren, Männeraugen wären zu kurzsichtig oder allzuverblendet, um der Frauen Augenverschönerungbemühungen klar zu erkennen. Ach, sie kennen uns doch zu schlecht oder vielmehr, was diesmal dasselbe ist, zu gut, als dass sie nicht

wüssten, wie sehr und wie unendlich hoch wir ihre mitunter dem Augenlichte recht gefährlichen Anstrengungen, unser Wohlgefallen zu erregen, über alle Massen lieben und preisen, wie wir unter keiner Bedingung auf Gepuder und Geschmiere verzichten möchten.

Die Orientalinnen unserer Zeit in Arabien, Persien und der Türkei bringen die Augenschminken (Alkohol, Antimon mit reinem Weingeist) an einem Teile des oberen Augenlides an, um die Grösse des Auges durch den schwarzen Streifen dieser Einfassung leuchtend hervorzuheben. Eine tiefblaue Färbung der Augenbrauen erzeugen die Parsinnen, indem sie die Brauen tagelang mit einem Gemenge aus grobgemahlenen Indigoblättern (Wasmeh) belegen. In Bagdad lassen die Frauen ihre Augenbrauen wegrasieren und malen dafür mit Alkohol schwarze Streifen auf. Südlich vom Atlasgebirge, im westlichen Saharagebiet, färben sich die Frauen die Höhlung unter den Augen rotgelb. Rosellini fand in ägyptischen Gräbern Büchsen mit Augenschminke als Salbe. Bei den Medern wie bei den Hebräern war diese Sitte einheimisch und die Anwendung des Mittels ist uralt. Die Griechen nannten das Kohlmineral platyophthalmon. Die berühmten Statuen des Kronprinzen Rahotep und seiner jungen Gemahlin Nefert zu Bulaq, die der vierten oder fünften Dynastie angehören, zeigen ganz ähnliche schwarze Striche an den Augenlidern und in der Nachbarschaft der Augen, wie man sie noch heutigentags bei Ägypterinnen antrifft. Auch die Inderinnen färben sich mit einer Lösung von Antimon den Rand ihrer Wimpern. Im indischen Lehrbuche der Liebe stehen verschiedene Augenpulver verzeichnet: man parfümiert einen Kameelknochen und brennt ihn zu Asche, oder man bereitet eine Salbe aus verbrannten Falken-, Bhasa- und Pfauenknochen oder man zerreibt dreierlei wohlriechende Kräuter und bereitet daraus in einem Menschenschädel Augensalbe, in die man blaues Vitriolöl mengt. Da sind Pulver und Salbe ausdrücklich sympathetische Zaubermittel; das ist zwar auch bei allen anderen Mitteln der einzige Zweck, den Mann zu bezaubern, aber



Photographie von James Mooney in Washington.

Eine Wichitafrau aus Oklahoma, mit reichem Behangschmuck.

Aufgenommen im Jahre 1899.

man gesteht es nicht ein, indem man ein ästhetisches Wohlgefallen des Mannes an solchen Verschönerungen vorschützt, sei es aus Unkenntnis des wahren Sachverhaltes oder aus Gedankenträgheit, die zur Mode geworden.

Über dem Putztischchen so mancher Überschönen sollte La Bruyères Mahnung zu lesen stehen: Si les femmes étoient telles naturellement qu'elles le deviennent par artifice, qu'elles perdissent en un moment toute la fraicheur de leur teint, qu'elles eussent le visage aussi allumé et aussi plombé qu'elles se le font par le rouge et par la peinture dont elles se fardent, elles seroient inconsolables.



Photographie von Otto Schmidt, Kunstverlag, Wien.

Die Rundung des Leibes bei einer 19jährigen Slovakin von der mährisch-ungarischen Grenze.

• • •

Als fast unübersehbar, beinahe verblüffend mannigfaltig und bei aller Mannigfaltigkeit als sehr gleichförmig erweist sich die dichterische Verherrlichung, die alle Völker, sowohl die primitiven wie auch die kulturell höchststehenden dem Frauenauge gewidmet haben. Es ist das ewige Einerlei der Begeisterung subjektiver ästhetischer Empfindung, der die Fähigkeit abgeht, ins Wesen der Dinge einzudringen, Einsichten und Erkenntnisse zu ermitteln. Aber die Menschen lassen sich fast nie vom Verstand, doch regelmässig von dunklen Gefühlen in ihren Entscheidungen bestimmen und Herr des Gefühles ist das Auge.

Stellt man die Aussprüche einzelner Prosaschriftsteller zusammen, so bemerkt man, welch einflussreiche Rolle dem Auge in der Wertschätzung der weiblichen Schönheit zufällt und wie die Autoren ausser Rand und Band geraten; anstatt tatsächliche Erscheinungen zu beschreiben, bemühen sie sich, die Dichter von Beruf zu übertrumpfen, indem sie das Füllhorn überschwänglicher Ausdrücke auf einmal ausschütten und ihre speziellen Landsmänninnen auf Kosten aller anderen Frauen der Welt festlichst herausputzen.

Bogumil Goltz, der geistreiche Kenner weiblicher Reize, gibt als Warschauer Kind natürlich den Polinnen den Vorrang vor den Frauen aller anderen Nationalitäten, wo eindringlich wirkende und faszinierende Schönheit in Betracht kommt. Er nennt die Sarmatinnen die Spanierinnen des Nordens und sagt: „Sie haben dunkle, schön

bewimperte, schmachtende, liebestrunkene, feuchtverklärte Augen, welche sie in italienische, arabische und alle anderen Augen umzuwandeln vermögen und mit denen sie ebenso leicht Guido Renis Magdalenen porträtieren können als Aspasien, Heloisen und Clorinden". Er versucht ein wahres Kompendium von Augen vorzuführen und spricht für die Polin gleich ein bemerkenswert darstellendes Talent, eine Art von Augentheatralik an, die sich, wie die Staatskulissengeschichte des zuletzt in drei Teile zerrissenen polnischen Volkes verrät, bei verschiedensten Gelegenheiten bewährt hat. Die Ritterlichkeit der hochadeligen Polen, die auch noch in unseren Tagen als eine unveräusserliche Überlieferung aus früheren Zeiten gepflegt wird, erklärt sich denn zum grössten Teil als eine natürliche Folge des Anreizes, den die Schönheit der Frauen auf ihre leichtbeschwingte Fantasie auszuüben pflegte. Man darf dabei nicht übersehen, dass diese polnische Gesellschaftschichte eine beträchtliche Beimischung germanischen, jüdischen und romanischen Blutes empfangen hat und es wäre dabei noch zu untersuchen, wieviel von der Überlieferung auf den Einfluss französischer Hofsitten zurückzuführen sein dürfte, die einst am polnischen Königshofe und auf den Schlössern des Hochadels massgebend waren.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 16 Jahre alt. (Dieselbe auf S. 6.)
Schwäbischer Typus.

Der Serbe, Baron Rajacsich widmet wieder den Serben einen Lobgesang. Nach ihm besitzt die Serbin an der Grenze von Chrowotien und Slavonien „dunkle und geheimnisvolle Augen, aber ihr Blick scheint der Liebe unzugänglich" — der Schein trügt, sagt das Sprichwort — und gleich darauf billigt er der „verführerischen Banaterin ein sanfteres Auge" zu, „dessen bezaubernden Schönheit und grossen Poesie eine magische Kraft innewohnt, die jeden Mann bezaubern muss." Aber die schöne Banaterin ist ein Mischling und in ihren Adern fliesst slavisches, deutsches, magyarisches, rumänisches und von alters her vielleicht türkisches Blut.

Magyarische Mädchen und Frauen zeichnen sich durch ausdruckvolle, zumeist dunkelfarbige, nicht selten etwas schief zulaufende Augen aus, in deren Tiefe oft eine Glut zu lodern scheint, die nach ihrem Ursprung auf Asien oder Finnland

hinweist; die Finnländerin hat nämlich in ihren Augen sprühende Flammen und von irgend woher muss die Magyarin ihre Eigentümlichkeit, die keine ist, entlehnt haben, sonst bräche das Entlehnungprinzip der Gelehrten in verdientes Nichts zusammen.

Dem schwarzen, feurigen Auge der Spanierin weiht Lord Byron einige seiner schönsten Verse, wie solche Lope da Vega, Calderon und Cervantes nicht besser gedrechselt. Vignola zeichnet die schönsten Augen der Afrikanerinnen verschiedenster Stämme mit dem Griffel des entzückten Liebhabers par excellence des Weibes. Was er vorbringt, ist dem Ethnologen nicht neu, es ist förmlich das Klischee aller Reiseschriftsteller, die in der Schilderung pikanter Abenteuer schwelgen, die sie gern gehabt haben möchten. Den II. B. seines Werkes hebt er mit den Türkinnen an, deren wollustblitzende oder verheissungvoll tiefschwärmerische Augen es ihm angetan haben — könnten. Der Jaschak, der seiner Meinung nach die holden Züge der schönen Christungläubigen nur leicht umhüllt und kaum verschleiert, ist nur eine fable convenue, wenn die Dame, die ihn trägt, dabei gewinnen kann, sich sehen zu lassen und wenn, wohlverstanden, jemand ihren Weg kreuzt, dessen Äusseres ihr verlockend und ausdruckvoll genug erscheint, um sie nach seiner Bewunderung lüstern zu machen. Und wenn es die Blicke ihrer grossen, samtschwarzen Augen dem Glücklichen verkündet haben, dass er gesehen worden und gesiegt habe, so vermöchte es seiner Behauptung gemäss, selbst die eifersüchtigste Bewachung nicht, das Schicksal im vorbestimmten rollenden Laufe aufzuhalten. Die Gesetze des Propheten erweisen sich nicht minder machtlos als die argwöhnische Hundetreue bissiger und hasserfüllter Eunuchen. Das Kismet will es, dass der legitime Besitzer der neugierigen Schönen einen Turbanschmuck erhalten soll, von dem er sich nichts



Ein reiches indisches Mädchen aus der Handelkaste in Bombay. Auf der Stirn das Kastenzeichen, mit Nasen-, Lippen-, Arm-, Fussknöchel- und Zehenschmuck.

träumen lässt. Das Wort Kerata ist eines der vielgebrauchtesten der türkischen Sprache und eine schwere Menge von Begen und Paschen müssen — so zahlreich und belastend ist ihr Kopfschmuck —, den Kopf tief ducken, um durch die Hohe Pforte einzugehen. In einer solchen unangenehmen Lage befanden sich bereits die Griechen zur Zeit des Traumdeuters Artemidoros aus Daldis, wie ich in einer Anmerkung zu meiner Verdeutschung des Traumbuches nachwies und der Byzantiner Michaelos Konstantinos Psellos schrieb gar ein Werk Peri tou Keratâ (Über den Hahnrei). Kerata (die Hörner) ist ebenso ein griechisches Wort, wie der Eunuch byzantinisch griechischen Ursprungs. Dies erwähne ich nur nebenbei den schönen Augen der Türkinnen zuliebe.

Die Eitelkeit und Leichtgläubigkeit des mondainen, gallischen Italieners haben solche Behauptungen diktiert, die in unverblümter Andeutung die Unwiderstehlichkeit Pariser Globetrotters der schönen Leserin zu Gemüte führen sollen. Trau, schau, wem.

* * *

Wenn aller Augenzauber versagt, gebietet die schöne Frau noch über einen unversiegbaren Quell — von Tränen. In seiner wort- und blumenreichen Weise sagt Jean Paul: ‚Die Träne selber ist nur der körperliche Nilmesser des Austretens irgend eines Gefühls, der Tautropfe des Danks, das Haderwasser des Grimms, die Libazion der Freude, kurz, ihre Tropfen bilden den Regenbogen aus allen Farben der Empfindungen', aber:

So wie der Tau den schönen Tag uns kündet,
Sind Tränen oft die Boten künftigen Glückes,
Nach Wetterschauern strahlt der Regenbogen.
(Firmenich.)



Indisches Mädchen aus Bombay, mit Fussknöchelschmuck

Die Empfindlichkeit des Nervensystems ist die Ursache des Weinens, je zarter besaitet es ist, um so reichlicher fliesst die Tränenquelle. Das lehrt uns das Kind. Wie stark muss die Gemütbewegung sein, die Tränen dem Auge des reifen, selbstbewussten Mannes auspresst, sind anders seine Gefühle nicht krankhaft, — doch

. . . wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau;
Zärtlich geängstet vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen vom himmlischen Tau.

Was ist schöner als ein süsses Augenpaar, worin der Tau der Sehnsucht und Liebe schimmert? fragt Ludwig Bechstein und gibt sich selber mit dem Ver-

gleiche Antwort: ‚Es gleicht einem wunderbaren, reinen Krystall, in dem sich eine Fülle himmlischer Bilder spiegelt'. So muss man aber sagen: Mit den Tränen feiert die siegende Gewalt der Frauenanmut ihren vollsten Triumph, wie dies Tasso fein beschreibt:

Or che non può di bella donna il pianto
Ed in lingua amorosa i dolci detti!
Esce da vaghe labbra aurea catena
Che l'alma al suo voler prende ed affrena!



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien

Eine Wienerin mit stark' entwickelten Brüsten, 17 Jahre alt. Schwäbischer Typus.

O Zauberkraft in eines Weibes Tränen,
In einer süssen Zunge Schmeichellaut!
Von holden Lippen steigen goldne Ketten,
Aus ihrer Schling ist keiner zu erretten!

Unendlich mächtig ist auch die um der Frau willen vergossene Träne. Ergreifend erzählt davon der Husar in Puškins Gedicht von der Träne:

Mein Haupt sank auf die Brust hernieder
Und flüsternd tat ich kund:
„Nie seh ich die Geliebte wieder!
Und seufzend schwieg mein Mund.

Vom Auge glitt mir eine Zähre
Und fiel in den Pokal.
Er rief: „Schäm dich! Bei meiner Ehre,
Mir schafft kein Mädchen Qual!"

„Lass!" Sprach ich traurig zu dem Zecher,
Mich schmerzt dein kalter Hohn!
Vergiften kann den ganzen Becher
Ein Tränentropfen schon!"

Calderon berät klug und weise die Frau in seinem Schauspiele: ‚Weine, Weib und du wirst siegen!' Darin gibt er eine seelisch tief begründete Darstellung der alles niederringenden Macht der Träne aus schönen Frauenaugen:

Ein Weib, das jüngst den Tränen abgeschworen
Und sich begeben ihrer Trutzgewalten,

Dasselbe Weib erblickt ihr nun genüber
Dem Grimm der Feinde; — was sie fleht, verklingt,
Nicht frommt es ihr, dass sie die Hände ringt,
Und banger wird ihr Herz, ihr Auge trüber!

Da brechen Bahn sich die verschwornen Zähren,
Und was dem Flehn der Liebe nicht gelungen
Was sie durch Dräun, Beweisen und Beschwören,

Was sie durch keiner Schönheit Reiz bezwungen, —
Gelang der *stillen Träne* stummen Gründen:
Drum weine, Weib, — und du wirst überwinden!

* * *



Photographie von M. Ausländer in Wien.

Eine Schlesierin, 17 Jahre alt.

Ach! Des fröhlichen Streifzüglers Brust entringt sich hier ein tiefer Seufzer! Auch er ist ein Augenschwärmer, wie Marcus Antonius und oft tauchen in seinen einsamen Träumereien die schönsten Augenpaare vor seinem Blick empor und ihr Leuchten und Schmachten, ihr Glanz und Schimmer pflegen ihn fast in einen Zustand der Verzückung zu versetzen. Und wenn er die Strassen der Städte durchwandert oder sich auf folkloristischen Forschungreisen befindet, begegnen ihm immer und immer wieder neue Wirklichkeiten, die seine Träumereien an wundervollem Zauber und holdseligster Lieblichkeit noch weit überschatten. |Augen — so geheimnisvoll und entzückend, so verheissungreich und berückend — Grimms deutsches Wörterbuch hat kein Wort dafür! Die einen sanft und engelhaft, wie eine allen Erdenjammer verscheuchende Kunde aus dem Nebel der *Andromeda, die* anderen flammend und dämonisch, als habe sie der alte Erbfeind des Menschengeschlechtes zur Erde heraufgesandt, um selbst die frömmsten und gläubigsten Seelen in Bande zu schlagen und sie um ihr Heil zu betören. Wie gerne würde er da mit aller seiner Sprachen- und Literaturenkenntnis um solcher Augensterne willen in die Verdammnis stürzen, mit welcher Freudigkeit aber um der Holdseligen willen eingehen in das Reich der schlecht und recht Einfältigen und Frumben! . . .

III.

Von der Frauen schönem Haupthaar.

Wie die Hände lilienweiss!
Wie das Haar sich träumend ringelt
Um das rosige Angesicht!
Ihre Schönheit ist vollkommen!
Heine, Angelique 9.

Wozu, wozu das Haar, das schöne lange mein,
Sollt nicht damit im Putze gepranget sein?
Im slovenischen Reigenlied.

Zauber, wirkliche Zauberkraft spricht der Volksglaube dem Haar, namentlich dem Frauenhaar zu. Schlimmer als der Vogel im Garn des Voglers verstrickt sich des Mannes Herz im Haar der anmutigen Frau. Vermag das Haar solch ein Wunder zu vollbringen, dann kann man damit auch jedes andere bewirken. Selbst im fernen, eisstarrenden Island hegt man den Glauben an die Zauberkraft des Haars einer reinen Jungfrau. So vermag man ein rätselhaftes Tier, die Flutmaus, nur mit einem Netze zu fangen, das aus den Haaren einer unbefleckten Jungfrau geflochten ist. Hat man diese Maus gefangen und legt man ihr ein Geldstück unter, so findet man täglich daneben ein zweites, das man jedesmal fortnehmen darf.

Aber wir Kulturmenschen missbrauchen das Frauenhaar nicht zu solchen habsüchtigen Zwecken, uns genügt es, in seinem Anschauen zu geniessen. Zur Anmut der schönen Frau trägt üppiges Haupthaar am meisten bei, mag es von welcher Farbe immer sein. Die Andamanen und andere Südseeeilandbewohner denken freilich anders darüber, indem sie ihre an Schönheitmangel mit ihnen wetteifernden Frauen zum Überfluss auch noch verhalten, sich den Kopf kahl zu scheren. Ihre Schönheitbegriffe sind wohl etwas verschieden von den unsrigen und für unseren ausgebildeteren Kunstsinn ohne Bedeutung, doch sind bei ihnen nicht ästhetische, vielmehr religiöse Rücksichten in diesem Falle massgebend. Sie glauben nämlich, dass sie ihre Frauen, wenn sie sie des Haupthaarschmuckes entblössen, vor dem Einfluss tückischer Waldgeister besser beschützen. Sonst wissen wohl auch sie die Herrlichkeit des Frauenhaupthaars zu würdigen. So singt z. B. ein Jüngling in einem makassarischen Sinngedicht vom Celebeseiland nicht anders als etwa unsereiner in seiner Lage:

Wär ich eine Mâlati-Blume
Am Boden wüchs ich nicht;
Ich wüchs auf des Mädchens Haupte,
Wo kräuselnd ihr Haar sie flicht.

Mâlati ist eine Art von Jasmin. Der seltsame Wunsch erklärt sich daraus, dass sich die Mädchen auf Celebes gern Mâlati, wie bei uns junge Bäuerinnen Jasmin oder Röslein ins Haar stecken. Der Verliebte wünscht sich also in einen solchen Haarschmuck seiner krauslockigen, braunschwarzen Flamme zu verwandeln.

Volles, schimmerndes, weil gesundes, den eigenen leichten Geruch ausströmendes, etwas gewelltes und gar ein gelocktes Mädchenhaupthaar verleiht auch einem minder schönen Angesicht einen fesselnden Reiz von Frische und Schönheit. Das ist die beauté du diable — le diable était beau, quand il était jeune — die der Jugend in ihrer Blüte Prachttagen innewohnt und mitunter reichen Ersatz für sonstige Fehler des Gesichtes darbietet. In den Schlingen des Mädchenhaares zappeln die Burschen, wie es im russischen Volkslied heisst:

Krause Haare hat Marenja
  Gleich dem Lamm, dem frommen,
Darum kann sie vor den Burschen
  Nicht zu Ruhe kommen.



Japanische Frauen in Yokohama.

Das ist nicht wunderbar, denn wie Goethe von einem Mädchen sagt:

Es stecken mehr als fünfzig Angeln
In jeder Locke deines Haars.

Und dann wieder:

In deiner Locken Banden liegt
Des Feindes Hals verstrickt.

In den Liedern, wo er sich frei als Orientale fühlt, im Westöstlichen Divan, zeigt er sich gleichsam als ein Haarfetischist, um mich des Ausdrucks der Psychopathologen zu bedienen:

Voll Locken kraus ein Haupt so rund!
Und darf ich dann in solchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
Da fühl ich mich von Herzensgrund gesund.

Es schmerzt ihn dabei bloss der Gedanke, dass er die empfangene Wohltat nicht nach Gebühr entlohnen kann:

Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten, braunen Schlangen
Zu erwidern hab ich nichts!



Tänzerin aus Damaskus. Mischling.

Mit ihm nimmt es in der Lockenverherrlichung Alexander Pope auf. So sehr ihn das Frauenhaar betört, so bleibt er dennoch soweit Herr seiner Empfindung, um sie fein und anschaulich zu beschreiben:

This nymph, to the destruction of mankind,
Nourish'd two locks, which grauful hung behind
In equal curls, and well conspired to deck
With shining ringlets the smooth ivory neck.
Love in these labyrinths his slaves detains,
And mighty hearts are held in slender chains.
With hairy springes we the birds betray;
Slight lines of hair surprise the finny prey;
Fair tresses man's imperial race ensnare,
And beauty draws us with a single hair.

Über das Frauenhaar jubeln sie, über das Lockenhaar klagen sie, die Dichter; denn sie wirft der Böse nach dem Manne aus, wenn man Heines Beteuerung glauben darf:

Dort seh ich ein schönes Lockenhaar
Vom schönsten Köpfchen hangen;
Das sind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böse gefangen.

So singt er im Liedchen von der Reue, und wir bereuen es mit ihm, wenn uns der Böse auf solche Weise nicht des öfteren gefangen nimmt. Hafis, der fromme, wusste es besser, denn er preist Gott als den Gnadenspender, nicht den † † †:

Es sind die Wege Gottes wunderbar,
Und ich erprob es in besondrem Grade;
Doch spür ich auch im Wirbel der Gefahr,
Der lichtberaubten seine reiche Gnade;
Es irrt mein Herz in deinem Lockenhaar,
Da leitet es der Herr die dunklen Pfade!

Trotzdem erhebt auch er schlimme Anklage gegen die Locken seines Mädchens:

Das ewige Schicksal, das verordnete,
Wie alle sollten ihre Wege wählen,
Da wurde deinem Lockenhaar der Auftrag,
Mir Ehre, Glauben und Vernunft zu stehlen!



Fellachin aus Kairo.

Den Einwand der gesunden Vernunft, die man gemeiniglich Verstand heisst, wehrt er mit Geschick ab; denn dreinzureden und mitzureden hat doch nur, wer selber Erfahrungen gesammelt hat:

Wüsste der Verstand, wie selig
Herzen ruhn im Lockenband —
Es verlör der arme Teufel
Auf der Stelle den Verstand!

So tief ist Hafis durchdrungen von der Nützlichkeit, Erspriesslichkeit, Ergötzlichkeit und Notwendigkeit, sich durch die Locken seiner Liebsten zu erquicken, dass er zum wahren Fetischisten wird und seinen Zustand dem Mädchen mit aller Beredsamkeit begreiflich zu machen sucht, damit sie ihm den eigenartigen Genuss nicht versage, wonach er lechzt:

Wehre nicht, o Lieb Deines holden Hauptes
Wühlen in den Locken Lass mich ohne Stocken!
Denn ein eigner Trieb
Waltet, es bewältigt
Eine sympathetisch
Eigne Zaubermacht.
Wisse, meine Seele
Such ich auf, die arme,
Die sich in die dunkle,
Labyrinthische Pracht
Tief hinein verloren
In die schöne Nacht!



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 19 Jahre alt.
Die Grosseltern angeblich aus Lothringen.

Kaum ein zweiter Dichter hat gleich Wilhelm Jordan (in der Sigfridsage) die Pracht des aufgelösten, den minniglichen Leib der Huldin umwallenden reichen Haupthaares zu schildern verstanden. Krimhilde steigt hüllenlos zum Bad in den Fluss:

Da das Wasser des Rheins ihre Hüften erreichte
Entrollte Krimhilde des rötlichen Haares
Üppigen Knoten, und knietief sanken
Die vierfach gezeilten prächtigen Zöpfe.
Mit dem Zauber bekannt der die zärtlichsten Küsse
Und das innigste Anschaun der flammenden Augen
Ihr eingetragen vom trauten Gemahle,
Entflocht sie die Flechten mit flinken Fingern
Und stand bis zur Flut hinunter umflossen
Wie von goldenem Mantel. Begehrlich mühten
Die Wellen sich ab in wedelndem Spiele
Die glänzenden Strähne glatt zu streicheln.
Und zogen sie nieder geneigt wie ein Zeltdach.

Entzückend war es, ihr zuzuschauen
Wie sie den Vorhang von seidenen Fäden
Wann er so fortschwamm zusammenfasste
Und hinter sich warf mit den weissen Händen,
Dass die blühenden Formen in blendender Fülle
Und unverschattet den Marmor beschämten.
Doch wieder und wieder begannen die Wellen
Das nämliche Spiel, als wären sie neidisch
Auch nur den Anblick der üppigen Glieder
Mit andern zu teilen, die sie belasten
Und wohlig erwärmt umwallen durften.

So sah Lilith aus, Lilith, Adams erste *Frau!* Vor ihr warnt Mephistopheles einen Faust:

Nimm dich in acht, vor ihren schönen Haaren,
Vor diesem Schmuck, mit dem sie einzig prangt;
Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
So lässt sie ihn sobald nicht wieder fahren!

So begreift man erst eine ausgesuchte Grausamkeit der Strafe für Ehebrecherinnen bei den Germanen und Slaven des Altertums. Der gehörnte Ehegatte schnitt seiner ungetreuen Gemahlin das Haar ab und stiess sie nackt, also ihres Hauptreizes beraubt, in Gegenwart ihrer Verwandten zum Hause hinaus und peitschte sie durchs ganze Dorf.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt.
Die Eltern Kleinstädter aus dem Waldviertel.

Nicht jedes Haar reizt und zieht den Mann an. Der Volksglaube und die Mode, die auf allen Kulturstufen unter den Menschen den Ton angibt, *bestimmen* die Schönheitbegriffe im besonderen. In der Hauptsache ist man *wohl überall* einig, nur einige Abschattungen unterliegen dem Geschmackwechsel. So gelten z. B. im deutschen Volksliede nach Reuschels Beobachtung ganz grasgrüne Backen und fuchsrote Haare als hässlich, doch gelegentlich, allerdings erst in neuerer Zeit, gêls, d. h. wohl semmelgelbes Haar.

Gut deutschem Empfinden der Allgemeinheit gibt Rückerts Ritornelle Ausdruck:

Hell Angesicht vom dunklen Haar umflogen —
So sah ich einst am schönsten Frühlingtage
Der Sonne Glanz von duftiger Wolk umzogen.

Wirr zersaustes, sehr stark krauses Haar betrachteten die Hellenen, sowie die Slaven in ihren Volksüberlieferungen als Merkmal böser Nachtgeister. Die Erklärung dafür ist nicht weit zu suchen.

* * *

Wie wichtig und bedeutsam das Haar im Gefühl- und Geschlechtleben des Menschen ist, lehren uns die Dichter und es verlohnt sich, dieses vielgefeierte,



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 18 Jahre alt.

„Das niedrig gewachsene, schmalschultrige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen, konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit.“ Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, XXVII.

vielbesungene, vielumworbene und vielbeneidete Ding kühl und ruhig zu betrachten, um seinen Bau und sein eigentliches Dasein näher zu erfassen. Staunend erkennt man, mit was für bescheidenen, ja unscheinbaren Mitteln die Natur die allergrössten Wirkungen erzielt, um die Art zu erhalten. Die trunkene Begeisterung der Dichter, ihr Jauchzen und Singen, ihr Gejubel und Geweine gilt nur der Anmut, die als zartester Farbenschimmer auf der Menschenblüte ruht, und wir fragen einmal gern, wie entsteht und vergeht dieser geheimnisvolle Anmutzauber.

Das Haar ist in die festgefügte und dabei so dehnbare Haut eingebettet. Das richtigste Bild erlangt man davon, wie Pohl bemerkt, dem wir das lesbarste Buch über das Haar verdanken, wenn man sich vorstellt, dass auf die drei Schichten der Haut von oben her ein Druck ausgeübt wird, der die ganze Haut wie ein

kleines Säckchen einstülpt, etwa wie ein Fingerdruck in ein überzogenes Federbett eine kleine Grube eindrückt; die Seitenwände dieser kleinen flaschenartigen Grube enthalten alle Einzelschichten der ganzen Haut.

In diesem Säckchen bildet sich das Haar. Es ist eine in hohem Grade kunstreiche und zugleich sehr zierliche Seilerwerkstätte: kunstreich, denn das Haar besteht nicht wie das gewöhnliche Seil durch seine ganze Dicke aus ein und denselben Fasern, sondern aus einer grossen Anzahl sehr verschiedenartig gebauter Schichten, die konzentrisch umeinander gelagert sind, etwa wie die Jahrringe einer starken Eiche; zierlich, denn die Kräfte, die das verhältnismässig umfangreiche Kunstwerk herstellen, sind ungemein winzig.



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Eine Wienerin, 20 Jahre alt. Dieselbe auf S. *1, 2 u. 3*.

Das Fräulein liess sich in kurzer *Frist 60 mal aufnehmen. Jedes* Bild zeigt ein anderes Gesicht, eines schöner als das andere.

Entsprechend dem Bau der Haut unterscheidet man an den Schichten, aus denen das Haar seinem Dickendurchmesser nach besteht, drei Lagen. Das Oberhäutchen, die äussere Haarhülle, setzt sich aus einer Reihe glatter, fester Zellen zusammen; sie sollen das Haar nach aussen abschliessen, ihm zur Bedeckung dienen und schädliche Einflüsse fernhalten. Diesem Zweck gemäss ist der Bau und die Lagerung der Zellen. Sie gleichen Dachziegeln und sind so übereinander geschichtet, dass jede einzelne zu vier Fünfteilen von ihrem Nachbar überdeckt ist. Es ist mithin ein und dieselbe Stelle des eigentlichen Haares nicht von einer einzigen Schutzdecke umhüllt, sondern von einer fünffachen. Die freien Enden dieser Dachziegel stehen nach der Spitze des Haares zu.

Die mittlere Haarschicht, die Rindensubstanz, macht, wie bei der Haut, die Hauptmasse des ganzen Gebildes aus: spindelförmig ausgezogene, faserartige Zellen sind in der Längerichtung des Haares miteinander verbunden. Auf der

Festigkeit, mit der die einzelnen Zellen aneinander haften, beruht die Widerstandfähigkeit des Haares gegen die Zerrungen, die durch die Anforderungen der Frisur bedingt werden. Wo diese Festigkeit von Haus aus gering ist oder wo sie infolge von Erkrankungen eine Beeinträchtigung erfahren hat, spaltet sich das Haar. Es ist stets ein Zeichen mangelhafter Haarernährung und erheischt eine sorgfältige Haarpflege.

Zwischen den einzelnen Zellen finden sich regelmässig eingestreute kleine Lücken, Luftstreifen (nach Pohl), die im gesunden „lebenden" Haar mit dem Öl erfüllt sind, das die Talgdrüsen bereiten. Sobald sich dieses Öl infolge einer Kopfhauterkrankung oder sonst eines Leidens in seiner Beschaffenheit verändert, namentlich



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Rumänin aus Mähren, 18 Jahre alt.

dickflüssiger, zäher, talgartiger bereitet wird, vermag es nicht mehr durch die einzelnen Zellen in die Luftstreifen einzudringen. Dadurch wird das Aussehen des Haares geschädigt; sein natürlicher Glanz schwindet und es erscheint matt und fahl.

Die innerste Haarschicht, die Markschicht, besteht aus festen, verhältnismässig grossen Zellen, die meist in zwei Reihen aneinander gereiht sind. Die feinen Haare zeigen nur Oberhäutchen und Rindensubstanz. Ein Gesamthaar aber ist um so kräftiger und um so dauerhafter, bei je mehr einzelnen Haaren sich die Markschicht vorfindet.

Die Haarfarbe ist von verschiedenen Umständen abhängig, unter denen dem Farbstoff (Pigment) die Hauptrolle zufällt. Fehlt es gänzlich, wie das bei alten Leuten oder Albinos vorkommt, so erscheint das Haar weiss, aber auch bei

den Albinos enthält die Haarsubstanz meist noch zerstreutes oder auch körniges Pigment, so dass sie niemals vollkommen weiss erscheint. Der zerstreute Farbstoff, der die Fasern der Rindensubstanz zerstreut durchtränkt und dem Haare seine „Eigenfarbe" verleiht, gibt den Haaren ein hellblondes bis hochrotes Aussehen, während die dunkleren Färbungen vom Braun bis zum Schwarz durch das körnige Pigment bedingt werden, und zwar ist für die Nuance weniger die Farbe des Pigments selber als hauptsächlich dessen mehr oder weniger dichte Anhäufung massgebend. Der Luftgehalt des Haares ist ein zweiter Umstand, der die Farbe bedingt. Selbst pigmenthaltige Haare erscheinen bei auffallendem Lichte grau, sobald eine grössere Luftmenge in ihrer Rindensubstanz vorhanden ist. Ein dritter Umstand ist die Haaroberfläche; je rauher sie ist, um so mehr wird sie das auffallende Licht zerstreuen und um so heller zeigt sich das Haar, doch ist dies nicht von grosser Bedeutung. Die Abstammung dieses Pigments, sagt Waldeyer, ist uns noch ein Rätsel, welches um so mehr zur Lösung auffordert, als sich seine Menge, Färbung und sonstige Beschaffenheit mit einer grossen Beständigkeit vererben, selbst in feineren Nuancen, als wir bestimmte Einflüsse der Umgebung auf die Pigmentierung des Haarkleides vieler Tiere zu erkennen vermögen, als Geschlecht- und Altereinflüsse offenbar hier wirksam sind. Die Nuancierungen des Rindenpigments im Menschenhaare sind so zahlreich, dass man dreist behaupten darf, es seien kaum die Haare zweier Menschen in dieser Beziehung vollkommen gleich. Für die Haare blonder Menschen ist dieser Satz schon durch das unbewaffnete Auge zu bestätigen.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt.
Die Eltern Kleinstädter aus dem Waldviertel.

Die Haarfarbe zählt zu denjenigen Eigentümlichkeiten, die sich gewöhnlich von Geschlecht zu Geschlecht forterben und so findet man nicht allein in der Familie, sondern auch bei ganzen Völkerschaften einen bestimmten, jeweilig vorherrschenden Haartypus. So zeigt sich beispielweise unter den europäischen Völkern bei der sogenannten germanischen Gruppe durchschnittlich eine helle,

bei den romanischen dagegen überwiegend ein dunkle Haarfarbe, und Anthropologen versuchten, gerade aus der Färbung der Haare bestimmte Schlüsse auf das Wanderleben gewisser Völker und ihre Vermischung mit einer angeblichen Urbevölkerung zu ziehen. Mein Hochschullehrer Professor Friedrich Müller, ein berühmter Sprachforscher, unternahm in seiner Völkerkunde sogar eine Einteilung der Menschengruppen nach der Form und Färbung der Haare, worin er sich an Häckel anschloss. Das in der Stube ausgehäckelte System erwies sich für die Volksforschung ohne Bedeutung; denn es hält keiner praktischen Überprüfung stand. Müller glaubte und musste an die Richtigkeit seines Systems glauben, denn da er nahezu blind war, niemals Reisen machte und Aufklärungen gegenüber allzeit schwer zugänglich blieb, konnte er sich auch nicht von der Haltlosigkeit seiner Aufstellung überzeugen. Die Sache ist klar: denn da ein Volkstum weder gesellschaftlich, noch sprachlich, noch politisch an den Haaren der Menschen hängt, so sind alle Schlussfolgerungen, die man von den Haaren auf die Menschen zog, sozusagen bei den Haaren herbeigezogen.



Ein japanisches Mädchen aus begüterter Gesellschaft in Tokio.

Allgemein ist der Glaube verbreitet, dass man durch Abschneiden ein schnelleres Wachstum und eine grössere Länge des Haares erzielen könne. Genaue Untersuchungen ergaben die Irrigkeit dieser Annahme. Es zeigt sich bloss, dass nach dem Schnitt die Haare in ihrem Dickendurchmesser zunehmen, starrer, borstiger und dicker werden. Diese Verhältnisse kommen allein durch ein Rissigwerden der Haarsubstanz, durch deren Austrocknen und durch einen grösseren Gehalt von eingetretener Luft zustande. Der Erfolg des häufigen und bis an die Haut gehenden Haarabschneidens ist nichts weniger als förderlich für den Haar-

wuchs, um so mehr aber für die Barbiere, die indessen selber auf einen eigenen üppigen Haarwuchs den grössten Wert legen und ihn so selten wie nur möglich mit einer Schere in Berührung bringen.

Die Friseure schonen ihr Haar schon aus Geschäftinteresse zur Reklame; denn sie befassen sich mit Vorliebe auch mit Haarwuchsmittelerzeugung. Ihr Handel blüht um so mehr, je grösser die Unwissenheit des Publikums in bezug auf die Natur des Haares ist. Es gibt kein Haarwuchsmittel, wenn die Haare einmal abgestorben sind, ebensowenig aber besitzen wir Mittel, die Lebensdauer des einzelnen Haares zu verlängern. Sie kann, falls sie durch Krankheitvorgänge verkürzt ist, durch deren Beseitigung höchstens auf ihr normales Mass zurückgeführt werden, in allen Fällen aber fällt ein Haar aus, sobald seine typische Lebensdauer vollendet ist und wird unter normalen Verhältnissen durch ein neues ersetzt. Dieser Vorgang, der in der Tierwelt an bestimmte Zeitabschnitte geknüpft ist, die man als Mauserung bezeichnet, findet beim Menschen ununterbrochen statt, so dass bei ihm unter gewöhnlichen Verhältnissen täglich Haare ausfallen und sich Haare wiederum bilden. Wenn jedoch der Haarausfall ohne Haarwechsel eintritt, ist es höchste Zeit, einen gelehrten Arzt zu Rate zu ziehen, immer aber soll man sich vor den Charlatanen und ihren von allerlei schwindelhaften Anpreisungen begleiteten Geheimmitteln in Obacht nehmen.



Portugiesischer Typus.

Die Dauerhaftigkeit des Haarwuchses ist bei verschiedenen Menschengruppen auffallend verschieden. Die europäischen Völker stehen, wie Ranke hervorhebt, in dieser Beziehung besonders tief, sie besitzen, vielleicht infolge nachteiliger Einflüsse der Kultur, das heisst in diesem Falle, mangelhaftester Haarpflege oder schonung-

loser Zerarbeitung der Kopfhaut mit Kämmen und harten Bürsten, am meisten Kahl- und Grauköpfe, und das Grauwerden beginnt bei ihnen im Durchschnitt am frühesten, bei Männern früher als bei Frauen, die ihr Haar schützen, um diese ihre Zierde nicht zu verlieren. Bei Männern kommt noch geistige Überanstrengung, wo nicht die, eine ständige Übersättigung mit geistigen Getränken und geschlechtliche Unmässigkeit hinzu, lauter Umstände, die zur vorzeitigen Erschlaffung des ganzen Leibes



Photographie von Dr. Jochelson in New York.

Eskimofrauen und Kind vom Baffinland.

und somit auch des Haarbodens beitragen. Ranke behauptet als sicher, dass das Ausbleichen der Haare im Alter bei den dunkelfarbigen Stämmen viel seltener sei und später als bei Europäern eintrete. Man muss hierbei freilich die bei den Völkern dieses Schlages allgemein verbreitete Neigung, sich die Haare zu färben, mit berücksichtigen und erwägen, dass schwarzes Haar überhaupt eher als blondes bleicht. Nach den Angaben mancher Forschungreisenden kommen unter den Schwarzen

Afrikas tatsächlich nicht ganz selten Grauköpfe, viel seltener unter amerikanischen Indianern vor. Angeblich soll unter den Indianern Perus kein Ergrauen der Haare stattfinden. Die Mitteilungen der Forscher vom Bureau of American Ethnology widersprechen dem. Es ist daher A. v. Humboldts Nachricht von fragwürdiger Zuverlässigkeit: „Das Haar der armen indianischen Landleute in Neuspanien wird nie grau, und es ist unendlich viel seltener, einen Indianer als einen Neger mit weissen Haaren zu finden. Auch gibt der Mangel an Bart dem ersteren ein bleibendes jugendliches Aussehen. Überdies runzelt die Haut der Indianer nicht so leicht. Oft sieht man daher in Mexiko, in der gemässigten Zone auf der Hälfte der Kordillere,



Photographie von James Mooney in Washington.

Tonkawa-Kannibalen aus Texas. Die drei sitzenden sind Männer.

die Eingeborenen und besonders ihre Weiber ein Alter von hundert Jahren erreichen. Ein solches Alter ist gewöhnlich glücklich, indem die mexikanischen und peruanischen Indianer ihre Muskelkraft bis an den Tod erhalten.“ Liest man dagegen die umfassenden und gründlichen Werke eines James Mooney und Friedrich Starr über die Indianer nach, wird man sich bald bemüssigt sehen, die Erzählung v. Humboldts ins Reich der Märchen zu verweisen.

Sorge und Kummer, besonders Liebesgram bleichen das Haar. Gelehrte Physiologen setzen zwar einigen Zweifel in die Sache und fordern zu genaueren Beobachtungen auf. Solche liegen aber reichlich in Volksüberlieferungen vor, denen man in dieser Hinsicht den Zeugniswert nicht absprechen kann. So klagt z. B. im russischen Volksliede ein Bursche zu seinem Mädchen:

Ach, es haben böse Feinde
So von uns gesprochen,
Dass das Haar vor Kummer bleichte
Mir nach wenig Wochen.

* * *

Berenike, die Tochter des Herrschers Magas von Kyrene, gelobte beim Auszug ihres Gemahls Ptolomaios III. (den sie Euergetes, den Wohltäter zubenannten) gegen Antiochos II. Theos von Syrien für die glückliche Rückkehr des unsäglich geliebten ihr schönes Haupthaar Aphroditen in deren Heiligtum zu weihen. Sie hielt ihr erhabenes Frauenwort. Königinnen halten immer Wort oder sie vergessen daran. Nun fragt man, waren diese wundervollen Locken oder Haarsträhne blond oder brünett? Seltsam, dass sich gerade über diesen Umstand, der für uns heutzutage, da die Altertumforschung ihre gründlichsten Ausgrabungtriumphe feiert, am meisten ins Gewicht fallen würde, die Weltgeschichte so ganz und gar ausschweigt! Das übrige drum und dran ist für unseren Scharfblick leichter zu durchschauen. Irgend ein Enthusiast, einer, der als Haarfetischist einer Zwangvorstellung gehorchte, eignete sich unbefugterweise aus dem Tempel das Haar an, in das er verliebt war. Dieweil es nun den ehrwürdigen Priestern und den Wächtern des Heiligtums ob ihrer Unachtsamkeit an den Kragen gegangen wäre, so trat als Retter der Sterndeuter Konon von Samos, ein Menschenfreund und wahrhaft ein Seelenkenner, in die Bresche für die gefährdeten Diener der schaumgeborenen Göttin. Er erklärte dem zürnenden König, die Götter hätten Berenikes Haar als neues Sternbild am Himmel versetzt. Am nördlichen Himmel, nahe dem Schwanze des Löwen, von 176–203° gerader Aufsteigung und 16–33° nördlicher Abweichung steht es zum Beweis der Wahrheit noch jetzt und enthält siebzig dem blossen Auge sichtbarer Sterne. Also schmeichelte der Astrolog als gewiegter Hofmann dem König, der schönen Königin und allen schönhaarigen Frauen und bewahrte die Priester vor den unangenehmen Folgen eines peinlichen Zwischenfalles. Nun konnte



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Eine Darmstädterin, 24 Jahre alt.

der König allnächtlich das geliebte Haar hoch oben mit den Blicken am dunkelblauen Himmelzelt bewundern, und wenn es ihm auch nicht mehr vergönnt war, wonnebebend im vollen Haarschmuck seiner Gemahlin zu wühlen, bevor ihr nicht ein neues nachgewachsen, so genoss er doch das unendliche Vergnügen, einen Kult der nunmehr zur himmlischen Unsterblichkeit des Ruhmes erhobenen Kopfzier entstehen zu sehen und daneben durfte sich der glückliche Besitzer des herrlichen Gelockes — Locken waren es unbedingt — in der Stille und unangefochten seines Schatzes erfreuen.

Auch Maupassant erzählt eine derart sonderbare Geschichte, wie sich ein Fantast und Fetischist für schönes Haupthaar in den mächtigen Zopf einer ihm unbekannten Schönen bis zur Raserei verliebt. Den Zopf aber fand er durch einen Zufall in der Schublade eines Schreibtisches. Die Phantasie des Dichters malt sich das Bild des Weibes, auf dessen Haupt dies Haar gewachsen, deutlich aus und immer lebhafter erscheint sie seinem inneren Auge, bis für ihn die erträumte und heiss herbeigesehnte Gestalt endlich ein unheimliches und rätselhaftes Dasein gewinnt. Das Haar hat ihn umstrickt, hält ihn mit Zaubermacht festgefesselt und lässt ihn nun und nimmer los.



Photographie von Alfons Piksa in Wien.

Eine Wienerin, 17 Jahre alt.
Eltern aus Franken eingewandert.

Und so wie diesem unglücklichen Traumbildnarren ergeht es noch manchen anderen. Die Fetischisten für der Frauen Haupthaar sind häufig vorkommende Erscheinungen. Sogar die grotesk verbrecherische Gestalt des tückischen Zopfabschneiders, die hin und wieder in den Grossstädten auftaucht, um die jungen Mädchen auf der Strasse ihrer Hauptzier zu berauben, mag ursprünglich einem rohen oder bis zur geistigen Störung gediehenen Fetischismus gehorchen, und erst die Nachahmer sind übermütige Marodeure der Sensation, die ihnen den Kopf verdreht oder bloss Händler, die mit einem Scherenschnitt acht bis zehn Kronen erwerben wollen.

Eines nach den Begriffen eines modernen Schönheitfreundes der grausamsten Gebote des jüdischen religiösen Brauches zwang und zwingt noch in manchen Gebieten die verlobte Jungfrau, sich bei der Trauung das Haupthaar abschneiden zu lassen. Rabbinische Ausleger von der Art, wie sie in theologischen Seminarien zur Denkunfähigkeit gezüchtet werden, erklärten solche Haarschur als ein sichtbares Zeichen, dass die Frau des mächtigen Liebreizes nicht mehr bedürfe, da sie ja von der Stunde ab in den Besitz eines Gatten übergegangen sei. Darin verbirgt sich die lächerliche Ansicht, dass die Frau ihrem Ehegemahl nicht weiter mehr zu gefallen brauche und dass das Haar eigentlich nur als ein gemeines Lockmittel diene. Dagegen wiesen Dr. G. A. Wilken und F. S. Krauss die Verbreitung des Haarschurbrauches unter einer sehr grossen Anzahl von Völkern beider Erdhälften in verschiedenen Formen nach und dass es sich hiebei um die Ablösung eines Opfers von Leib und Leben an Krankheitgeister handle. Erlischt wo der altererbte Glaube, so stirbt auch mit ihm die frauenanmutwidrige Übung ab. In einer seiner Meisternovellen ‚Eigene Haar' behandelt Eduard Kulke eine solche fast tragische Verwicklung, in die eine junge Jüdin in Mähren geraten, nachdem sie sich das Haar nicht hatte abschneiden lassen wollen. Man dichtet den Juden ohne Berechtigung Sonderbarkeiten an, die keine sind, denn alle jüdischen Bräuche findet man auch anderwärts, nur pflegt man sie nicht zu beachten. Das Haarschuropfer heischt auch die christkatholische Kirche noch immer bei der Einkleidung junger Frauen, die sich dem klösterlichen Leben weihen, um sie dadurch als die feierlich verlobten Gottesbräute und als Eigentum des Erlösers in die Kirche einzuführen. Ein Überlebsel unchristlichen, uralten religiösen Allerweltbrauches unter christlicher Firma, weiter nichts.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, oberösterreichischer Typus.

Im Paradiese Mohammeds und in der Walhalla der alten Germanen spielt das üppige Haupthaar dort bei den Houris, hier bei den Walküren, wie bei den Russalken der Russen, den Vilen der Südslaven, den Fanggen und Waldfräulein des deutschen Volkes eine bedeutsame Rolle. Auch in romanischen Märchen strählen sich die Feen und die Prinzessinnen ihre goldig schimmernden Flechten und nie war Heine mehr ein im Volkstum wurzelnder Romantiker als damals, als er die Loreley ersann, die auf dem Schieferfelsen am Rheine sitzt, mit goldenem Kamme ihr goldenes Haar kämmt und dazu mit wundersamer Melodei den jungen Schiffer im Kahn berückt. So ist eines der preisenden Beiworte für hehre olympische Göttinnen die schönlockige und die nordische, von der altgriechischen zweifellos stark beeinflusste Mythologie rühmt nicht minder das strahlende Haupthaar Freyas und der Schlachtjungfrauen, denen es nachflattert, wenn sie im Sturm oder über das mit Männerblut getränkte Kampfgefilde durch die Lüfte dahinfahren.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 20 Jahre alt. Gewöhnlicher deutscher Typus.

Dass im allgemeinen die Südländer mit einem viel reicheren Haarwuchs versehen sind als die Mitteleuropäer und Nordamerikaner, ist eine bei oberflächlicher Betrachtung befremdende Tatsache. Sie wird einem verständlich, wenn man in Betracht zieht, dass die Menschen von unserer germanischen Gruppe die leidige Gewohnheit angenommen haben, um sich vor zu grosser Kälte und zu starker Hitze zu schützen, schwere Kopfbedeckungen zu tragen, dass sie von früher Jugend an fast systematisch die Kopfhaut mit Kämmen und Bürsten zerarbeiten, dass noch in halbvergangener Zeit die Krallen verschiedener Erzieher im Haarboden ihrer Schutzbefohlenen Verwüstungen anzurichten pflegten und dass der echte Deutsche z. B. das Raufen, das Haarausraufen so sehr liebt; lauter Sachen, die der Kopfhaut

wenig zuträglich sind und die Schwächung des Haarwuchses zur Folge haben. Unsere minder gebildeten Urvorfahren, die weder Kopfbedeckungen unserer Art



Photographie von der kolonialen photographischen Gesellschaft zu Colombo auf Ceylon.

Eine Vollblutinderin aus der Kaste der Kaufleute.

noch eine den Blutumlauf behindernde Gewandung kannten, hätten demgemäss mit ungemein reicherem, wenn auch nicht allzusäuberlich gepflegtem Haarbestand

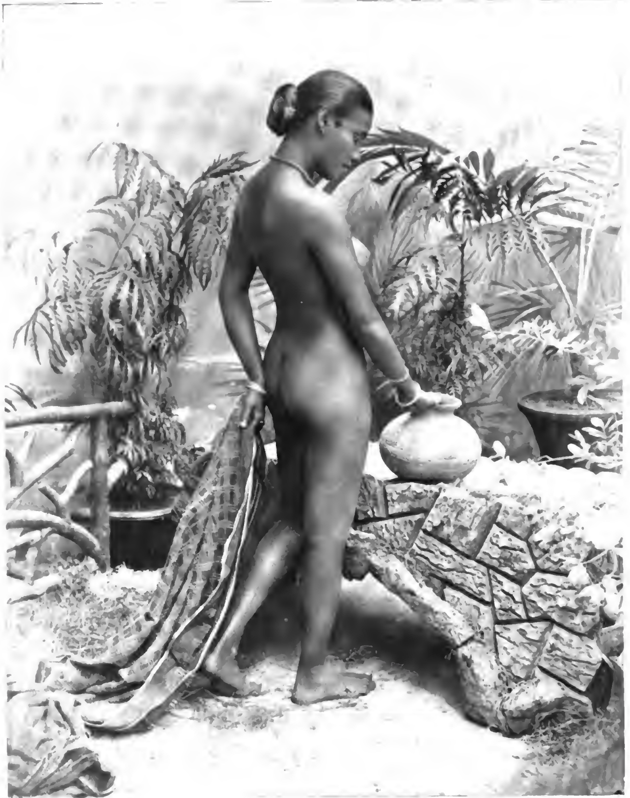
ausgestattet sein müssen. Ja, einige Forscher greifen noch weiter zurück, so stellt z. B. Darwin die Ansicht auf, „dass der Mensch von irgend einem Tier abstammt, das mit Haaren geboren wurde und so während seines ganzen Lebens verblieb.“ Aus dem Vorhandensein des wolligen Haares oder Flaumes am Leib des Menschenkindes kurz vor seiner Geburt und dem Ansatz zu einer Behaarung auf dem Körper des Erwachsenen war Darwin zu dem Schluss gelangt, dass der Verlust der



Vlämischer Städterinnentypus.

Behaarung erst in späterer Zeit vor sich gegangen sei und er steigerte seine Meinung dahin, dass dieser Verlust eine Unbequemlichkeit und sogar einen Schaden für den Menschen bedeute, „denn er ist dadurch in der Sonne der Glut und gleichzeitig, namentlich bei feuchtem Wetter, plötzlichen Erkältungen ausgesetzt.“

Dieser Theorie von der Urbehaarung oder von dem behaarten Urmenschen folgt nun eine etwas längliche Auseinandersetzung und eine Anhäufung von billigen Hypothesen, die dartun sollen, wieso es sich ereignen konnte, dass bei dem



Photographie von der kolonialen photographischen Gesellschaft zu Colombo auf Ceylon.

Ein Singhalesenmädchen, 15 Jahre alt.

Menschen eine so grosse Wandlung in seiner äusseren Erscheinung Platz gegriffen, als welche sich der Verlust der Behaarung fast des ganzen Körpers darstellt. Keine will sich als recht stichhaltig erweisen, endlich aber erwähnt Darwin

selber einige Umstände, die für die Annahme sprechen, dass die Sonne es sei, deren Einfluss es bewirkt habe, wenn die Haut des Menschen nackt geworden. Er erinnert daran, dass Elefanten und Rhinozeros fast haarlos sind und dass es, da gewisse ausgestorbene Gattungen dieser Tiere, die in einem arktischen Klima lebten, mit langem Haar bedeckt waren, fast den Anschein gewinnt, als ob die jetzt noch lebenden Gattungen beider Tiergeschlechter ihre Haarbedeckung durch das der Hitze ausgesetztsein verloren haben. „Das erscheint um so wahrscheinlicher, als jene Elefanten Indiens, die in höher gelegenen und kühleren Distrikten leben, behaarter, als die der Niederungen sind". Da aber dies alles nicht genügt, um mit Hinblick auf den weissfarbigen Menschenschlag den Einfluss der Sonne als Erklärunggrund für die Abwesenheit der Körperbehaarung zweifellos festzustellen, führt Darwin auch einige Tatsachen an, die es auf dem Wege der Analogie wahrscheinlich machen, „dass die lange fortgesetzte Übung des Ausreissens der Körperhaare eine Vererbungwirkung hervorgebracht haben mag". Woher er die seltsame Kunde erhalten, dass sich die Urmenschen ungezählte Generationen hindurch zum Vergnügen oder



Photographie von der kolonialen photographischen Gesellschaft zu Colombo auf Ceylon.

Ein malabarisches Mädchen, 16 Jahre alt.

aus Eitelkeit die Haare ausgerupft haben, behielt er leider als sein Geheimnis zurück und so müssen wir sie auf seine Autorität hin als wahr annehmen.

Von uns aus soll Darwin um seiner Schlussfolgerung willen Recht haben, die dem Weibe einen Vorrang vor dem Manne in der Entwicklung zur Schön-



Eine Abessinierin mit Hängebrüsten.

Nach dem Vermerk des Photographen H. Arnoux in Port Said:
Die Amme des Negus von Abessinien.

heit einzuräumen scheint: „Wir dürfen also annehmen, dass, da der Körper der Frau weniger behaart ist als der des Mannes und dies bei allen Rassen der Fall ist, es unsere weiblichen halbmenschlichen Vorfahren waren, die zuerst der Haare entkleidet wurden — und dass infolge der Vererbung diese Eigenschaft dann von den Müttern auf ihre Nachkommen beiderlei Geschlechtes vererbt wurde."

Nach den Erfahrungen der Ethnologie ist es auf allen Kulturstufen der Mann, der immer Haare lassen muss, er spielt den enthaarten Elefanten und das abgehaarte Rhinozeros, aber nach Darwin fiel doch dem Weibe die Führerrolle zur Vermenschlichung und zur Erhöhung des Gabeltieres (nach Kotzebue) in frühester Urzeit zu. Übrigens bietet trotz alledem gerade die Frage der Behaarung ein noch nicht vollkommen aufgehelltes Rätsel dar. Da ist noch ein heikler Umstand, der aber doch schwer ins Gewicht fällt, nämlich die Behaarung des Gesichtes, die wir Bart nennen und die man beim Männchen als ein Geschlechtzeichen auffasst. Sie fällt beim Manne und beim Weibe in gewisser Hinsicht nicht minder auf. Ebenso verzehrend und brennend, wie sich beim Jüngling die Sehnsucht nach dieser ‚Zierde des Mannes' geltend macht, so peinvoll und beschämend ist es nach den Begriffen des lichthäutigen Menschenschlages für das Weib, wenn sich auf ihrem Antlitz die Behaarung zeigt, die sie dem Spott preisgibt und ihre weibliche Anmut in bedenklichem Masse verringert. Die bezüglichen Anschauungen der Völker besprach ausführlich Max Bartels in einer höchst lehrreichen und unterhaltlichen Abhandlung über abnorme Behaarung des Menschen.



K. u. K. Hofatelier R. Krziwanek in Wien.

Eine Wienerin, jüdischer Typus.

Das Haar nach altrömischer Weise geknotet.

Es gibt zwar Brünetten, denen ein kleiner Anflug von Schnurrbart, so lang sie jung und schön sind, ungemein gut lässt, aber dazu gehört, dass sie im übrigen einen entschieden weiblichen Typus besitzen müssen. Wenn sich samtartig schöne, dunkle Augen von schwärmerischer Sanftmütigkeit oder aufleuchtender, viel verheissender Glut, eine verlockende Körperfülle, ein warmer, durchleuchteter Teint und purpurfarbne Lippen, die verführerisch sinnlich zu lächeln wissen, zusammenfinden, so ist der kleine, zarte Schnurrbartanflug nur eine anmutige, Genusssteigerung versprechende Pikanterie mehr, die unter reizhungrigen Männern leidenschaftlicher Anbeter und Verehrer sicher ist. „Wir wissen von Eschricht," sagt Darwin, „dass

bei den Menschen das weibliche sowohl wie das männliche ungeborene mit einer Menge Haare auf dem Gesicht ausgestattet ist, namentlich um den Mund herum und dies zeigt an, dass wir von Urvorfahren abstammen, bei denen beide Geschlechter bärtig waren. Es erscheint daher auf den ersten Blick wahrscheinlich, dass der Mann seinen Bart von Urzeiten an behalten, während die Frau den ihrigen gleichzeitig mit der Befreiung ihres Körpers von seiner haarigen Hülle überhaupt verloren hat."

Also, es verbirgt sich immer noch der Bart unsichtbar für unsere blöden Augen am weiblichen Kinn und es erweist sich als Atavismus, wenn wir hin und wieder eine Virago erblicken, die mit einem stattlichen Schnurrbart prangt, für den die Erfindung meines Hausnachbars Liska, die Bartbinde, als ein nicht überflüssiger Toilettengegenstand erscheinen würde!



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 19 Jahre alt.

Nicht wenige der so herrlich geschilderten spanischen Schönen sind mit tüchtigem Schnurr- und Backenbärtchen ausgestattet, um die sie bei uns manch junger Offizier beneiden dürfte und diese Bärtchen sollen oft bei zunehmendem Alter zu wahren Grenadierbärten ausarten. Auch können Eingeweihte erzählen, behauptet Friedrich von Hellwald, dass sich diese Üppigkeit des Haarwuchses bei sehr vielen spanischen Schönen nicht mit einem blossen zarten Bartanflug begnügt, sondern bei aller sonstigen holden Weiblichkeit auch über einen grossen Teil des übrigen Körpers zu erstrecken pflegt, was freilich meist die Kleidung verhüllt. Auch in Portugal sind viele bärtige Damen zu sehen und als ältesten Beispiels des Weiberbartes gedenkt man der Erzählung des Aristoteles, der von zwei griechischen Frauen Phaetusia und Namisia berichtet, sie hätten förmliche Bärte gehabt und wären über den ganzen Leib mit Haaren bewachsen gewesen. Es scheint als ob ein heisses, südliche Klima mehr als ein rauhes nördliche den Bartwuchs bei Frauen begünstige oder auch der Bart ist ohne Rücksicht auf das Klima beinahe ein Vorzug der Frauen, wie z. B. bei den Ainos in Japan. Auch mit der elegantesten Vorrichtung wird die männliche Bartzierde auf den Lippen einer Frau nach unseren heutigen Begriffen stets als ein Abschreckungmittel auf den Mann wirken und daher kommt es auch, dass die moderne Frau einen wahren

Vertilgungkampf gegen alle Behaarung am Gesichte und die Orientalin sogar gegen die an ungehöriger Stelle zu führen bemüssigt ist.

Wer kennt nicht das köstliche Anathema gegen bebärtete Frauen in den ‚Lustigen Weibern von Windsor'? — ‚Bei meiner Treue', sagt der Walliser Pfarrer Sir Evans, ‚ich klaupe, das Weib ischt wahrhaftige Hexe; ich haps nicht kern, wann Weipspilt krossen Part hat; ich sah krossen Part unter ihrem Packentuch'. — Die Elektrizität hat auf diesem Gebiete bereits sehr hübsche Erfolge zu verzeichnen, denn sie besorgt die Enthaarung, indem sie die Haarwurzel austilgt. Seltsamerweise gibt es ein Naturvolk, das ein Simulacrum von ‚Krosse Part' bei den Frauen als ein mächtiges Verschönerungmittel betrachtet. Es sind dies die Ainos auf Jeso. Die Weiber der Ainos haben um den Mund eine Tätowierung in Form eines aufgedrehten Schnurr-



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt. Eltern Čechen aus Nordböhmen.

bartes und mit dieser Verschönerung beginnt man bereits bei Mädchen von sieben Jahren, aber die Vervollkommnung dieses Schmuckes bedarf jahrelanger Mühewaltung.

Die Geschmackrichtung hinsichtlich der Behaarung einer bestimmten Gegend des Frauenleibes veränderte sich bei verschiedenen Völkern im Verlauf der Zeiten. Wie es damit unsere ehrwürdigsten Vorfahren in der Triasperiode gehalten, darüber könnte uns vielleicht ein phantasiereicher Urgeschichtforscher Auskunft erteilen, aber sie nützte uns nichts zu einem Buche, das sich nur mit zeitgenössischen Schönheiten schmückt. Bleiben wir denn bei unserer sonnigeren und friedlicheren Gegenwart. Unserer modernen mitteleuropäischen Anschauung gemäss legt die Männerwelt eben einer starken Behaarung an anstössiger Stelle einen sehr hohen Wert bei. Wir finden sie ästhetisch, und man deutelt sogar eine ehrenvolle Fürsorge der gütigen „Allmutter Natur" — ich zitiere die Worte eines literarisch medizinisch angehauchten Salongelehrten — in ihr Vorhandensein hinein,

indem man besagter Allmutter den Gedanken zu suggerieren versucht, sie habe aus Rücksichten der Wohlanständigkeit dafür gesorgt, die geheimsten Körperpartien gewissermassen zu verschleiern und zu verschönern.

Diese Art der Auslegung ist ebenso sinnreich, wie eine Predigt des Überrabbiners der Wiener israelitischen Kultusgemeinde oder des Rektors der israelitischen theologischen Lehranstalt. Es ist sträfliche Zeitvergeudung, sich dabei aufzuhalten; denn Hirngespinste sind zwecklose Unterhaltung. Die Natur kennt keine zimperlichen Rücksichten auf schwächliches, menschliches Empfinden, sie wandelt unbeirrt ihre Wege der Entwicklung und alle die Erscheinungen, die unsere Sinne berühren, sind Notwendigkeiten, deren Zusammenhang wir zuweilen, wenn wir Glück haben, erst tastend zu erraten vermögen.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 19 Jahre alt. Bajuwarischer Typus

So scheint es, dass die Enthaarung der heiklen Stelle des weiblichen Leibes als Zeichen einer höheren Stufe der Gesittung oder als ein Verschönerungmittel den alten Kulturvölkern aus einer im Dunkel der Zeiten sich verlierenden Vergangenheit überkommen war, denn im ganzen Orient begegnet man bereits in der beginnenden geschichtlichen Zeit diesem Brauche, den man gar hie und da zu einer rituellen Operation erhob. Vielleicht verpflanzte er sich aus Niniveh und Babylon nach Ägypten, aber zwingend ist die Annahme einer Entlehnung durchaus nicht, denn fast alle Negervölker, selbst die von asiatischer Kultur unberührtesten, halten etwas auf eine ganz kahle Haut des gewissen Körperteiles, dagegen dürfte es ziemlich sicher sein, dass ihn die Griechinnen und später die Italerinnen aus Ägypten, wie die Serbinnen der begüterteren städtischen Klasse von den Türkinnen übernommen haben. Auch in den verstecktesten Dingen gehorcht das Weib willig dem Zwang der Mode.

Die ehrbaren griechischen Hausfrauen befolgten, wie dies aus einer An-

deutung bei Aristophanes hervorgeht, den Brauch der Enthaarung, doch ist es fraglich, ob sie bei ihnen allgemein Brauch geworden, nämlich, ob sich das Weib aus dem Volke daran ein Beispiel genommen. Da sich die Übung in der Unzugänglichkeit des Haremlyks oder Gynaikterion vollzog, konnte sie für die Aussenwelt nicht leicht in Betracht kommen. Anders war es mit den Hetären, mit dem grossen Heer der Flötenspielerinnen und Tänzerinnen, mit dem immer mehr anwachsenden Chor der Hierodulen, die der Liebesgöttin öffentlich dienten. Hier gehörte die Enthaarung, die anfänglich wohl eine Modesache war, zur unumgänglichen Körperpflege, vielleicht schon mit Rücksicht auf den vielfachen Verkehr, der damals zwischen Griechenland und Ägypten bestand. Wieder ist der grosse Sittenschilderer und Satiriker *Aristophanes* der untadelhafte Zeuge dafür, aber noch sicherer fliesst uns die Kunde aus reinster und edelster Quelle, aus den nachgelassenen, uns erhaltenen Werken griechischer Kunst.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt. Die Eltern aus Würtemberg.

Die Modelle der Bildhauer und Maler huldigten ohne Ausnahme der herrschenden, durch religiöse Vertiefung unvermeidlich gewordenen asiatischen Mode. Die Flötenspielerinnen aus Milet, die Tänzerinnen aus Lesbos, die Kranzwinderinnen aus Kypros, die zierlichen Sklavinnen aus Ägypten, deren schlanker, feiner Gliederbau auch noch in unseren Tagen unter jungen Fellachinnen wiederzufinden ist, diese alle, die sich in die Werkstätten der bildenden Künstler drängten, boten dieselbe Eigentümlichkeit dar, so dass sie die Künstler als natürlich und schön betrachteten und unbedenklich in ihren Werken zum Ausdruck brachten.

Die uralte Mode ist bei unseren modernen Künstlern und Kunstrichtern zur unantastbaren Satzung geworden, so dass man die Rückkehr zur Natürlichkeit für unzüchtig erklärt. Vor mehreren Jahren stellte ein Bildhauer in einer grossen

nordischen Hauptstadt eine plastische Gruppe aus, die Adam und Eva darstellen sollte: Die männliche und die weibliche Gestalt wiesen die in der Natur vorkommende Behaarung an den verschiedenen Körperteilen auf. Die Jury des Salons verweigerte die Aufnahme der Gruppe in den Ausstellungraum — aus Gründen der öffentlichen Moral. Was in der Natur die Regel ist, darf der Künstler nicht darstellen! Dies drängt einem aber auch den Schluss auf, dass die Jury aus Behaarungfetischisten in ihrer Mehrheit bestanden, und dass sich die Herren fürchteten, durch öffentliche Schaustellung dieses geheimsten aller Reize könnte die Gruppe auf ähnlich geratene Verfassungen eine allzu heftig anregende Wirkung ausüben. Auch der Leipziger Staatsanwalt konfiszierte meine Streifzüge wegen einiger Bilder, bei denen der Retouchepinsel des Photographen die Haare nicht weggewischt. Auf das Sachverständigengutachten Dr. Vogels, Kustos des Kunstmuseums hin erfolgte die Freigebung der Haare, will sagen, meines Buches. Es war eine lustige Gerichtverhandlung.

Ploss-Bartels und noch vollständiger Bernhard Stern besprechen eingehend das alte, auch den Ägyptern vor vier Jahrtausenden bekannte Enthaarungmittel, das wir unter der Bezeichnung eines türkischen Enthaarungmittels ziemlich oft im Anzeigenteil unserer Tagblätter angekündigt und angepriesen lesen. Es besteht aus Auripigment (arsenicum sulphuratum flavum) und gebranntem Kalk, welche Stoffe zu gleichen Teilen mit Rosenwasser zu einer Paste angerührt werden. Nachdem diese Paste einige Minuten auf der betreffenden Stelle aufgelegen und dann sorgfältig abgewischt worden, sind die Haare beseitigt.

Das Mittel ist im Oriente allgemein im Gebrauch. In der Türkei heisst man es rusma, rusum (Zeremonie), auf der Balkanhalbinsel rušma, in Persien nureh. Auch in Persien muss sich die Moslimin die Haare an bewusster Stelle, wie auch unter den Armen regelmässig im Bade wegätzen lassen. Man heisst dies: sich dem gesetzlichen unterwerfen, elegante Frauen rupfen sich aber die Haare aus, bis endlich der Haarwuchs von selbst aufhört. Ein Schriftsteller versichert, dass der Auripigmentverbrauch im Morgenlande infolge dieses Brauches so ungeheuer sei, dass der Pächter der Metallzölle dem türkischen Sultan einen jährlichen Tribut von achtzehntausend Dukaten zu entrichten habe.

Bemerkenswert ist, dass in Ägypten und Syrien die Frauenzimmer, die ihre Liebesgunst öffentlich feil halten, das Enthaaren nicht mehr üben, vielleicht mit Rücksicht auf ihre europäischen Kundschaften oder vielleicht, um sich durch etwas von den monopolisierten Frauen zu unterscheiden.

An der Guineaküste enthaaren sich die jungen, noch unverheirateten Frauenzimmer, sobald sie aber in den Ehestand treten, lassen sie die Haare ungeschoren. In niederländisch Indien pflegen sich die Malaiinnen die Haare auszureissen, so dass bei ihnen der Mons Veneris vollkommen unbedeckt erscheint. Allgemein dürfte der Brauch nicht sein, vielmehr bloss ein Vorrecht der Frauen höherer Gesellschaftschichten. Auch in verschiedenen Ländern Indiens ist die Entfernung der Haare ziemlich verbreitet. Die Frauen bedienen sich dazu eigener Ringe, die man im Bedarffalle auf den Daumen ansteckt. Man kann solche Ringe nach ihrem Aussehen am ersten mit einem sehr grossen Siegelringe vergleichen, da sie eben mit einer grossen, platten Scheibe versehen sind. Die Scheibe, von zierlich durchbrochenem Rande umgeben, trägt einen kleinen Spiegel, der beim Gebrauche einerseits wirklich zum Bespiegeln der Rasierstelle, andererseits zum Reflektieren des Lichtes auf die etwas versteckte Region benützt wird. Mit dem scharfen Ringrande entfernt man dann die Härchen. Der indische Name solcher Enthaarungringe lautet ârsî.



Photographie von der kolonialen photographischen Gesellschaft zu Colombo auf Ceylon.

Ein Weddamädchen, 15 Jahre alt.

Im grossen und ganzen macht es den Eindruck, als ob mit Vorliebe Frauen bei solchen Völkern die Enthaarung ausüben, die von Natur aus eine nur geringe oder

dürftige Behaarung bewusster Leibgegend aufweisen, ähnlich, wie sich Männer unter schwachbebärteten Volksgruppen ihre kümmerlich gedeihenden Bärte wegrasieren oder wegätzen. Bartels spricht die begründete Meinung aus, die scheinbaren Ausnahmen wären dadurch bedingt, dass die absichtliche Enthaarung einmal zur rituellen Operation erhoben, nun auch von allen bekehrten Nationen angenommen werden musste. Auf alle Fälle lehrt die Tatsache, dass die Jahrtausende hindurch geübte Enthaarung der Geschlechtsteile noch immer nicht den Haarboden der Schönen Afrikas und Indiens kahl gemacht hat, gegen die Aufstellung Darwins. Zerbrechen wir uns nicht den Kopf darüber, wie der Mensch vor hundert und mehr Jahrtausenden behaart gewesen sein mag. Wir wissen es nicht und werden es niemals erfahren. Für uns kann es nur einen Wert haben, den Menschen in seiner geschichtlich nachweisbaren Entwicklung näher kennen zu lernen. Nach welcher Seite immer man die Blicke wendet, überall fallen sie auf das interessanteste, auf die Frau und dabei wollen wir bleiben.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin südslavischer Abstammung, 18 Jahre alt.

Dass man zur Zeit des Rinascimento in Italien die Epilation in den höchsten gesellschaftlichen Kreisen übte, bezeugen mehrere glaubwürdige Schriftsteller. Mit Maria von Medici fand sie auch in Frankreich Eingang, doch betrachtete das Volk den neuen Brauch als ein Zeichen der in Italien herrschenden Verderbtheit, man bespöttelte ihn oder wies ihn mit Abscheu zurück. Folkloristen bestätigen, dass er sich in Italien bis auf unsere Tage erhalten habe; man scheint ihn sowohl der Reinhaltung wegen als zum Schutz gegen eine eigene Art Ungeziefers, das schwer auszurotten ist, sobald es sich einmal einnistet, den Frauen zu empfehlen.

Einige Forscher stellten die Behauptung auf, die Menschheit werde in einigen tausend Jahren fast vollständig haarlos sein und bezeichnen die um sich

greifende Neigung zur Kahlköpfigkeit, die angeblich erwiesenermassen auf geradezu unaufhaltsame Weise auftritt, als unmittelbaren und unwiderleglichen Beweis für ihre Meinung. Man kann wohl nur als unzweifelhaft zugeben, dass die infolge unvernünftiger Lebensführung in den Kreisen höherer Kulturgesellschaft ständig fortschreitende Nervosität eine der Hauptursachen des Kopfhaarschwundes bildet. Alles übrige ist Vermutung und eitles Gerede, auch wenn es von grössten Gelehrten ausgeht.

Nach der Auffassung Eschrichts waren unsere halbmenschlichen Vorfahren nicht mit langen Flechten ausgestattet. Nach ihm müsste die Eigenschaft der Haare, eine beträchtliche Länge zu erreichen, ein Erwerb späterer, von der Kultur begleiteter Zeiten sein. Darwin knüpft daran die Bemerkung: „Ebenso wird dies durch die ausserordentliche Verschiedenheit in der Länge des Haares bei den verschiedenen Rassen angezeigt. Bei den Negern bildet es nur eine Art Matte von kurzem Kraushaar; bei uns ist es von grosser Länge und bei den Eingeborenen Amerikas reicht es nicht selten bis auf den Boden. Bei einigen Arten Semnopithecus (Schlankaffen) ist der Kopf mit mässig langem Haar bedeckt und dieses dient wahrscheinlich zum Schmuck und wurde durch Geschlechtwahl entwickelt. Vielleicht kann man dieselbe Annahme auf die Menschheit anwenden, denn wir wissen, dass lange Flechten jetzt und schon in früheren Zeiten sehr bewundert wurden, wie wir aus den Werken fast eines jeden Dichters entnehmen können. Der heilige Paulus sagt: „Wenn eine Frau langes Haar hat, so ist es ein Ruhm für sie“, und in Amerika haben wir gesehen, dass ein Häuptling ausschliesslich wegen der Länge seines Haares erwählt wurde.“



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 16 Jahre alt.
Die Eltern angeblich Zinzaren aus Thessalien.

An was für dünnem Haar die Ausführung Darwins hängt, merkt man schon daraus, dass er den kraushaarigen Neger eigentlich unter den Schlankaffen

stellt. Die Kultur des Negers ist im allgemeinen und besonderen der des Indianers gleichwertig und es ist nicht einzusehen, warum die Kultur bei dem einen eine Verkürzung und bei dem anderen eine beneidenswerte Verlängerung des Haupthaares zur Folge haben sollte.

Wir empfinden einen stattlichen Haarwuchs als einen Vorzug und wie jeder Vorzug, wird auch der des Haares leicht zu einem Vorrecht. Einst stand bei den Germanen und Normannen sowie bei den Römern nur den freigeborenen das Recht zu, ihr Haar lang wachsen zu lassen. Bei den Goten galt es als ein Zeichen einer hohen und edlen Geburt, wenn einer ihrer Führer oder Fürsten lang herabwallendes, schönes Haupthaar zur Schau stellen konnte. Von Alarich sagt Platen:



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 19 Jahre alt.

Allzufrüh und fern der Heimat mussten sie ihn hier begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.

Auch die Frauen und Jungfrauen der germanischen Völker legten grossen Wert darauf, mit üppigem Haarwuchs zu prangen. Nach Tacitus, der freilich vorschnelle Verallgemeinerungen liebt, war ihr Haar zumeist von rötlichblonder Farbe, oder bei einigen Stämmen von der Farbe reifer Ähren oder von jener lichten Farbe, wie Flachs, wo nicht gar selbst wie Stroh oder von jener verblassten gelbrötlichen Färbung, wie das Herbstlaub der Buchen in den dichten, sich meilenweit dahinziehenden Wäldern.

Das war etwas für die römischen Damen, die nach blonden Perücken über alle Gebühr lüstern waren. Man feierte förmlich die grossen Siege der Legionen durch einen Massenimport von blonden und rötlichen Haaren. Die todverachtenden Centurionen und vermutlich sogar die narbenbedeckten Veteranen verschmähten es nicht, sich ein bescheidenes Nebenverdienst zu gönnen, indem sie die germanischen Frauen, die in ihre Gewalt fielen, ihres Haarschmuckes beraubten. In Kleists bekanntem Drama ‚Die Hermannschlacht‘ muss Thusnelda von dem Brief Kenntnis nehmen, den der römische Offizier und Lebemann an seine

Geliebte in Rom gerichtet. Er übersendet der vornehmen Weltdame die Locke, die er der germanischen Fürstin als Geschenk und Gunstbezeugung unter heissen Schwüren abzuschwindeln verstanden, als Probestück des herrlichen Materials für eine wundervolle Perücke. Sie sehnt sich eben nach solchem köstlich blondrötlichen Farbenton. Wie wird sie im Zirkus, wenn sie mit dieser teueren Trophäe auf dem Haupte erscheint, die Bewunderung der Salonlöwen und Frauenschönheitschätzer, ja, vor allem den Neid der Nebenbuhlerinnen entzünden! Das Haupthaar einer germanischen Fürstin verarbeitet von einem ägyptisch - griechischen Friseur!



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 19 Jahre alt, Rheinländischer Typus.

Dr. Günther nimmt keine ausreichende Rücksicht auf die geschichtlich bestens beglaubigte Entlehnung, sondern erblickt in der Annahme der roten Haare bloss ein sexuelles Moment. Er verficht diesmal eine Hypothese, in die sich alles hineinfügen muss. Laurence Stern würdigt im Tristram Shandys Leben und Meinungen treffend ein solches Vorgehen: ‚Es liegt in der Natur einer Hypothese, dass, wenn sie erst von einem Menschen aufgestellt worden ist, sie sich alles und jedes als Nahrungstoff aneignet; und von dem ersten Augenblick an, in welchem sie erzeugt, wird sie gewöhnlich durch alles das verstärkt, was er sieht, hört, liest und denkt‘. Sarkastisch fügt er hinzu: „Dies ist von grossem Nutzen“. Jede einzelne Tatsache, die Dr. Günther vorbringt, ist richtig, nur der Zusammenhang, in den er sie setzt, ist ursächlich ungerechtfertigt. Er sagt nämlich: „Ursprünglich, und schon im Altertum war die blonde Perücke (dazu die Anmerkung: ‚Auch Aphrodite erfreut sich des goldblonden Haupthaares‘) das durch das Gesetz vorgeschriebene Abzeichen der Freudenmädchen. Noch im Mittelalter mussten die Bewohnerinnen der Freudenhäuser in vielen deutschen Städten eine eiergelbe Kopfbedeckung tragen, wenn sie in der Öffentlichkeit erschienen, das war gewissermassen ihr sitten-

polizeilicher Ausweis. Als die vornehmen Damen Roms sich die Moden und die Sitten von den begehrtesten Kourtisanen vorschreiben liessen, nahmen sie auch die goldblonde Haartracht an; denn auch diese wurde nun zum Symbol. Warum sollte nicht eine Frau, die sich um jeden Preis amüsieren will und in der Liebe ebenfalls nichts anderes als ein Vergnügen sieht, das vor jedermann bekennen?



Negerin aus dem Sudan, mit Schmucknarben.

Und ist es nicht bequem, wenn an die Stelle des Geständnisses, das immer Worte, also Zeit kostet, die man weit praktischer zum Vergnügen, zum Genuss verwendet, ein äusserliches Abzeichen tritt, welches ebenso stumm wie beredt den Willen der Person verkündet?"

Verhielten sich die Dinge wirklich so, wie uns Dr. Günther überzeugen möchte, so täten unsere schönen Blondinen gut daran, sich schleunigst ihr Haar schwarz zu färben.

Die römischen Damen waren offenbar nicht seinei Ansicht.

Die kunstreichen Haartouren, die damals Mode waren, lagen den römischen Führerinnen der Mode, den Löwinnen des Kaiserreiches so sehr am Herzen, dass sie sogar ihre Porträtstandbilder derart herrichten liessen, dass man ihnen die jeweilig modische Perücke in Marmor ausgeführt und ausgestattet mit der Farbe, die ihnen gerade beliebte, aufsetzen konnte.



Photographie von der kolonialen photographischen Gesellschaft auf Ceylon.

Ein Mischling. Vater Holländer, Mutter Singhalesin.

Schon lange ehe das grosse Ringen der zum Weltreiche gewordenen Roma mit den Teutonen begann, gewann die gelbe Farbe der schwarzen die Geltung und Beliebtheit ab. Shakespeare, der sich in den alten Schriftstellern besser auskannte als seine neuesten Erklärer in seinen Werken, deren Autorschaft sie ihm dreist absprechen, verstand auch jene Zeit und Mode als er daniederschrieb:

Schwarz hielt man nicht für schön im Altertume
Und wars auch schön, wards doch nicht so genannt. —

Jetzt rühmt mans als der Schönheit wahre Blume
Und blond wird ganz und gar seither verkannt.

Die Ungunst, die man der schwarzen Haarfarbe zuwandte, nahm wohl ihren Ursprung daher, dass schwarz augenscheinlich vorherrschte. Auch im Griechenlande waltete offenbar ein ähnliches Verhältnis ob. Die uns erhaltenen Nachrichten hierüber haben selbstverständlich nur einen Liebhaberwert; denn gewissenhafte statistische Aufnahmen über die Haar- und Augenfarbe der Bevölkerung kannte man im Altertum nicht und hätte man welche angestellt, so dürfte man ihnen ebensowenig Vertrauen schenken, wie den Erhebungen, die man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in verschiedenen Gebieten Europas pflog. Man flunkert da mit Zahlen, wie in den verrufenen Jahresberichten jüdischer Wohltätigkeitanstalten. Man darf nicht die Hälfte glauben.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 21 Jahre alt.
Die Eltern aus der Gegend von Lübeck eingewandert.

Die meisten Gelehrten, die unseren Gegenstand beleuchten, neigen der Ansicht zu, dass bei den Griechen im Altertum schwarz die weitaus am häufigsten vorkommende Haarfarbe gewesen sei. Die sogenannten Barbaren, der Zuzug aus Kleinasien oder Afrika, zeichneten sich durch äusserst dunkle Haarfarbe aus. Gladstone bemerkt in seinem berühmten Buche über Homer, dass „schwarzes Haar ein Zeichen der fremden Geburt und der südlichen Abstammung sei. Ich habe die Gewissheit gewonnen, dass im heutigen Griechenland helles Haar noch für ein Zeichen des reinsten, hellenischen Blutes gilt". Auch unser Winckelman, an den sich Gladstone höchstwahrscheinlich anlehnte, drückte sich bereits im ähnlichen Sinne aus. Wie er irrtümlich meint, spricht „Homer nicht einmal vom Haar von

schwarzer Farbe. Flachsfarbiges (Xanthe) Haar ist immer als das schönste betrachtet worden und Haar von dieser Farbe schrieb man auch den schönsten unter den Göttern, Apollo und Bakchos nicht weniger wie den glänzendsten Helden zu. Selbst Alexander hatte flachsenes Haar".

* * *



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt.

Die philologischen Ausleger gehen von Worten aus und kommen gewöhnlich zu höchst unsicheren Schlüssen. Dem sollten die Ermittlungen über Augen- und Haarfarbe abhelfen, doch leider erfüllten sich die darein gesetzten Hoffnungen nicht. Wir sind in dieser Hinsicht nicht um vieles klüger geworden, als wir es vordem gewesen. Der sichere Gewinn ist die Erkenntnis, dass Augen- und Hautfarbe in Europa zumindest kein Rassenmerkmal bilden. Das Ergebnis der Schädelmessungen ist das gleiche. Die Sprachzugehörigkeit ist auch nur in seltenen Fällen, in der Regel nur ein Notbehelf, damit das Kind einen Namen habe, ein ethnologisches Kriterium von einiger Bedeutung. Wir müssen eben immer mit der Tatsache rechnen, dass die Bevölkerung Europas aus lauter Mischlingvölkern besteht, die sich ununterbrochen gegenseitig auffrischen und seit Jahrtausenden aus Asien und Afrika Blutauffrischungen erfahren haben.

Mit dem flachsfarbigen Haar der Hellenen vor drei und der Germanen vor zwei Jahrtausenden steht es nicht anders als mit dem roten der alten Slaven. „Die alten Slaven waren rothaarig" behauptete Miklosich, ein Grammatiker der Slaven. In einer Abhandlung, die im XXXVIII. Band der Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 1890 erschien, lässt er sich an drei Stellen darüber aus: 1. ‚Rus rötlich, blond: Kopf glava, Haar kosa, daher

rudokos, ruse pletenice usw. Das Epitheton muss uralt sein, da heutzutage rötliches Haar bei den Serben zu den Seltenheiten gehört. Ruso vino Kač.' — 2. ‚Rus rötlich, rötlichblond: Haar kosa, perce, rusokos: Kopf glava usw. Damit stimmt die Nachricht von Prokopios überein, wonach die Slaven blond hyperythroi waren.' — 3. ‚Häufig ist im Epos das sonst nicht vorkommende rus rötlichblond: rusa glava, rusa kosa, ruse pletenice. Das Epitheton ist uralt, da heutzutage blonde Serben wohl zu den Seltenheiten gehören.'

Die Formlosigkeit der Mitteilung will ich nicht rügen; denn sie gehört zur akademischen Wissenschaftlichkeit von Leuten, die im Wahn leben, das Publikum müsse sich eine Ehre daraus machen, wenn sie etwas vorbringen. Unrichtig ist zunächst die Behauptung, dass rus sonst nicht vorkomme ausser im Epos; denn das Wort gehört zu den gewöhnlichen der Volksprache. Nach der ersten Stelle wären die Serben rötlich, nach den zwei anderen bloss blond gewesen. Er mutet uns den Glauben zu, dass die Haarfarbe der Südslaven im Laufe eines Jahrtausends von rot und blond ganz nachgedunkelt sei. Das wäre eine Erscheinung, die alle Aufmerksamkeit verdient. Da rote Haare bei den Serben zu den Seltenheiten gehören, so drängt sich einem sogar die Vermutung auf, die eigentlichen slavischen Einwanderer seien spurlos im Völkermischmasch der Balkanhalbinsel untergegangen, was man ja auch den Griechen nachgesagt hat, und nur die slavische oder griechische Sprache gemahne noch wie der Ruf des Aturenpapageis am Orinokostrom an das traurige düstere Schicksal der Slaven und Griechen der Vergangenheit.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala' in Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt.
Die Eltern Deutsche aus Mähren.

Aus unserer Bekümmernis rettet uns eine Abhandlung Andrees über das Vorkommen der roten Haare bei den Völkern der Erde, worin er zum Schluss sagt: ‚Einige finnische Völker abgerechnet, bei denen die roten Haare das Maximum ihres Vorkommens erreichen, sind also dieselben nirgends so stark verbreitet, dass sie als ein Kriterium der Rasse dienen könnten, sporadisch sind sie fast überall vorhanden, wenn auch bei Finnen und Germanen in beachtenswerter Menge.'

Was von den Finnen und Germanen, gilt noch mehr von den Slaven und Griechen. Weiland Herrn Prokopios Angabe soll uns hierin nicht beirren. Wir wissen, dass die byzantinischen Historiographen keineswegs sonderlich verlässliche Gewährmänner sind und stets mit Verallgemeinerungen zur Hand waren. Ihm sind wahrscheinlich einige rothaarige Slaven aufgefallen und flugs waren alle Slaven rothaarig. Ein ähnlicher Irrtum ist ja auch in unseren Tagen bezüglich der Germanen in den breiten Schichten der Zeitungleser beliebt; die Germanen sind für sie immer blond.

Fragt man nach dem Ideal südslavischer Haarfarbe, so tönt uns hundertstimmige Antwort zurück: schwarz. So schildert der Guslar den Helden Nakić Husein:

mrke masti, podugačke rasti,
crne oči i obrve crne.

Der Teint gebräunt, im Wuchse aufgeschossen,
Die Augen schwarz und schwarz die Augenbrauen.

In den lyrischen Volksliedern, die mit neugriechischen zumeist in der Form und dem Inhalt nach häufig wörtlich übereinstimmen, preist man so gut, wie ausschliesslich das tiefdunkle Haar der Mädchen. Ständig ist die Wendung:

Die Haare gleichen einer Seidenquaste,
Die Augenbrauen gleichen Meeresegeln.



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Ein Fräulein mit Diademschmuck.

Dieselbe auf S. 72.

(Kosa joj je kita ibrišima,
obrvice morske pijavice.)

Gemeint sind Seidenquasten von schwarzer Farbe, wie man solche am Fez trägt und die Farbe der Meeregel gilt dem Volke als tiefdunkel.

In einer russischen Bylin berichtet ein Höfling dem Fürsten Vladimir von der schönsten Prinzess Afrosinja des Königs Etmanuil:

. . . . . dēvuška stanom statna,
stanom statna i umom sveršna,
bēloe lice kak by bēloj snēg
a jagodicy kak makov cvēt,
černyja brovi kak by soboli,
jasnyja oči kak u sokola.

. . . . . Das Magedein gar stattlich von Gestalt,
Gar stattlich von Gestalt und feinst gebildet,
Wie weisser Schnee so weiss vom Angesicht,
Der Brüste Warzen gleich dem Mohn in Blüte,
Die Brauen schwarz gleich denen eines Zobels,
Die Augen klar gleich denen eines Falken.

Wie nennt man denn blond auf slavisch? Im russischen sagt man zwar rusovolosyj, rusogolovyj, rusokosyj für blondhaarig, blondköpfig, blondzöpfig, der Serbe jedoch gebraucht dafür das Wort plav. Plavka ist die Blonde, die Blondine; ein guter alter Frauenname lautet Plavša. Das blonde Haar ist für das Mägdlein ein genügendes Merkmal, um sie unter allen Mädchen im Dorfe leicht herauszufinden. Plavka ist auch der Name für eine Kuh, die der deutsche Bauer eine Blasserin nennen würde.

Blonde Frauenzimmer haben bei den Männern einen geringeren Anwert. Einen Burschen möchten die Eltern mit einem blonden Mädchen verheiraten, doch er hegt vor blond einen tiefen Abscheu und verschwört sich gegen die Zumutung beim Leben seiner Mutter:

ne ću plavke, ne željeo majke!

Ein Mädchen wieder, selbstverständlich ein schwarzhaariges, bestimmt noch genauer den Unwert des blondhaarigen Jünglings:

dika plava bljutava ko trava,
ein blonder Schatz, wie Gras so abgeschmackt,

oder, wie ein anderes im Reigen singt:

za dva plava ne bi groša dala
ich gäbe für zwei blonde keinen Groschen,

eine dritte wäre zu einem Tauschhandel bereit:

tri bi plava za jednoga dala,
za jednoga diku garavoga!

drei blonde gäb ich hin für einen einzgen,
für einen einzgen dunkelfarbnen Schatz!

Solche Äusserungen, für die man genug Parallelen auch aus der Volkspoesie der Deutschen, Romanen und Neugriechen beibringen kann, sind eine unzweideutige Bestätigung für das seltene Vorkommen blondhaariger im Volke. Und doch pflegen gerade die Kinder sehr lichtblondes, fast weisses Haar zu haben, das mit dem vierten, fünften Jahr nachzudunkeln anfängt, um schliesslich in ein braunes schwarz überzugehen. In Bosnien sind die mitunter blondlockigen spanischen Juden eine auffällige Erscheinung, dabei gibt es sehr viele slavische Moslimen,

namentlich unter den Edelleuten, die blondes, schlichtes Haar und himmelblaue Augen haben. Es sind meist schlanke schmucke Gestalten von feinen Gesichtzügen. Am Ende sind gar diese Moslimen die wahren Nachkommen der grammatisch-lexikographisch erfundenen Urslaven?

Rote Haarfarbe ist unter den Südslaven noch seltener als die blonde und man sieht sie ebenso ungern als wie einen Bart bei einer Frau. Ein Sprichwort sagt: od bradate žene i od rigja čovjeka beži bez traga! (Vor einem bärtigen Weibe und einem brandroten Manne entfleuch spurlos!). In einem slavonischen Städtchen befand sich im Jahre 1870 bei einer Einwohnerzahl von 2800 Personen ein einziges Individuum mit brandrotem Kopf, ein Knabe von etwa 9 Jahren. Man hing ihm den Spottnamen crvendač (motacilla rubecula) und crvena gibica (die rote . . . . . [das zweite Wort verstehe ich nicht]) an, die Deutschen aber nannten ihn den Orang-Utan. Zeigte er sich am sonntäglichen Wochenmarkte unter den Bauern, so scholl ihm mancher Fluch nach: jebem mu dušu, u kojeg li se vraga majka



Photographie von der kolonialen photographischen Gesellschaft auf Ceylon.

Eine Inderin aus der Kriegerkaste. 17 Jahre alt.

mu zagledala! (Ich schänd ihm die Seele, in was für einen Teufel mag sich seine Mutter verschaut haben!) Als Frauenname kommt vor crvenuša (die rothaarige), als Zuname ganz vereinzelt Crvenković (Sohn des rothaarigen) und Crvendlakić. Rötlichblonde Haare heissen crljenkaste kose. Welches rot dem Volke am meisten auffällt, ersieht man aus folgenden Vergleichen: Oj djevojko crljena jabuko! = O du Mädchen, roter Apfel! crveno kao kukurijek = rot wie Nieswurzkraut. crveno kao krv = rot wie Blut. crven kao vampir = rot wie ein (blutunterlaufener) Vampir. crveni se kao slepačka tikva = es schimmert rot wie eine Bettlerkürbisflasche.

Wie steht es nun mit rus? In den angeführten Beispielen dient es weder zur Bezeichnung von schwarz, noch blond, noch rot. Die Behauptung des Grammatikers, das Wort käme nur in Verbindung mit Haar vor, ist unrichtig. In einem bulgarischen Volksliede steht: črna ta kosa je porusela = das schwarze Haar ist bräunlich geworden. Man sagt rusa žuč, braune, dunkelbraune Galle; rsa ist ein Kuhname, ebenso rsulja (die braune Kuh); rusi kostanjovi = dunkelfarbige Kastanien. Im Guslarenliede von der Niederwerfung Rákóczys ruft Mohammed Köprülü seinen Bosniern, Türken, Tataren, Ägyptern und Albanesen zu:

nemoj niko ništa prihićati!
rusu ću mu glavu posijeći!

Es rühre niemand nirgend etwas an,
Sonst hau ich ihm das braune Haupt herab!

Er verbot nämlich seinen kastanienbraunhaarigen Truppen die Plünderung. Rus bedeutet eben dem Guslaren kastanienbraun.



Photographie von P. Losche. — Museum für Völkerkunde in Leipzig.

Eine Negerin aus Vista.
Typisches kurzes Kraushaar.

Das Wort Rus ist uralt, denn es gehört nicht bloss allen slavischen, sondern der Wurzel nach auch allen verwandten Sprachen an. Die Grundbedeutung war verschwommen und erfuhr in den einzelnen Sprachen eigene Bedeutungwandlungen. Dem Nordslaven bedeutet es jetzt blond, dem Südslaven dunkelbraun, den Neugriechen, Romanen und Germanen rot. Gibt man zu, dass rus sowie xanthe als Beiwort zu Haar uralt ist, so wäre damit nur ein Beweis da, dass auch vor vielen Jahrhunderten die allgemeine Haarfarbe der Südslaven — und der Hellenen — sowie heutigentags die dunkle, doch keineswegs die rötliche oder rötlichblonde oder blonde gewesen sein kann.

* * *

Das ungewöhnliche, das auffällige reizt zur Nachahmung, nicht unbedingt das schöne, wohlgefällige, anmutige, sonst gäbe es keine den Geschmack verhöhnende Mode. Das rote, das von den Völkern mit Hass und Abscheu belegte Haar bezwingt von Zeit zu Zeit die Gemüter. Als Napoleon III. seine Eugenie

zur Kaiserin erhob, wollten auf einmal alle Frauen gleich ihr mit feurig rotem oder goldblondem Haar prangen. Selbst die schmerbäuchige Chrowotin, die zur selben Zeit als gestrenge Stuhlrichtersgemahlin zu Požega in Slavonien thronte, färbte sich ihre fettigen Strähne, dass sie wie ein betrenzter Fuchzagel erglänzten. So zeigten einst auch die griechischen Hetären eine Vorliebe dafür, sich das Haar zu färben und sie wählten zumeist das rötliche oder das goldblonde, weil die Maler und Bildhauer diese Farbe einer Aphrodite oder Helena unweigerlich beilegten. Solche höchstgeborene Frauen durften doch nicht gleich der nächstbesten thebanischen Tänzerin schwarzhaarig auftreten. Auch schmückten sich die Mondainen gern mit Perücken von blondem Haar. Überhaupt besassen die Friseure und die Haarkünstler in Athen schon eine grosse Übung in der Anfertigung falscher Haartouren und ähnlicher Verschönerungmittel für die weibliche galante Welt.

Dies alles fand naturgemäss seinen Übergang nach Rom, wo die Zunft der Friseure und Perückenverfertiger alsbald in die Halme schoss und eine merkwürdige Rolle im gesellschaftlichen Dasein der mächtig anwachsenden Weltbeherrscherin spielte. Die einfachste, und in den älteren prachtlosen Zeiten Roms wahrscheinlich auch die gewöhnlichste Haartracht bestand (nach Böttiger) in einem blossen Aufrollen der zusammengeschlagenen Haare, die von der Mitte der Stirn an, wo man sie scheitelte, oder auch ohne diese Abteilung um den Kopf in einer Art von Wulst herumliefen. Die altwiener Frisur des Kierlinger Fräuleins (auf S. 106) erscheint nur als eine hübsche Auftürmung solcher Wülste bei dichtem und langem eigenen Haar. Man bediente sich zum Zusammenfassen der Haare gewöhnlich eines schmalen Bandes, wie man es auch an antiken Frauenköpfen häufig entdeckt. Eine grosse Bequemlichkeit bot diese einfach aufgeschlagene Haarumwicklung zum Festhalten der Kränze dar, mit welchen bei Opfern und anderen Feierlichkeiten auch die Damen ihr Haar zu schmücken pflegten. Die Kränze konnten auf diesem natürlichen Haarwulste fester aufliegen und diese Haartracht war auch unter den Griechinnen allgemein, die in ihrer Mehrheit immer ungekünstelte Einfachheit mit Anmut verbanden. Die so aufgeschlagenen Haare schürzte man nicht allein oft hinten am Nacken oder am Scheitel in eine Art von Knoten zusammen, sondern man schlang sie noch einmal zurück, nachdem sie hinten zusammengeknüpft worden und so bildeten sie gerade über der Stirn eine bauschende Erhöhung, die sich auf alten Denkmälern bald wie ein aufschwellender Wulst, bald wie eine aus Haaren gebundene Schleife ansehen lässt. Das grosse, unwandelbare Vorbild der verheirateten römischen Damen oder Matronen waren die Vestalinnen, und, da diese einen offenen Schleier trugen, der vom Kopfwirbel auf beiden Seiten über die Haare bis auf die Schultern herabfiel, so wurde dies auch der gewöhnlichste Kopfputz der verheirateten Römerinnen, wobei jedoch über der Stirn die hervorragenden Haare zierlich gelockt sein konnten. In seinem Gedicht von der



Photographie von P. Lösche. — Museum für Völkerkunde in Leipzig.

Eine Negerin aus Vista.
Typisches kurzes Kraushaar.

Kunst zu lieben bespricht Ovid unter Hinweis auf griechische Vorbilder die Haartracht der Römerinnen, wie er sie den Trägerinnen angemessen zu sehen wünschte. Seine Ratschläge muten uns gar modern an und es ist leicht möglich, dass sie die eine oder andere Leserin beherzigt:

Glatt gescheitelt verlangt den Kopf ein längliches Antlitz;
Also geordnet trug Laodamia das Haar.
Dass auf der Höhe der Stirn ihm ein kleines Schleifchen verbliebe
Und frei stehe das Ohr heischet ein rundes Gesicht.
Nieder walle das Haar auf beide Schultern bei dieser;
So bist, Sänger Apoll, du, wenn die Lyra du nimmst.



Fellachinnen, Mädchen, auf dem Fischmarkte zu Kairo.

Aufbinds jene nach Art der aufgeschürzten Diana,
Wie sie es pflegt, wenn sie Jagd macht auf das ängstliche Wild.
Eine ziert es, umher die fliegenden Haare zu werfen;
Dicht anliegend dem Haupt halte die andre das Haar.
Diese gefällt, wenn sies trägt in der Form der cyllenischen Laute;
Jene gestalt es zum Bausch, ähnlich den Wellen des Meers.

Zu allen diesen Haartrachten wusste die Mode wichtige Zusätze zu machen. Man erfand oder entlehnte vielmehr von den Griechen eine Art Halbzirkel oder Bandeau, das man vorn über der Stirn in die Haare setzte und sie so künstlich darüber hinwegschlug, dass nur die vorragende Spitze aus den Haaren emporstand und das Diadem bildete, das uns an den Köpfen der Göttinnen und vornehmen

Römerinnen so oft und so wundersam erscheint, da man von dem ganzen breiten Halbzirkel, der nur selten völlig bloss zum Vorschein kommt, nichts als ein zierliches, kleines Dreieck erblickt.

Mit der zunehmenden Prachtliebe und Verschwendung der Römer, wo Rom der Sammelplatz aller Nationen wurde, die nur einigermassen Anspruch auf Sittenverfeinerung und also auch auf Putz und Zierraten machten, bekamen auch die Aufsätze und Haartrachten der Römerinnen eine unendliche Mannigfaltigkeit, die nur von der in unseren Tagen in den europäischen Grossstädten abwechselnden in manchen Einzelheiten übertroffen wird. Aus dem Orient kam in den letzten Zeiten der Republik der Geschmack, die Haare mit Perlen zu durchflechten. Die Mode ist, wie viele unserer Bilder zeigen, noch in der Gegenwart bei exotischen Damen beliebt. Es gehörte zum Kostüm der ägyptischen Götterverehrerinnen, ungeheure Federaufsätze, Lotosblumen und andere Sinnbilder der Fruchtbarkeit und der personifizierten Natur auf dem Kopfe zu tragen und in diesem Aufzug den Tempeldienst abzuwarten. Seit den Zeiten Sullas und von der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts nach der Erbauung Roms wurde der Isis- und Serapisdienst in ganz Italien und in den Vorstädten Roms herrschende Mode. Es gehörte bald zum guten Ton, sich unter dem Deckmantel dieser Andächteleien die unanständigsten Freiheiten zu erlauben. Der beständige Anblick dieser hässlichen, ägyptischen Missgestaltungen gewöhnte die Römerinnen nach und nach an jede Unform des Haarputzes und sie konnten nun die ungeheuersten Haarauftürmungen für schön und geschmackvoll halten. Jede neueroberte Provinz, jeder Triumphaufzug machte die nach Abwechslung haschenden Schönen mit neuen Mustern das Haar zu schlingen, zu kräuseln und in Zöpfe zu flechten, bekannt. Nichts aber bewirkte eine so allgemeine und gründliche Veränderung in den Haartrachten der Römerinnen als die Besiegung der deutschen Völkerschaften in Belgien und am Rhein. Sie lernten hierdurch nicht allein die besonderen Haarwülste und wie Hörner hervorstehenden Flechten nachahmen, sondern es verbreitete sich dadurch auch sehr schnell die bis zur Modewut ausartende Liebhaberei an hochblonden, goldgelben Haaren, von denen zuvor die Rede war.



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Eine Wiener Sängerin, 19 Jahre alt.

Dieselbe auf S. 96.

Während sich die ehrbaren römischen Hausfrauen zu entehren geglaubt, wenn sie ihr Haar gepudert oder gefärbt hätten, war dies bei den Kurtisanen ein beliebter Kunstgriff, um durch Abwechslung und verändertes Aussehen die Liebhaber feuriger zu machen oder um neue Kundschaft anzulocken. Den ledigen

Mädchen trug das frisierte und gelockte Haar den Beinamen cirratae, das heisst eigentlich die pomadisierten, ein, weil sie Salben und wohlriechende Klebemittel gebrauchten, um die Löckchen und die Haarschleifen widerstandfähiger zu machen. Die Kurtisanen waren unerschöpflich in der Erfindung immer neuer Frisuren. Auch streuten sie es mit parfümierter Asche ein und als das gelb oder löwenblond und selbst das modische, germanische rotblond bereits verbraucht zu sein schien, kam der Augenblick, wo sie es blau färben liessen.



Grossrussischer Städtischer Typus.

Als sich späterhin die Kaiser einen Abglanz der goldenen Kronen zu schaffen suchten, indem sie sich Goldstaub ins Haar streuen liessen, scheuten die vornehmen Kurtisanen nicht vor dem Wagnis zurück, diese Neuerung unverzüglich nachzuahmen. Es kam der Tag, da das Volk im Zirkus und bei den öffentlichen Spielen befremdet und entrüstet aufschaute — dem Kaiser gegenüber in Gewändern von Purpurstoff und mit blitzendem Geschmeide überladen, die hohe Frisur mit Goldstaub eingestreut, sassen die Liebesfreudenspenderinnen der oberen tausend, anzuschauen gleich Göttinnen, wenn die Sonnenstrahlen den Glorienschein über ihrer Stirn zu schimmerndem Leben hervorzauberten. Es war der Anmassung zuviel und es konnte darum nicht ausbleiben, dass eine eigens erlassene Verordnung erschien, die ihnen das Einstreuen der Haare mit Goldstaub untersagte.

Nun griff man aufs neue zur Mode der blauen Haare zurück. Man färbte das Haar mittels Blauholz, die aber dies nicht wollten, benützten zu Staub gestossenen

Lapis lazzuli. Zwar gefiel nicht jedermann diese Mode, die einen der bestrickendsten Reize des Weibes zum Zerrbild und damit in ihr Gegenteil umwandelte. Der Dichter Properz lieh dem Widerspruch seine Stimme. Er schwärmte für das dunkle, schimmernde Haar seiner Geliebten, das er wiederholt preist. Und als auch sie sich geneigt fühlt, der Tyrannin Mode zu huldigen und zu Färbemitteln ihre Zuflucht zu nehmen, um sich zu verschönern, ruft er ihr mit gerechter Entrüstung zu: ‚Alle Strafen der Unterwelt mögen den treffen, der deine Haare ihrer natürlichen Farbe beraubt. Mache mich oft glücklich, Cynthia, dann bist du hübsch und wirst immer hübsch bleiben in meinen Augen. Weil sich eine Verrückte Gesicht und Haare blau färbt, macht darum diese Schminke schöner?‘ Für den Frauenseelenkenner ist es gewiss, dass die Huldin die Mahnung ihres Verehrers in den Wind geschlagen, denn wann und wo in der Welt hätten eitle Frauen je auf den Dichter geachtet?



K. u. K. Hofatelier R. Krziwanek in Wien.

Eine Wienerin, 22 Jahre alt.

Mit dem Sturz des römischen und später des byzantinischen Reiches verlor sich in Europa förmlich die Kunst der Haartrachten. Der Hexen- und Zauberglaube stiess die Frau von dem erhabenen Piedestal hinab, von dem aus sie alle ihre Reize zur Betörung des Mannes frei entfalten konnte. Die kurze Zeit der Troubadourenherrlichkeit und der Minnehöfe kommt hierbei kaum in Betracht, denn man besang doch nur einige wenige Frauen der bevorrechteten Gesellschaftschichte und die Frauen im Volke lebten nicht mit, sie führten nur ein klägliches Scheindasein, vom Teufelglauben und bösartigen Märchen geängstigt und von den Männern in unwürdigster Hörigkeit geknechtet.

* * *

Das Zeitalter der Länder- und Völkerentdeckungen erweiterte den Gesichtkreis der Eroberer und bahnte eine freundlichere Epoche für die Frauen an. Wie im alten Rom erwachte nun in Spanien, Italien und Frankreich eine Lebenslust und Lebensfreude unter den Frauen. Schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts erfrischt uns bei den Frauen zu Paris ein Haartrachtenreichtum, der uns längst verschollene Menschengeschlechter in vergnügliche Erinnerung zurückruft. Der Koiffeur besass wieder, wie einst zu Rom, in dem Getriebe der vornehmen und der Lebewelt eine Wichtigkeit und ein Ansehen. Der Koiffeur, sagt Goncourt, weiss sich nach seinem Werte zu taxieren und er nennt sich einen créateur in dieser Zeit, wo von allen Moden die der Haartracht diejenigen sind, die am schnellsten veralten, so schnell, dass Léonard — einer der berühmtesten unter den Haarkünstlern — die Gewohnheit annahm, anstatt ‚gestern' ‚dereinst' zu sagen.

In Maurepas Memoiren steht ein hübsches Anekdötchen, wie in jener guten alten Neuzeit eine Haartracht modern geworden. Im Jahre 1714 erschienen bei einem Souper des Königs in Versailles zwei vornehme englische Damen, deren Paniers man eben im Begriff war nachzuahmen. Sie trugen eine niedere Frisur, die einen Skandal heraufbeschwor, so dass man auf dem Punkte stand, deren Trägerinnen wieder heimzuschicken. Die Frisuren erregten aber die erhabene Aufmerksamkeit des Königs und er geruhte huldvollst die Bemerkung fallen zu lassen, dass sich die französischen Damen genau auf dieselbe Weise frisieren lassen würden, wenn sie vernünftig sein wollten. Die Äusserung aus dem allerhöchsten Munde ward aufgefangen und man benützte die Nacht, um von den hohen Frisuren drei Etagen abzutragen. Man beliess ihnen nur die eine, die man noch niedriger hielt, so dass am nächsten Morgen die Hofdamen der Königmesse mit Frisuren beiwohnten, die bereits englisch gemodelt waren. Die Trägerinnen machten sich im Gefühle ihrer autoritativen Überlegenheit auch nichts aus dem Hohngelächter der übrigen Damen, die sich noch mit hohen Frisuren schmückten, weil sie nicht in das Geheimnis der verflossenen Nacht eingeweiht waren. Ein Kompliment, das der König beim Verlassen der Messe jenen Damen gnädigst spendete, die eben zur Zielscheibe des Spottes gedient, vollendete oder besiegelte die Wandlung des höfischen Geschmacks und alle die hohen Frisuren waren alsbald wie auf einen Zauberschlag verschwunden.

Alle Mode zehrt und lebt von der Übertreibung. Wie einmal eine Bresche in eine Mode geschlagen ist, pflegt sie in ihr Gegenteil umzuschlagen. So geschah es auch dazumal in Frankreich. Die niedrigen englischen Frisuren machten Furore und die Damen verfielen plötzlich auf den Gedanken, sich das Haar auf etwa drei Finger Länge noch abschneiden und sich nun von einem Friseur, der bisher nur die Männerwelt bediente, eine Männerfrisur herstellen zu lassen. Gelocktes Haar — in Wellen geschlagen, aufgerollt, kleinere Löckchen auf Stirn und Nacken —, man schreibt Bücher darüber und gründet Akademien, um die Kunst, gründlich zu frisieren, zu einer Haupt- und Staatsaktion zu erheben, sowie man vor dreissig Jahren eine chrowotische Akademie gründete, um für die läppische Chrowotisterei eine scheinbar wissenschaftliche Grundlage zu schaffen. Eine grosse Anzahl von Friseurgenies taucht urplötzlich auf, zu Paris und Versailles wimmelt es von ihnen. Es erscheint ein Mémoire de coiffeurs des dames de Paris, der vom Grössenwahn der Haarkünstler beredtes Zeugnis ablegt. Der tägliche Verkehr mit den stolzen Schönen ist den Jünglingen zu Kopf gestiegen; aus dem duftenden Frauenhaar haben sich elektrische Wellen ausgelöst, deren Dunst sie umnebelt. Dieser famose Mémoire stellt die freie Kunst des Koiffeurs auf dieselbe Stufe mit der des Poeten, des Malers,

des Bildhauers, so wie sie in Agram die albernen Erfinder urchrowotischer Götter und Königsgeschichten in allem Ernste als die führenden Geister der Menschheit, als geistige Urkräfte des Fortschritts bezeichnen. Er zählt alle die Talente auf, die einer besitzen muss, die ganze „tiefsinnige Wissenschaft des clair obscure", welche Kenntnis der Farbentöne, um die Farbe der Herrichtung mit dem Fleischtone des Objektes abzustimmen, um Licht und Schatten künstlerisch zu verteilen, um dem Teint mehr Lebendigkeit der Grazie, mehr Ausdruck zu verleihen.



Finnländischer, städtischer Typus.

Damit nicht genug. Zwölfhundert Koiffeure von Paris konstituieren sich zu einer Genossenschaft und verlangen einen offiziellen Titel als „Erste Offiziere der Damentoilette" und dann beginnen sie einen wütenden Kampf gegen die Perückenmacher, denen sie es untersagen wollen, „die Frisur auf lebendem Kopf auszuüben". Die Damen der vornehmen Gesellschaft nehmen Partei für die Künstler, denen sie so viel verdanken und es erfliesst eine ‚Deklaration' aus Versailles, die das Parlament als Ordre einregistriert. Es wird ein numerus clausus

der Koiffeure geschaffen und damit der stolze Titel ‚Mitglied der Akademie de coiffure', der dazumal bei weitem mehr galt, als heutigentags der eines Mitglieds der Akademie der chrowotischen Wissenschaften, Erfindungen und Künste; denn man verlieh ihn nur in Anerkennung wirklicher Verdienste, nicht für Narreteien.

Ein Jahrzehnt hindurch führt man alle möglichen Variationen und Extravaganzen in der Geschmackrichtung der niederen Frisuren auf. Die Zeiten des kaiserlichen Roms scheinen wiedergekehrt zu sein. Die dreihundert Frisuren der Gemahlin Kaiser Mark Aurels sind an Zahl und Mannigfaltigkeit durch die modernen Erfindungen bereits überholt. Dann plötzlich schlägt der Geschmack wieder um und gegen das Jahr 1772 erobert die Mode der hohen Frisuren wieder mit förmlichem Ungestüm das Terrain. Das Frauenhaar, das eine Zeitlang wenig Absatz gefunden, wird neuerdings zu einem derart begehrten Artikel, dass es sprunghaft im Marktwerte steigt und geradezu fabelhafte Preise erzielt.



Süddeutscher Typus.

Die échafaudages von Haaren auf den Köpfen der Modedamen steigen höher und immer höher, die Frisur à la monte-au-ciel oder Wolkenkratzer ist bereits längst überragt worden. Das Volk lacht und höhnt, man singt Spottlieder und pfeift die Damen aus, die mit solchen Ungetümen auf den Köpfen öffentlich erscheinen, die Männerwelt protestiert, alle Leute von Geschmack sind überrascht und empört. Wie kann man nur einer solchen Abirrung vom Wege der gesunden Vernunft und Aesthetik huldigen? Aber gleichviel, jeder Widerspruch giesst nur noch mehr Öl ins brennende Feuer. Die Moderaserei ist losgelassen, die

Frisuren haben eine solche Höhe erreicht, dass die Damen auf dem Boden ihrer Equipagen niederknien müssen, um darin ihrem Haarputz Raum zu verschaffen. Die Karikaturisten schwelgen in Wonne, sie zeigen den Putztisch der Modedamen; der Friseur steht auf einer Leiter, um sein Kunstwerk auf dem Kopfe seiner Klientin zu vollenden. Die hohen Flügeltüren sind zu niedrig geworden, die wandelnden Haartürme können nur Eingang finden, wenn sich die Holden bücken, um die Schwelle zu überschreiten. Da taucht der rettende Einfall eines Genies auf — Beaulard erfindet die Frisur mit der mechanischen Vorrichtung —, die Damen brauchen nur einen verborgenen Knopf zu berühren, um die Frisur niederzulegen, wie die Mastbäume eines Schiffes, das unter einer Brücke hindurchfahren soll, und nun können sie wiederum in ihren Karossen aufrecht sitzen und die Säle beschreiten, indem sie sich die gewohnte stolze Haltung geben.

Noch sind die hohen Frisuren in voller Gunst und aus Galanterie gegen die blonde Königin, die aus Österreich gekommen, um den altehrwürdigen Thron der Bourbonen zu besteigen, bringt man eine neue Nuance in die Mode und benennt sie cheveux de la reine. Es ist das köstliche aschblond, das die Tochter Maria Theresias auszeichnet und das sie mit Vorliebe ungepudert trägt, das heisst dort, wo ihr dies die Etikette erlaubt, des Morgens, im Trianon oder in ihrem Lustschloss, wo sie zum Sommeraufenthalt weilt. Ihr Beispiel macht Schule, Puder fällt in Ungnade, selbst die Damen des Hofes sehen ein, dass sie dieser Mode entsagen müssen. Sie nehmen nur noch ein ganz klein wenig von diesem Reisstaub, vielleicht nur aus Gewohnheit, und abermals taucht die Mode wie im alten Rom auf, sich die Haare blond oder rot zu färben.

Jean Jaques Rousseau, der Reformator und Dichterphilosoph gewinnt den Einfluss, die Frauen haben seine Lehren begriffen und mit der ihnen eigenen hingebenden Begeisterung aufgenommen, die wie ein Sturmwind jedes Hindernis niederreisst. Die Rückkehr zur Natur ist die grosse Weisheit, die in den Köpfen und Herzen der Frauen entflammt und die sich sofort auch auf den Köpfen öffentlich zeigt. Fort mit der steifen, künstlichen, aufgebauschten Frisur —, wie hat man sich nur je in dieser Weise verunstalten können! Die Rückkehr zur Natur bedingt in erster Reihe das Verschwinden des falschen Haares und mag man es um einen noch so hohen Preis erstanden haben. Man trägt das Haar en catogan, das heisst in einem schweren Knoten geschlungen, wie es die Bäuerinnen an der spanischen Grenze zu tragen pflegen oder einfach in Flechten geordnet à la bergère oder à l'ingénue, doch stossen auch diese Moden auf vielseitige Abneigung. Ach, die Rückkehr zur Natur ist für sehr viele Damen ein grausamer Spott!

Um der neuen Mode zu huldigen, muss man vor allem genügend eigenes und schönes Haar besitzen, und nun zeigt es sich, dass für die meisten die Künste des Koiffeurs verhängnisvolle Folgen nach sich zogen. Das Brenneisen in seinen mannigfaltigen Formen, das Kräuseln, Wellenbrennen, Staffeln legen, — das viele falsche Haar, die Last und die ungesunde Wärme, die Locken und Pruffs, die schweren Diademe, die Blumen und die Perlen, das Pudern und die fettigen und ätzenden Parfüms haben die Haarwurzeln geschädigt und die Köpfe ihres lieblichsten, selbstgewachsenen Schmuckes beraubt.

Abscheulicher Jean Jaques! Er hat den Verräter gespielt — die Lawine ist im Rollen, die Sucht der jungen Frauen, mit einem Schlag alle Glorie der neuen Richtung an sich zu reissen, kann sich gar nicht genug tun. Nur sollte leider dem Spass keine lange Dauer beschieden sein. Die grosse Revolution bricht

wie eine Sturmflut über diese in lauter Gekose und eitlen Spielereien sich verzettelnde Gesellschaft herein. Die Köpfe fliegen herunter, Sanson, der Monsieur de Paris und seine Schaffothandlanger sind am Werk, ein wildes Entsetzen lähmt für einen Augenblick die Gemüter und das tolle Bakchanale der ewig wechselnden Mode scheint zur Ruhe verdammt zu sein. Doch der Schein trügt.

Während die Schreckenzeit im vollsten Gange ist, berät eine Kommission von Haarkünstlern über die Neuerungen, die man den Klientinnen am zweckmässigsten darbieten soll. Der Maler David gab dazu den Anstoss. Er hat der Fiktion, dass man durch Blut und Schrecken den Weg zu den reinen Sitten der römischen Republik zurückfinden würde, auf seinen Bildern Gestalt und Leben verliehen. Brutus und Portia, die Gracchen und Cornelia, römische Tracht und römische Namen sind an der Tagesordnung. Schnell, die Kostümbilder und die Figurinen her. Die antike Frisur beherrscht die Szene, die Bürgerinnen lustwandeln im Gehölz von Boulogne oder sie erscheinen auf der Galerie des Konvents frisiert à la Titus oder à la Sappho.



K. u. K. Hofphotograph Josef Kossak in Budapest.

Eine Magyarin aus Budapest, blauäugig und blondhaarig; 17 Jahre alt.

Der Monat Thermidor geht ins Land, der Staat steht vor dem Bankrott, rasch eine neue Mode für die Damen herbeigezaubert. La coiffure à la victime, — ein Einfall, der einen gewaltigen Erfolg erzielt. Man sieht die Merveilleusen mit entblösstem Nacken, das Hinterhaar ist entweder kurz abgeschnitten oder mit Hilfe eines gebogenen Kammes fest hinaufgesteckt. So schaut sie aus die letzte Toilette, die man für das Messer der Guillotine machen muss. Die Damen, die sich bewusst sind, dass ihnen ein schöner Hals und eine elegante Nackenbiegung zu eigen, machen alle die pikante Mode mit und die Incroyables erschöpfen sich darüber in Schmeichelreden. Die Frisur, die hoch auf dem Kopf zusammengenadelt ist, der schimmernd weisse Nacken wirken geradezu bezaubernd. Man denkt sich das blinkende Fallbeil dort dazwischen hineinsausend; diese Ideenverbindung er-

höht den Liebreiz der schönen Trägerin der originellen Frisur, und die Dame legt sich ausserdem noch eine hübsche, schmachtende tragische Miene zurecht, die eine Voltaireische Henriade wert ist und den Anbetern vollends den Kopf verdreht.

Aber dies alles genügt nicht. Bald erscheint, ähnlich wie im alten Rom der Kaiserzeit, die Perücke auf dem Plan. Und sofort bricht eine neue Raserei aus. Die Perücke hat die Frisur verdrängt. Marchand schreibt seine Encyclopédie perruquière. Es gibt in einem Nu Perücken à l'anglaise. Sie sind rot, wie die Töchter Albions, perruques à l'espagnole, sie ahmen die Frisur des Toreadors nach, der seine langen, gelockten Haare zusammenwindet und mit einem dünnen Netz aus Goldfäden bedeckt, damit sie ihm nicht um Stirn und Wangen flattern, wenn er in der Arena den wütenden Stier verfolgt; perruques à la turque — ein Turban, mit blauen Federn geschmückt, gehört natürlich dazu; perruques à filasse d'enfant — ein Kunstwerk aus lichtblondem, zarten Kinderhaar, — perruquesd'ange — eine Lockenperücke, die das seltene engelblond zeigt, einen fast unerschwinglich teueren Artikel. Jede neue Erfindung erregt in den Frauenherzen eine zitternde Begierde, sogar die blaue Perücke, la romaine, gewinnt für eine Woche den heissumstrittenen Preis der Originalität. Unerschöpflich erscheint die Phantasie der créateurs. Es gibt eine Dynastie der Perruquiers, sie hat sich zur Diktatur über die Frauenköpfe aufgeworfen. Ein Legros betitelt sich selber: Der Minister der Mode. Rey diktiert die Metamorphosen der Perücke, die, wie man behauptet, durch ihre Wichtigkeit für Handel und Industrie zu einem Staatsinteresse geworden ist. Wir lächeln heute darüber, wie wenn wir den Redeschwall eines chrowotischen Akademikers über die Bedeutung des erfundenen chrowotischen Staatsrechtes für das Wohl und Wehe Europas über uns ergehen lassen.



Photographische Kunstanstalt D. Stabala in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 18 Jahre alt.

Mit wachsender Unlust betrachtete die Männerwelt alle diese Tollheiten weiblicher Haartrachten. Zuerst war es nur ein schüchterner Einspruch im häuslichen Leben, den sie sich erlaubten und der selbstverständlich unbeachtet blieb.

Dann steigerte sich der allgemeine Unmut zum öffentlichen Hohn. Von der Szene hagelt es Spott und Satire gegen die Ungeheuerlichkeit, deren sich die Frauen schuldig machen, und das Publikum gröhlt darüber vor Vergnügen. Es regnet bissige Epigramme, das Volk ergreift Partei. Die Perücken, diese Reize, die auf dem Putztisch der Damen übernachten, dienen zur Zielscheibe der brutalen Ausgelassenheit des Pöbels. Alles erweist sich aber als vergeblich. Beim Einzug des siegreichen Generals Bonaparte trägt Josephine eine blonde Perücke, die mit grossen Diamanten und kleinen antiken Kameen geschmückt ist, obwohl die vielbeneidete Frau eigenes, wundervolles, schwarzes Haar besitzt, das Bonaparte vergöttert.



K. u. K. Hof- u. Kammerphotograph Charles Scolik in Wien

Mischlinge; Schwestern; Vater Italiener, Mutter Čechin.

Dieselben auf S. 16.

„Gebt ihn auf, den Kampf gegen das Ungetüm aus fremden Haaren!" schreibt ein Philosoph. „Die Mode ist allmächtig, so lang sie noch Dauer hat; glücklicherweise gleicht sie dem Gotte Saturn, sie frisst ihre eigenen Kinder wieder auf." Nicht zu lang währte es und die Perücke fiel in Ungnade und man überliess sie den Schauspielerinnen, die sie in ihrer Welt des holden Scheins niemals werden

entbehren können. Aber die psychologische Frage, die sie in Fluss gebracht, wurde durch ihr Verschwinden nicht gelöst. Wie war es nur möglich, dass sich eine geraume Zeit hindurch so viele schöne, vornehme und mit aller Sorgfalt erzogene Frauen dem Diktat einer grotesken Mode willig unterwarfen, dass sie im Getümmel der wilden Jagd um einen flüchtigen, rein äusserlichen Erfolg jedes Verständnis für wahrhafte Schönheit und echt weiblichen Reiz verlieren konnten? Unter diesen Frauen waren zweifellos manche, die Geist besassen und höher veranlagt waren als man für gewöhnlich annimmt. Es gebrach ihnen weder an der Grazie der Empfindung noch an dem Feingefühl des Weibes. Sie liebten und entzündeten Gegenliebe; die Chronik des Zeitalters berichtet von grossen, verzehrenden Leidenschaften und von hingebungvoller Liebe zwischen Mann und Weib.



Eine Vogtländerin.

Wie mancher von den Ehegatten oder Liebhabern mag das schimmernde, knisternde Haar seiner Angebeteten bewundert, ja verhimmelt haben, ohne es jedoch verhindern zu können, dass dieser kostbare Schatz unter der Perücke verschwand. Um dies Lieblingstück der damaligen Mode zu tragen, musste des eigenen Haares üppige Fülle der Schere zum Opfer fallen; das übrige zwang man in dichte, kleine Flechten, um daran die Perücke zu befestigen. Legros Erfindung der Perücke à ressorts mit ihren elastischen Federn verursuchte den Trägerinnen Kopfschmerz und Schwindel. Die Hitze der Säle empfanden sie unerträglich und so manche Ohnmacht auf Bällen und Assembleen war auf Rechnung der Perücke zu setzen. Sogar in der Heiratausstattung reicher Bräute durften die Perücken nicht fehlen. Ganz Paris sprach von dem Dutzend blonder Perücken des schönen Fräuleins Lepelletier Saint Fargeau; man bewunderte die dreissig Perücken von Mme. Tallien, die gleich grosse Anzahl des anmutigen Fräuleins L'ange, ebenso die der reizenden Mme. Raguet, unter denen sogar das galericon und die Saturnusperücke mit dem fahlblonden, hängenden Gelock vertreten war. Aber der Zauber, der von diesen Frauen ausging, war so allmächtig, dass der Einspruch

des Mannes vor einem koketten oder Liebesblick, vor einer zärtlichen Liebkosung verstummte.

Die Verliebtheit der Männer hielt mit der Torheit der Frauen Schritt und schliesslich blieb den umflatterten Modenärrinnen noch immer die Ausrede, dass sie um des löblichen Zieles willen, den Geliebten nur um so fester an sich zu ketten, um den Preis der Schönheit kämpfen müssten. Von aller Welt angegafft, umworben, alle Nebenbuhlerinnen an Schönheit und Reiz, an Pracht und Anmut der Erscheinung überstrahlend, Männern die Köpfe verrückend und die Weiber zur Verzweiflung treibend, von Erfolg zu Erfolg schreitend, um des einen, des Geliebten nur desto würdiger zu sein, in allem Taumel der Triumphe in Gedanken nur bei ihm, bei dem einzigen, der sie wahrhaft liebt, der ihr ewig teuer ist, — ein solches Sirenenlied, das die liebäugelnde, gefallsüchtige Schöne mit schmelzendem Liebeston in das Ohr des aufsässig gewordenen Liebhabers zu girren weiss, wird niemals seine Wirkung versagen. Und ausser der verliebten Schwachheit noch die Selbstgefälligkeit und Eitelkeit des Mannes, den der Weihrauch betäubt, den man seiner anmutigen Gefährtin streut. Solang als sie gegen ihn mit den Waffen der Weiblichkeit in den Kampf zieht, wird sie ihn stets besiegen und auf jede Art und Weise auch als unterliegende seine Herrin sein und bleiben:

Ein Tor ist immer willig,
Wenn eine Törin will . . .

Unter der Herrschaft von Blut und Marschallstäben, die der Staatengründer Bonaparte den sich verjüngenden Völkern Europas aufnötigte, war kein Raum mehr für eine Gynaikokratie aus dem Adel, wie sie das abströmende achtzehnte Jahrhundert erlebte. Unbeugsam war er in seinen Anschauungen und von engbrüstigen Begriffen; für ihn war das Weib nicht die ebenbürtige Genossin des Mannes und dessen gleichberechtigte Staatsbürgerin. Nomos pantōn basileus, die Mode herrscht über alles und Napoleon sagte, die Mode bin ich, die Mode mache ich. Wie so mancher Gewalthaber der alten Welt erblickte er im Weibe nur das durch ein Naturgesetz zur ewigen Unterordnung bestimmte Gefäss, die Spenderin von Liebesfreuden — die er genoss, wo immer er sie ohne Anstrengung fand — und die Form, deren man bedarf, um die Menschheit, die der Mann mit seinem Wesen darstellt, ständig zu erneuern. Ein Blick auf die Moden des ersten Kaiserreiches würde genügen, um die Absichten des Autokraten erkennen zu lassen, sowie sie auch mittelbar aus seinem Gesetzbuch hervorleuchtet. Verweht und zerstoben ist der Spuk der sinnlosen Übertreibungen, verschollen und verklungen sind die Ausgeburten einer überstürzten Phantasie hüttwaniger Perückenerzeuger. Die Frisuren sind vereinfacht, niedrig, fast ausschliesslich Nachbildungen von der Art griechischer und römischer Haartracht in ihrer besten und edelsten Form. Der Tituskopf, die Lockenfrisur, wie sie Kaiserin Poppäa in ihrer ersten Jugend getragen, das kunstreich in Flechten geschlagene Haar, nach dessen Anblick ein Horaz einst dürstete und die man jetzt, um der Gemahlin des Eroberers zu schmeicheln, Maria-Louisenflechten nennt, die sind Mode. Man gedenkt Horazens Worte an Hirpinus Quinctius:

Wer lockt uns Lyden her aus ferner Hütte?
Rasch, Knabe, geh, sie eil auf deine Bitte
Herbei mit liederreichem Elfenbein,
Spartanisch soll ihr Haar geflochten sein!

Und so bleibt es auch als das schnell erraffte Kaisertum dem Diktator wiederum entrissen wird und er, ein neuer gefesselter Prometheus auf dem einsamen Felseneiland von St. Helena verschmachtet. Die Restauration, die den wurmstichigen Thron der Bourbonen wieder aufrichtet, vermag es nicht, die Überlieferung der Grossmütter neu zu beleben. Das ernüchterte Volk lachte sie einfach würdelos aus. Der kurze Traum der hundert Tage rauscht ebenso machtlos vorüber und unter dem Bürgerkönig Louis Philipp setzt sich die erfindungarme bourgeoise Geschmacklosigkeit mit auf den Thron.



Eine deutsche Wienerin.

Wohl bringen die Italienfahrten der Maler die römische, hochgestellte Frisur oder die neapolitanischen Flechten mit dem hohen Kammschild in Mode, auch die spanischen Haartrachten erleben ihren Tag. Die Künstler und die Dichter phantasieren von den Reizen der Andalusierinnen und vom Zauber der Mantilla. Das zum erstenmal durch die Seereisenden aufkommende Weltbürgertum hält Umschau unter den Kulturvölkern der Erde und bringt die Frisur à la chinoise in Schwung, man erfreut sich an japanischen Frisuren; selbst die Königin Pomare und die jüngsthin eingetroffene Giraffe im jardin des plantes erscheinen als Taufpaten entsprechend stilisierter Frisuren und man staunt die Trägerinnen an oder verhöhnt sie, je nachdem es dem unberechenbaren Volke beliebt, das sich bei solchen Anlässen gern seiner Souveränität im wilden Sturmgebraus der Schreckenzeit erinnert.

Trotz alledem entsteht eine grosse Fuge; ganz Europa scheint ermattet; eine ins kleinliche verlaufende Ödigkeit bezeichnet das gesellschaftliche Dasein; üppig sprudelnde Lebensfreude will sich schier nirgends mehr in die Öffentlichkeit hervorwagen, man ist übersättigt von dem alten und doch heisshungrig auf das neue, das man erhofft, das endlich einmal kommen muss. Und siehe da, eines Tages erscheint es, über Nacht, auf den Flügeln eines Staatsstreiches, recht ver-

räterisch urplötzlich, noch ehe man es geahnt! Badinguet ist Kaiser geworden und Eugenie von Montijo, die schöne Spanierin, zieht im Triumphzug als Gattin des Imperators in die Tuilerien ein. Sie ist nicht kastilisches Vollblut, ihre Mutter war Marie Manuela Kirkpatrik, eine Irländerin, und dieser Mischung verdankt sie ihr rötliches Haupthaar, dessen gleissender Schimmer bei einem Fest im Elysée zuerst Napoleons Aufmerksamkeit erregte. Damals war er nur Präsident der Republik, doch auf alle Fälle für die Tochter des mässig begüterten spanischen Grafen eine wertvolle Eroberung.

Nimm dich in acht vor ihren schönen Haaren! sagt Mephisto zu Faust. Es ist die alte Tragikomödie des Haarfetischismus, die sich nach dem Volksglauben ebensogut auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, wie auf dem glänzendsten Ballfest im Elysée oder sonst in irgend einem Palast, oder in einer Burschenschenke in einem der westlichen Vororte von Wien oder in einer Hamburger Matrosenkneipe oder unter den edlen Chrowoten in Svrzi gaće abspielen kann. Das Halbblut, an dem die Grüne Insel ebensovielen Anteil als das von maurischen Rückerinnerungen umflossene Granada hat, hütet sich wohl, ihre kostbare Beute, die sich im goldgleissenden Netz ihrer wallenden Haupthaare verstrickt, wieder fahren zu lassen. Napoleon warb um ihre Gunst, er hoffte, sie zu erobern, um sich ihrer insgeheim als einer zärtlichen Wonnespenderin zu erfreuen. Aber die von Natur aus listig verschlagene, stolze Andalusierin hat ihm zu tief ins Innere geschaut und ihn durchschaut. Selbst als Kaiser sah er sich von ihr zurückgewiesen. ‚Der Weg zum Schlafzimmer der Gräfin von Montijo, Herzogin von Penaranda geht durch die Kirche!' so lautet ihre Antwort.



Museum für Völkerkunde in Leipzig.

Feuerländerin mit Halsbehang von bunten Steinchen und Perlen.

Lilith kannte ihre Macht! Als Kaiserin geniesst sie ihren Triumph in vollen, gierigen Zügen. Es wiederholt sich wieder einmal das Schauspiel, das Altengland zu Zeiten der jungfräulichen Königin Elisabeth dargeboten. Goldblondrot ist obenan, die seltene Farbe ist an der Haarbörse im Nu auf ihr fünffaches im Preise gestiegen und die Chemiker überbieten sich in Anstrengungen, dem eigenen dunklen Kopfhaar der Damen die heiss begehrte Nuance, die soeben einen Thron erobert hat, zu verleihen. Ein Shakespeare scheint seinerzeit von einem solchen starken Handel mit Menschenhaaren keine Ahnung gehabt zu haben, denn er lässt das Bedürfnis darnach auf eine eben nicht ausgiebige Weise decken:

Eh man der Toten goldne Locken raubte,
Des Grabes Eigentum, sie zu beleben
Zum zweitenmal auf einem zweiten Haupt,
Durch tote Schönheit andern Schmuck zu geben . . .

D'Argenson teilt in seinen Memoiren mit dürren Worten mit, dass die rote Haupthaarfarbe in Frankreich geradezu als entehrend gegolten; der Marschall von Richelieu berichtet zur Bekräftigung dieser Tatsache, dass sich der Dauphin, der nachmalige Vater Ludwig XVI. unablässig verspottet sehen musste, weil seine Gemahlin, eine sächsische Prinzessin, rothaarig war.

In Modesachen wiederholt sich alles hienieden und darin stehen die primitiven den Kulturvölkern gar nicht nach. Die Spanierin erfindet den Chignon, vermutlich in Nachahmung der Haartracht irgend einer Negerin an der Ostküste Afrikas und in Deutschland gerät der Ästhetiker V. Vischer über diese „Neuerung" in Harnisch. Indes vermag die hohe Dame nicht mehr als bloss die Mode zu poussieren und zu beleben, um sie aber zu einer die Geister verwirrenden und Wahnwitz erzeugenden Epidemie zu steigern, dazu gebricht es ihr an Stärke oder vielmehr an einer Schwäche der Persönlichkeit, es mangelt ihr die faszinierende, alles unterjochende Gewalt, die zur blinden Nachahmung zwingt. Es kommt noch hinzu, dass sich damals der sogenannte demokratische Gedanke zu regen begann, der gegen den Hof wirkt und die gute Gesellschaft ist nicht mehr auf den Hof und den Adel beschränkt. Das Volk ist entwöhnt, nur die Adeligen als irdische Götzen stumpfsinnig zu bewundern.



Museum für Volkerkunde in Leipzig.

Feuerländerin mit Halsbehang von bunten Steinchen und Perlen.

Die Frage des Frauenerwerbes tritt unabweisbar und Lösung heischend in den Vordergrund der gesellschaftlichen Entwicklung. Ganze Bataillone von Mädchen und jungen Frauen marschieren in die Ämter, an die Schalter, in die Kanzleien und in die Bureaux des Handels und der mächtig aufstrebenden technischen Industrie. Hübsche, zierlich frische Mädchenköpfe verdrängen die ungepflegten Brummköpfe der in den Ruhestand abgehenden Beamten. Auch als Beamtin bewahrt das Weib die ewige, in ihr seit Jahrtausenden vererbte, ihr tief im Blut und Gemüt ruhende grosse Präokkupation, unablässig nach demjenigen auszuschauen, der ihr durch Schicksalbeschluss bestimmt ist, um sie aus der ihr aufgedrungenen Dienstbarkeit zu erlösen und sie ihrer eigentlichen, mütterlichen Bestimmung zuzuführen. Und wenn er sich zeigt, der Mann, will sie ihm gefallen, will ihm begehrenswert als Weib, nicht als Geldverdienerin erscheinen und dazu braucht sie vor allem die niedliche Frisur, die ihr gut zu Gesicht steht.

In den grossen Modemagazinen der Hauptstädte robotet das Mädchen nicht minder. Hier dient sie als Nutz- und Ausschmückunggegenstand zu gleicher Zeit. Sie darf sich in ihrer äusseren Erscheinung nicht vernachlässigen. Einfach aber sauber, lautet die Losung. Die Frisur, das ist ihr kostbarster Luxus, durch den Haarputz erhebt sie sich zur Eleganz, die ihr als erreichbarstes Gut am meisten am Herzen liegt. Das grosse Heer der Verkäuferinnen, der Probiermamsellen, der

Modistinnen, alle die ungezählten Töchter des Mittelstandes, die sich erhalten und zum Haushalt der Eltern beisteuern müssen, die fremden Garben schneiden, weil man sie nach unserer auf dem Militarismus fussenden gesellschaftlichen Ordnung erbarmunglos bis auf die Knochen ausbeuten darf, wie oft besitzen diese enterbten des Glückes nur das einzige, das sich zu besitzen und zu pflegen der Mühe verlohnt, ein bisschen Jugendfrische auf den Wangen und ihr im Strahlenglanz heissblütiger Jugend erschimmerndes Haar!

Dieser Kult, den tausende weiblicher Wesen ihrem Haar widmen und weihen müssen, hat eine neue Abart von weiblichem Proletariat gezeitigt: das Friseurmädel, das gewöhnlich um ein fast unglaublich geringes Entgelt die „reichen Fräulein" nach Journalen und nach der neuesten Mode frisieren geht. Scharenweis flattern sie aus dem Kursus der Haarkünstlerakademie heraus, wo sie in aller Hast und unter tausend Entbehrungen die Anfanggründe der schwierigen Kunstfertigkeit erlernten, die sie unter zehntausend Erniedrigungen ausüben sollen. Und nun sieht man sie in den ersten Frühstunden durch die Strassen der Hauptstadt schlüpfen, eilig, atemlos, sie dürfen es nicht versäumen, denn sie erhalten ja für die Stunde bare zwanzig Kreuzer. Zumeist sind sie mager und trotz ihrer Jugend sehen sie erschöpft und übermüdet aus. Sie haben etwas heuschreckenartiges, ein ganz unverkennbares, eigenartiges Berufgesicht, wie z. B. die kleine auf S. 28. Wenn sie nicht gerade gejagt und abgehetzt sind, so laufen sie mit geschäftiger Müssigkeit in der Stadt herum und bleiben vor den Auslagen der Barbiere stehen, um mit Andacht und Aufmerksamkeit die neuesten Modefrisuren zu betrachten, die auf dem Kopf starr glotzender, um ihre Achse sich drehender Wachsbüsten ihre Reize entfalten. Dies ist ihre Hochschule, hier suchen sie die höheren Grade abzugucken. Und bei den grossen alljährlichen Turnieren der Haarkünstler geraten sie erst recht ausser Rand und Band. Sie sind Partei und Gefolgschaft. Irgend einer von den um den ersten Preis wetteifernden Haarkomponisten ist ihnen besonders ans Herz gewachsen. All ihr Interesse hängt daran, so bald als möglich zu erfahren, wie die Frisuren ausschauen, die nun die Kundinnen von ihnen begehren werden. Wie ein Summen und Rauschen geht es durch die Stadt; die illustrierten Tag- und Wochenblätter bringen eingehende Berichte mit Bildern über die preisgekrönten Haartrachten und nun kommt es darauf an, ob und welche bei den Modedamen den Erfolg haben werden.

Einem Liska in Wien, der übrigens sehr billig arbeitet, zahlt man zu acht bis zwölf Kronen, aber in London gibt es Matadore, belobte und hochmütige Künstler, die gar einen Sovereigne für eine einmalige Bemühung um das Haupthaar einer adelstolzen Lady begehren. In Paris schwankt der Preis von fünfundzwanzig bis hundert Francs und es kostet bei besonderen Gelegenheiten keine kleine Mühe, von einem dieser Akademiker zur Verschönerung überhaupt angenommen zu werden. An Ballabenden oder bei grossen Empfängen wird der Künstler von Modedamen fast belagert, die sich unsicher und nicht auf der Höhe der Situation fühlen würden, wäre ihre Frisur nicht von dem grossen Haardombaumeister gezeichnet und aufgebaut. Ach, und erst im Fasching, welches Herzklopfen verursacht da nicht die Sorge um die Frisur! Die historische Haartracht, die zum Kostüm passen muss, wird die ungeübte Hand sie richtig gestalten? Wird die Frisur dem Gesicht und der Erscheinung einen neuen, die Bewunderer überraschenden Reiz verleihen? Werden die Tänzer und Anbeter herbeiflattern, unwiderstehlich angezogen, gefesselt und in Bande geschlagen bis zum Schlager ‚Sprechen Sie mit Mama!' und einschliesslich bis zur Verlobung?

Vollends beim Theater! Welch für den fernstehenden unbegreiflich wichtiges Interesse ist dort nicht in die Finger des Haarkräuslers gegeben! In dieser Welt des anmutigen Scheines, die davon zehrt, dass sie die Illusion der Wirklichkeit erweckt, kann eine schlechtsitzende Frisur eine gute Rolle verderben. Hier muss der Koiffeur in der Tat ein Erfinder, ja selber ein Künstler sein, und ein lebhaftes Verständnis für seine Aufgabe aufweisen. Er braucht Schönheitgefühl und ein gutes Ausmass von Phantasie; er muss es verstehen, die Persönlichkeit, die er zu frisieren hat, in ihrer Eigenart zur grösstmöglichen Geltung zu bringen und dabei doch auch auf die Rolle Rücksicht zu nehmen, auf den Gang des Stückes, auf das Publikum, dessen Launen er ja kennt.



Altrömischer, klassischer Typus.

Eines der klassischsten Beispiele wie sehr, ja, wie fast unglaublich die Haartracht das Antlitz und die ganze Erscheinung zu verändern vermag, bot nach mehreren guten Berichten die grosse Tragödin Adelaide Ristori als Lady Macbeth. In ihrer ersten Szene, als sie den Brief Macbeths liest, trug sie die einfach gehaltene Frisur der vornehmen Schlossherrin, die sich in ihrem eigenen Heim befindet, einen Kopfputz, der ihre erhabene Schönheit voll hervorhob und dabei glaubhaft wie ihre Geberde und ihr Blick, den Stempel historischer Echtheit zeigte. Als Duncan zu Gast erscheint, trägt sie die stilisierte, reich geschmückte Haartracht der grossen Dame, die der Gemahlin des Würdeninhabers Macbeth gebührt; schon spürt sie die Königkrone auf dem Haupte, um deren Gewinnung sie das falsche, furchtbare Spiel anhebt.

Als beim Bankett die Grossen des Reiches erscheinen, um ihr zu huldigen,

funkelt die Krone auf ihren schimmernden Flechten und ein Teil des Haares fällt in schweren Locken herab. Ein Bild königlicher Majestät, so steht sie vor uns, sie scheint aus dem Rahmen eines alten Meisterwerkes, aus dem Saal und der Ahnenreihe eines altergrauen Königschlosses in das moderne Leben herabgestiegen zu sein. Und nun erst in der grausen Szene, da sie als Nachtwandlerin auftritt, als irrende Seele, der das begangene Verbrechen keine Ruhe lässt, die die im Herzen nagende Verzweiflung vom Lager aufgescheucht hat und ohne Rast und Ruh umhertreibt. Das lange, prachtvolle Haar des schönen Weibes fährt in wirren Strähnen gleich zuckenden Schlangen um die unglückselige; man sieht es ihnen an, dass sie fiebernd zugreifende Hände in der Not marternder Selbstqual herabgerissen, sie aus ihren Fesseln gelöst haben, um sie wütig zu zerwühlen und erbarmunglos daran zu zerren. Nicht minder fand Shakespeare, der König der Dichter, der teure Sohn des Ruhmes, wie ihn Milton nennt oder „ein Mensch ohne dichterische Begabung“, wie einer der ganz jungen in Wien und in seinem allermodernsten Buche behauptet, den wundervollsten Ausdruck für das gewaltige Spiel der Tragik, das sich durch das offene und gelöste Frauenhaar zu offenbaren vermag:



Photographie von Prof. Dr. Friedrich Starr in Chicago.

Eine Aztekenfrau: Cuauhtlantzinco, Pueblastaat.

König Philipp: Bindt diese Flechten auf! — O welche Liebe
Seh ich in ihres Haares schöner Fülle!
Wo nur etwa ein Silbertropfen fällt
Da hängen tausend freundschaftliche Fäden
Sich an den Tropfen in geselligem Gram,
Wie treue, unzertrennliche Gemüter,
Die fest im Missgeschick zusammenhalten.

Konstanze: Nach England, wenn ihr wollt!

König Philipp: Bindt euer Haar auf!
Konstanze: Das will ich ja; und warum will ichs tun?
Ich riss sie aus den Banden und rief laut:
‚O lösten diese Hände meinen Sohn,
Wie sie in Freiheit dieses Haar gesetzt!'
Doch nun beneid ich ihre Freiheit ihnen
Und will sie wieder in die Bande schlagen
Weil in Gefangenschaft mein armes Kind!

Ophelia hat in ihrem holden Liebeswahnsinn ebenfalls ihr blondergleissendes Haar aufgelöst, um es sonder Fesseln herabwogen zu lassen und es mit einem Kranz aus Wiesenblumen magdlich keusch auszuschmücken. Im deutschen Lustspiel ist es das heiligste Attribut des Backfischleins, dass es den mit lichtrosa oder kornblumenblauen Seidenband durchflochtenen Grenadierzopf im Nacken nachbaumeln lässt.



Photographie von Prof. Dr. Friedrich Starr in Chicago.

Eine Aztekin. Dieselbe auf S. 184.

Der Mädchenzopf! Es bedrückt den Ethnologen und neuen Frauenlob, dass er in seiner losen Darstellung etwas vom Frauenhaar nicht verschweigen kann, was gewissermassen eine wandelnde Schmach in der zur übelsten Fäulnis hinneigenden Überkultur moderner Grossstädte bildet. Gerade diese an die traute, taufrische Kinderzeit gemahnende Haartracht des halbreifen, mit dem Sündenfall unbekannten lieblichen Magedeins dient als Anlockung für gealterte, ausgeweppte Wüstlinge, die von einer bis an den Fetischismus gediehenen Vorliebe für dies im ersten Glanz der heranblühenden Jugend sich spiegelnde Kinderhaar beseelt, nein, ergriffen und besessen sind.

Wer hätte nicht schon solche ganz jugendliche Erscheinungen im Zwielicht, Eidechsen gleich durch die Strassen der Grossstadt gleiten und streichen ge-

sehen, mit flatternden, offenen Haaren oder mit auffällig geziertem Zopf? Dies ist der mit der Wirkung eines Zaubermittels auftretende Anreiz, eine magische Anziehung, die dem dafür veranlagten Fetischisten die Willenskraft lähmt, ihm das Bewusstsein seiner selber, ja, oft beinahe die Besinnung raubt. Vielleicht ist er ein Bankdirektor, oder ein in Amt und Würden ergrauter Präsident eines obersten Gerichthofes, ein feiner, ein geistreicher, für Kunst und Wissenschaft, für Kultur und Humanität schwärmender Kopf, ein Mann unerbittlich strenger Gerechtigkeit, aber die verhängnisvolle Begierde, dieses wie Seidenflaum weiche Haar zu berühren, seine erzitternden Hände in dieser kostbaren Flut zu begraben, es wonneatmend an seine Lippen zu drücken, treibt ihn auf den vom Gesetz verpönten Pfad. Er eilt der listig verwegenen Kleinen nach, er unterliegt der Verlockung, die er ohne den schlau ausgeworfenen Haarköder niemals aufgesucht hätte. Eine Miniaturausgabe der ironisch weisen Lehre Mephistos von der Lilith, die sich ewig erneut.

* * *

Eine begreiflich sehr wichtige Rolle spielt der mehr oder minder grosse Reichtum an Haaren, ihre Quantität und Qualität im beklagenswerten und schmachvollen Mädchenhandel, der international und in einem viel schwunghafteren Grade betrieben wird als es die Behörden auch nur ahnen oder, wenn sie es wissen, sich davon zu wissen machen. Für gewöhnlich schiebt man die Schuld und die Verantwortung auf unsere Überkultur, ohne zu bedenken, dass das Übel unausrottbar ist und vermutlich so verbleiben wird, wie es die soziologische Überlieferung seit uralter Zeit unwiderleglich dartut, so lange als man das Weib zur Lüge und Hilflosigkeit erzieht. Beruhte unsere gesellschaftliche Ordnung nicht auf dem kriegerischen Raubsystem der Urzeit, wonach der stärkere, schlauere, gewissenlosere zum Herrschen, der schwächere, ehrlichere und friedfertigere zum Dienen und Ausgebeutetwerden berufen ist und wäre nicht alle unsere Erziehung bloss auf den Kultus des Macht- und Geldbesitzes zugestutzt, gäbe es auch keinen verruchten Mädchenhandel. ‚Ja', so wenden gewisse Leute ein, ‚die Bordelle sind notwendig, um unsere Frauen, die ehrbaren und anständigen zu schützen!' — Schön, aber schämt ihr euch nicht, ihr Heuchler, eure Töchter an Männer auszuheiraten, die Kraft und Saft in verrufenen Häusern vergeudet haben? Schlimm schützt ihr eure Schützlinge! Freudenhäuser sind ebenso notwendig wie Grind und Krätze, nicht mehr und nicht weniger, und darum sollte man Mädchenhändler gleich wie Raubmörder unnachsichtig verfolgen und aufs unbarmherzigste bestrafen.

Eine stille Übereinkunft der verschiedensten gesellschaftlichen Faktoren, hauptsächlich der Hausmütter von beschränktem Spinnrockenverstande, geht dahin, über alle diese uns Männer aufs niederträchtigste entehrenden Vorgänge, die man als unabweislich, weil in unserer Natur angeblich gelegen hinstellt, der Öffentlichkeit gegenüber soviel als möglich tiefstes Schweigen zu bewahren. Aber wenn ab und zu ein Skandalprozess das kimerische Dunkel des Mädchenmarktes ein wenig lüftet, so gewinnt man einen Einblick in die unsauberen Machenschaften der Gilde westeuropäischer Sklavenhändler. Bei solchen Gelegenheiten erfuhr man, dass bei der Personbeschreibung der Mädchen als Objekte des Austausches oder des Handels jeweilig die Farbe, die Länge, die Beschaffenheit der Haare angegeben wird und dass schönes und langes Haar die Ware besonders marktfähig und wertvoll macht.

Ein vorzugweise viel begehrter Artikel im Oriente und in Südamerika sind vor allem galizische und russische Jüdinnen, Rheinländerinnen, dann Unga-

rinnen, siebenbürgische Sächsinnen und die Chrowotinnen, ebenso die Polinnen, Čechinnen und am meisten die Wienerinnen, die sich, wie bekannt, durchwegs eines kräftigen und prächtigen Haarwuchses erfreuen. Namentlich fällt dieser Vorzug für die ‚bessere Ware' ins Gewicht, die für jene Unzuchtanstalten bestimmt sind, in denen sich hirnrissige Advokätlein, Wucherersöhnchen, zugereiste Chrowoten, abgetakelte commis voyageurs aller Sorten und die gestrengen Sittenrichter, so da bei Tag hektisch, bei Nacht elektrisch, als ständige Gäste einfinden, um niedrigste Zerstreuung zu suchen und gemeinsten Sinnenrausch zu erwerben. Die rührigste Zutreiberin für solche Schandhäuser ist das Weib, das halbverblühte, verkrachte, verachtete, das sich für ihre eigene Nichtswürdigkeit womöglich an allen unverdorbenen, keuschen Menschenblüten rächen möchte. Unglaublich ist die Menge von Verkleidungen, unter welcher die Koberin, „die Botin" oder die „Liebeshebamme," wie die Inder sagen, die ihrer acht Kategorien aufstellen, ihre auserlesenen Opfer beschleicht. Sogar unter der Maske einer Frauenrechtlerin und als Redaktrice einer „vornehmen" Zeitung soll eine dies verbrecherische Handwerk betreiben! Aufs genaueste mit dem Geschmack und den Begierden ihrer Abnehmer und Besteller vertraut, sind 'solche Agentinnen und Agenten unausgesetzt auf Forschungreisen, um immer wieder neue Opfer für den Moloch des Lasters anzuködern. Die Behörden setzen Prämien auf die Tötung wilder, reissender Tiere aus, warum nicht auch auf die Unschädlichmachung der allergefährlichsten, des Kobers und der Koberin, durch deren unendliche Verruchtheit das köstlichste, womit uns ein gütiger Schöpfer beglückt, die Anmut des Frauenleibes zur unseligsten Mitgift fürs Leben ausschlägt?



Eine Magyarin aus Kronstadt.

* * *

Es gibt einen düsteren, traurigen Ort, allwo das Haar der Frauen, die man daselbst verpflegt, geschoren wird. Es ist das Zuchthaus, das in allen Kulturländern

den Brauch beobachtet, die Häftlinge von längeren Freiheitstrafen aus Reinlichkeitgründen scheren zu lassen. In den meisten Fällen ist die Massnahme eine überflüssige und grausame Verschärfung der Strafe und nichts anderes als ein Überlebsel mittelalterlichen gewohnheitrechtlichen Strafverfahrens, womit man den beklagenswerten Opfern eigener Torheit, Unvorsichtigkeit und unserer Rachegesetze allerempfindlichstes Herzeleid antut. Diebinnen, die sich aus Not oder schlechter Erziehung an fremdem Gut vergriffen, Brandlegerinnen, die aus Verzweiflung, weil sie aus dem Hafen des Lebensglückes nur Nieten gezogen, die Habe glücklich besitzender den Flammen preisgegeben, Missetäterinnen aus Ungeschicklichkeit oder von verhärtetem Gemüt und angeborener Tücke, die Verirrten und Verführten, die Entgleisten und Enterbten, wer zählt sie alle, ach, die gefallenen und fallenden Blätter und Blüten vom Baum unserer wackeligen Gesellschaft, — die gegen alle Härten und Verworfenheiten des Daseins minder empfindlich geworden und nun vollends unempfindlich gemacht werden! Die erbarmunglose Bestimmung der Gefängnisordnung beraubt sie auch noch ihres Haarschmuckes. Erst wenn ihr Haar zu Boden fällt unter den scharfen Schnitten rücksichtlos zufahrender Schere und sie sich mit stümperhaft kahlgeschorenem Schädel im trüben Spiegel der selten gewaschenen Fensterscheibe erschauen, wird ihnen die ganze Schwere ihres Strafausmasses klar. Sie halten sich für verstümmelt und vernichtet; jetzt erst empfinden sie sich als entehrte, als ausgestossene der Menschheit und es vergehen Wochen und Monate, ehe sie sich über dies eine Missgeschick und den gröblichen Schimpf äusserlich zu beruhigen vermögen.

Eine Frage Wo bleiben diese Haartrophäen unserer Rache? Bilden sie vielleicht einen Ersatz für ein kleines Trinkgeld zu Gunsten der Vollstrecker der haarfeindlichen Verordnung oder findet man sie eines Tages, nachdem sie gereinigt und verarbeitet worden, als Verschönerung- und Lockmittel auf dem Haupte von Modedamen, glücklicheren Mitschwestern jener bedauernswerten Geschöpfe? Vielleicht als ein Sportbandeau beim Lawn-Tennis oder im Ballsaal oder in den Theaterlogen? Wie sagt doch Hamlet:

Der grosse Cäsar tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.
O, dass die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!



IV.

Von der schönen Frauen Kopf und Stirne.

Nicht sei gerechter Stolz versagt
Dem Haupt, das wie die Palme ragt!
Israel von Nasdchara, An die Geliebte.

Dich hat der Herr gesandt zu irdischen Auen,
Mein blödes Auge lieblich zu gewöhnen,
Dereinst des Paradieses Glanz zu schauen.
Rückert, Ritornelle I, 12.

Was der Kopf ist, weiss wohl jedermann, sowie jedermann für sich zumeist von der Güte seines Kopfes überzeugt ist. Der Kopf mit dem Schnitt und Ausdruck des Angesichtes ist die Persönlichkeit, die Stirn dazu das Aushängeschild. Was uns der Kopf alles leistet sagt hübsch Montaigne in einer Aufzählung, die an musikalischem Werte einbüssen würde, sollte ich sie verdeutschen: De la teste, nous convions, renvoyons, advouons, desadvouons, desmentons, bienveignons, honnorons, venerons, desdaignons, demandons, esconduisons, esguayons, lamentons, caressons, tansons, soubmettons, bravons, enhortons, menaceons, asseurons, enquerons. Nicht unwitzig lokalisiert Saphir in den Nachtschatten alles, wodurch uns die Frauen gefährlich werden, auf deren Kopf: ‚Das Haupt ist die Zitadelle der weiblichen Festung; hier sind alle Angriff- und Verteidigungwaffen vereinigt; die Augen sind die Schiessscharten, der Mund die Zugbrücke und im Kopfe sitzt der Kommandant der Festung: der Verstand oder die Kaprize oder der Eigensinn oder der Trotz, wer eben das Kommando führt‘.

In gleichem und ähnlichem Sinne haben sich bereits unzählige Essayisten und Dichter ausgesprochen, ohne dass unsere Einsicht damit gewachsen wäre. Darum haben sich von den Zeiten Lavaters bis auf unsere Tage an die Gelehrten, die alles haarscharf mit Massen und Zahlen ergründen wollen, aufs Schädelmessen verlegt, um die Verschiedenheiten der Menschengruppen darnach festzustellen. Bei aller Hochachtung, die ich vor der gewaltigen Arbeit der Anthropologen hege und der Verehrung, die ich Forschern wie Virchow, Ranke und anderen zolle, fand ich als Folklorist, dass die „zutreffende Charakteristik“, die sie uns gaben, nicht in Einklang mit den Ergebnissen der Volksforschung zu bringen ist. Koliko glava, toliko kapa (soviele Köpfe, soviele [verschiedene] Mützen) sagt das serbische Sprichwort. Die Eigentümlichkeiten der Kopfbildungen, der angeborenen, d. h. ererbten, der künstlich erworbenen und der durch die geistige Entwicklung bedingten müsste man zunächst auseinanderzuhalten vermögen, um zu sicheren Schlüssen zu gelangen.

In allen Weltgegenden findet man die Gewohnheit, die Köpfe der kleinen Kinder durch Binden und Polster zusammenzupressen, um dem Schädel, so lange er noch bildsam ist, eine für schön geltende Form zu geben. Diese ideale Form des Schädels ist bei verschiedenen Völkern sehr verschieden. Die Serbin drückt

ihrem Kinde das Hinterhaupt platt und die Stirne hoch, damit es eine helle Stirn (vedro čelo) bekomme. Im Gebiete des Kolumbiaflusses wohnen plattköpfige Stämme, die ihre Stirn künstlich noch mehr platt drücken, so dass ihr Gesicht die Form einer mit dem breiten Ende nach oben gerichteten Birne erhält, während benachbarte Stämme den oberen Teil des Schädels so zusammenpressen, dass das Gesicht die Form einer mit dem schmalen Ende nach oben gerichteten Birne annimmt. Hippokrates erwähnt die künstlich geformten Schädel der „Langköpfe“ in der Gegend des schwarzen Meeres. Der echte türkische Schädel besitzt die breite tatarische Form, während die Völker Griechenlands und Kleinasiens ovale Schädel aufweisen. Hieraus erklärt es sich, sagt E. B. Tylor, der auch den Vordersatz für richtig hält, weshalb es in Konstantinopel Mode wurde, den Schädeln der Kinder eine runde Form zu geben, damit sie mit dem breiten Schädel der erobernden Rasse aufwachsen. Eine Wiener Hebamme, die fast zwei Jahrzehnte lang in Stambol ihren Beruf ausübte und nur einer Erkrankung halber nach Wien zurückkehrte, meinte, der Brauch möge einmal bestanden haben, sie selber hätte keinen einzigen solchen Fall selber miterlebt. Nach Angabe französischer Ärzte, auf die sich Tylor beruft, soll es in der Normandie bei den Ammen Brauch sein, den Köpfen der Kinder durch Binden und eine enge Kappe eine zuckerhutförmige Gestalt zu geben, während man in der Bretagne die Herstellung einer runden Form vorzieht.



Eine Vogtländerin.

Wir wenden unser Augenmerk nur dem mit Weichteilen bekleideten, in voller Jugendfrische prangenden Kopf zu, dessen Schönheit uns fesselt. Sinnfälliger und anziehender für die Betrachtung als der Typus des fleischlosen Schädels ist der klarer ausgeprägte Kopf, der dem Menschengesichterbeobachter immer eine Geschichte, mitunter einen ganzen Band von Geschichten jeder Art auf einen Blick erraten lässt. Hier setzt die Typenforschung ein, eine vielverlachte und vielverhöhnte junge Disziplin, weil einem das Verlachen und Verhöhnen den Anschein geistiger Überlegenheit verleiht, während das Nachdenken und Prüfen Anstrengung kostet und den Eindruck erweckt, als ob man mit seiner Bildung noch immer nicht fertig sei.

Die Typenforschung muss bei den Frauen anheben, wie dies Bälz und Stratz des öfteren und immer mit gutem Grund betonen; denn im Frauenantlitz spiegelt sich gewöhnlich die Gesichtbildung der Gruppe am schönsten und zuverlässigsten aus.

Die Aufgabe mag so manchem als gar nicht lösbar erscheinen, doch wenn es uns gelingt, uns über die wissenschaftlichen Methoden zu einigen, muss unsere Beobachtung und unser männliche Fleiss alle Schwierigkeiten besiegen. Vorahnend die Wahrheit sagt bereits De la Bruyère: L'agrément est arbitraire: la beauté est quelque chose de plus réel et de plus indépendant du goût et de l'opinion. Das gegenständliche der Schönheit darf man nicht in Zweifel ziehen; denn das ist die unantastbare Voraussetzung der Schönheitforschung und an Lust dazu kann es unmöglich fehlen, denn wie De la Bruyère ein andermal wieder treffend bemerkt: Un beau visage est le plus beau de tous les spectacles; et l'harmonie la plus douce, est le son de la voix de celle que l'on aime.



Eine Wienerin slovakischer Abstammung.

Die äussere Schönheit des Kopfes bedingt viel weniger ein ideal schönes Schädelgerüst als die Weichteile. Ranke fand bei seinen statistischen Aufnahmen der Schädelbildung der mitteldeutschen Bevölkerung am männlichen wie weiblichen Schädel häufig gewisse auffällige und störende Abweichungen von der idealen Schönheit der knöchernen Gesichtform und doch gibt es, wie er sagt, kaum einen Stamm in Deutschland, der im Leben freundlichere und schönere Gesichtformen darbietet.

Die Unterschiede in der Gesichtform zwischen Mann und Weib bedingt Grösse und Gestalt des Schädels. Nach der fast übereinstimmenden Meldung der meisten modernen Ahasvere, die ihre Reisebeschreibungen aus eigener Anschauung und noch mehr aus Abschreibungen zusammenschweissen, vermöge man unter tiefstehenden Völkern — nach ihren unerschütterlichen Tabellen zählen auch Chinesen, Japaner und Tibeter dazu — die Männchen von den Weibchen gewöhnlich nicht zu unterscheiden, ausser sie legten ihre Kleidung ab. Es ist gewiss, dass überall auf der Welt Frauen mit männlichem Gesichtausdruck und männlich erscheinendem Kopf vorkommen, zumal, wenn die Frauen unter der Last der Jahre und Sorgen vor der

Zeit gealtert sind, im übrigen jedoch ist für den Beobachter der Unterschied bei allen Menschengruppen leicht auf den ersten Blick klar; denn der weibliche Schädel ist im allgemeinen kleiner und in allen Verhältnissen, namentlich auch in bezug auf die Ansatzstellen der Muskeln zarter, dem kindlichen ähnlicher als der männliche. Das spricht sich auch in einem Überwiegen des Schädeldaches über die Schädelbasis, sowie im Stehenbleiben der Stirn- und Scheitelbeinhöcker aus. Nach Welcker ist der weibliche deutsche Schädel häufig schmäler, flacher und niedriger als der männliche. A. Ecker hat einen ganz besonderen Geschlechtcharakter der weiblichen Schädelbildung in dem eigentümlichen, öfters fast rechtwinkligen Ansetzen des Scheitels an die Stirn aufgefunden, Virchow die grössere Neigung zur alveolaren Schiefzähnigkeit. Nach Rankes Beobachtungen ist die weibliche Nase schmäler und bei den lebenden häufiger gerade, der Abstand der Augenhöhlen im Verhältnis zur Gesichtbreite beträchtlicher. Die Augenhöhlen sind im ganzen kleiner, aber mehr gerundet, ihr äusserer Winkel senkt sich weniger als bei Männern. Der weibliche Unterkiefer hat weniger senkrecht ansteigende Äste.



Eine deutsche Wienerin.

* * *

Heyck, ein ausgezeichneter Kenner der Malkunstgeschichte und ein gediegener Ästhetiker stellt die Behauptung auf: ‚Die Krone der Schöpfung ist nun einmal der Mann'. Die Krone der Schöpfung! Das ist einer jener unglückseligen Ausrufe, die wir gleichwie eine Erbsünde der Ästhetik aus der mittelalterlichen, kirchlichen Literatur übernommen haben und die mit dogmatischer Kraft jede weitere Denktätigkeit unterbinden. Während die biblische Legende von der Entstehung Evas aus Adams Rippe den Evastöchtern ein mehr gibt, stellte sich das Mittelalter den Mann trotzdem als das vollendetere Geschöpf vor, das Weib aber, das dem kindlichen Organismus näher ist, als eine sogenannte Hemmungbildung. Meister Eckhart im XIV. Jahrhundert bemerkt: ‚Wan dâ diu nâtûre wirt gewendet oder gehindert daz si niht volle maht hât in ir wercke, dâ wirt ein frouwe'. Ethnologen sind Naturforscher, keine Dogmatiker und darum wollen wir ein für allemal das

leibliche Schönheitverhältnis zwischen Mann und Weib klarer zu beleuchten versuchen.

Wie begründet Heyck seine Auffassung? „Dem Manne gab die Natur vielseitigere Aufgaben und vielseitigeres Können, sie bildete nach diesen auch seine Züge, seinen Körper. Selbständiger ist die Proportion seiner Glieder zum Rumpfe und alle Teile sind ästhetisch aus sich selber, aus ihrer Tätigkeit begründet, haben je ihre Schönheit für sich. Daher auch fester, einem feinen Stabilitätgefühl nach sicherer steht der Mann auf seinen Füssen und in dem Rechteckumriss seiner Figur, verglichen mit der, wenn man es ganz krass bezeichnen will, schlanken Kreiselerscheinung der Frau. Ihm gab die Natur im ganzen und im einzelnen mehr ‚Form' (im Sinne des Künstlers), indem sie die Muskeln deutlicher an die Oberfläche legte und bei jeder Bewegung mit dem Spiel dieser Muskeln die Oberfläche durchflutet. Sie unterwarf zwar auch die äussere Erscheinung des Mannes der Unerbittlichkeit des sichtlichen Alterns, aber sie rückte ihm den augenfälligen Beginn davon, immer im allgemeinen gesprochen, weiter hinaus. Sie gibt in vielen, ja den meisten Fällen dem Kopfe, der Erscheinung des Mannes von mittleren Jahren und denen des Greises wiederum neue Qualitäten, die für das künstlerische oder an Kunst gebildete Auge bemerkenswert sind. Bei der Frau setzt sie nur allzuoft die Summe der Reize auf eine Karte, auf eng umschriebene Dauer, fügt nur in der Minderzahl der Fälle den weiblichen Zügen bei Steigerung der Lebensjahre noch neue Werte hinzu. Wenn aber



Schwedischer Frauentypus.

solches geschieht, so sind es die Wirkungen seelischer und geistiger Kultur. Die gleiche Aufgabe verrichtet letztere zwar auch beim Manne, aber sie läuft doch nicht so ausschliesslich, wie beim Weibe, in dieser Fähigkeit der Natur den Rang ab. Wie viele Köpfe alter Männer von sehr einfachen Geistesrichtungen sind nicht bloss für den Künstler, sondern allgemeinhin ‚famos' oder ‚schön' lediglich durch natürliche Einflüsse der Lebensweise . . . Bei alledem ist das freundliche Gesicht eines schönen und guten Weibes wie ein Stück Himmelglanz, und das Kunstwerk, das die Natur in ihrer Gesamterscheinung geschaffen hat, kann so vollendet und edel sein, dass von dessen Bewunderung alles irdische abfällt."

Als Ethnolog kann ich nur den Schlusssatz als gültig anerkennen, die Richtigkeit der vorangehenden Ausführung im einzelnen aber nicht. Die Auseinandersetzung beruht auf einer missbräuchlichen und unwissenschaftlichen Anwendung der notbehelflichen Ausdrücke Natur, Kultur, Form nach dem alltäglichen, höchst vieldeutigen und darum nichtssagenden Sinne dieser Schlagwörter. Vor allem haben wir die eine Tatsache vor Augen, dass über Frauenschönheit seit jeher unendlich viel gesprochen und auch geschrieben wird, dagegen über Männerschönheit im Verhältnis dazu verschwindend wenig. Es ist also die Frauenschönheit die auffälligere und menschengefälligere Erscheinung, die nämlich immer am meisten die Blicke sowohl der Männer als der Weiber auf sich zog. Gerade die anmutige, weichverlaufende Rundung des weiblichen Leibes, unter deren Fettpolsterung die Muskelbewegung kaum sichtbar wird, übt den allergrössten Reiz auf den Mann aus. Das schwebende, schwankende und tänzelnde in Gang und Haltung, die „Kreiselbewegung", wie sie Heyck zutreffend nennt, zieht uns unwiderstehlich an. Bettine, das liebliche Wunder Goethes, das erleben wir tausendfältig:

Wie von der köstlichen Hand geschnitzt, das liebe Figürchen,
  Weich und ohne Gebein, wie die Molluska nur schwimmt!
Alles ist Glied und alles Gelenk und alles gefällig,
  Alles nach Maassen gebaut, alles nach Willkür bewegt.
Menschen hab ich gekannt und Tiere, so Vögel als Fische,
  Manches besondre Gewürm, Wunder der grossen Natur,
Und doch staun ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
  Die du alles zugleich bist und ein Engel dazu!

Wie kämen wir Männer, die wir keinerlei Paraphilie huldigen, über diese Goethesche Empfindung hinaus? Der Mann, der dem Manne leiblich gefällt, ist nur der in blühender Jugend prangende Ephebe, dessen Gestalt- und Leibformen sich so sehr der einer Jungfrau annähern und dabei ist in der Beurteilung der Leibschönheit anzusetzen; denn die Unterschiede zwischen Mann und Weib verwischen sich hier oder sind an der Grenzscheide des Wohlgefallens. Die Behauptung aber, dass nur der alternde Mann neue Reize ansetzt, die Frau jedoch nicht, hält vollends keiner Beweisführung Stich.

Das die Oberflächen „durchflutende Spiel der Muskeln" mag man bei ringenden Athleten bewundern, aber schön ist es nicht, wenn wir uns an die Vorbilder altgriechischer Bildhauerkunst halten und die Griechen wussten doch was schön ist. Richtig betont darum auch Langer, der grosse Anatom, dem wir uns hier anschliessen, dass jene antiken Bildwerke, die wegen der Plastik ungeteilten Beifall finden, gerade die ruhig gehaltenen sind, jene, deren ganzer Muskelmecha-

nismus versteckt ist, wo die Unebenheiten der Oberfläche nur angedeutet, kaum einen Schatten werfen, leichter zu tasten als zu sehen sind und sich alle Übergänge in sanften Wellen vollziehen. Was an Bildwerken mit Muskelerhabenheiten ungeteilte und gerechtfertigte Bewunderung erregt, das ist die „Bewegung“, und diese liegt viel mehr in der Gliederung als in der Muskulatur.

Die dünne Fettschicht, die den noch mageren Muskel bekleidet und die Oberfläche glättet und das feine der haarlosen Oberhaut mit dem frischen Inkarnate verleiht dem halbwüchsigen Knaben jenen Anschein von Grazie und Weichheit, die an weibliche Formen um so mehr erinnert, als das typische des Geschlechtcharakters



Auckländerinnen beim Austausch des Nasengrusses.

noch nicht vortritt. Die Gestalt gibt sich da immer noch als ein drittes Geschlecht, weder Mann noch Weib, wie dies der römische Dichter Decimus Magnus Ausonius im IV. Jahrhundert in einem Zweizeiler anmutig ausdrückt:

Dum dubitat natura marem faceretne puellam
Factus est, o pulcher, pene puella puer.

Und das sind die Formen des sogenannten Apollino, aber auch die des Ganymedes und Bathyllus, der beiden Vorbilder jener mehr zweideutigen als hypothetischen Gestaltungen, die Martial so treffend definiert:

Masculus intravit fontes, emergit utrumque,
Pars una est patris, cetera matris habet,

Männlich stieg in den Quell er und tauchte empor als ein Zwitter,
Von dem Erzeuger ein Teil, doch von der Mutter der Rest.

Auf kunstvolle Weise illustriert der „Hermaphrodit“ von Florenz diese Zeilen. Erst mit dem Eintritt der Geschlechtreife, „wann der Leib die Liebesfreuden vorausahnt“, wie der Dichter sagt, löst sich der Knabe vollends vom weiblichen Typus los. Es ist die Zeit, wo die Fugen der Knochengelenkenden verstreichen und sich der Leib bis zum vollen Ausmass seiner Höhe streckt, wo sich die Brust über dem eingezogenen Unterleibe wölbt, der Rücken breiter wird und mit den Schultern allmählich die Hüften überholt.



Eine Čechin aus Prag.

In den mannbaren Jahren tritt der Mensch vollends aus der typischen Allgemeinheit heraus, er gewinnt Eigenart in Formen und Wesen, gewinnt eine Individualität. Wenn man bedenkt, bemerkt Langer, dass das Weib schon von der Zeit seiner Pubertät angefangen intensiver als der Mann in das Geschlechtleben einbezogen ist, daher seine Tätigkeit nicht derart der Aussenwelt zuwenden kann, wie der Mann, so lässt sich behaupten, dass sich das weibliche Geschlecht nicht in so mannigfacher Weise wie das männliche zu individualisieren vermag.

Aus diesem Grunde erklärt sich auch, dass sich alle Merkmale, wodurch sich das Weib vom Manne unterscheidet, nur auf die Geschlechtsphäre beziehen, so sehr, dass, wenn man von den spezifischesten Kennzeichen der Weiblichkeit absieht, bloss wenige das Weib aus der generellen Übereinstimmung hervorholende Merkmale verbleiben. Und die Gesamtheit dieser Merkmale lässt sich unschwer auf den knabenhaften Habitus zurückführen und zwar ganz im Einklang mit den generellen Entwicklungvorgängen, indem das Weib viel früher als der Mann seine vollständige Ausbildung erreicht. Damit stimmt die in der Regel kleinere Gestalt, das Übermass des Rumpfes im Gegensatz zur Kürze in den Verhältnissen des Höhenmasses der unteren Gliedmassen, die feinere Anlage des Gerippes und der Muskulatur, ebenso auch das feine der Haut — alles andere in der Ausgestaltung des weiblichen Leibes liegt nur im Fette, ohne dieses ist das weibliche Wesen ein Knabe mit etwas breiteren Hüften.

Damit will Langer keineswegs über die Eigentümlichkeit oder gar Schön-

heit eines jugendlichen weiblichen Leibes absprechend urteilen, räumt vielmehr ausdrücklich noch ein, dass der Mann bei Beurteilung weiblicher Formen nicht ganz unbefangen sei, nicht einmal das Weib dem Weibe gegenüber.

Langer hat sich die Behauptung, die Ausgestaltung des weiblichen Leibes läge nur im Fette und ohne dieses sei das weibliche Wesen ein Knabe mit etwas breiteren Hüften, nicht gut überlegt oder seine Ansicht nur am Seziertische gewonnen; denn wer häufig und viele reifende Jünglinge und Mädchen hüllenlos genauer betrachtet hat, kann seine verschwommene Unterscheidung nicht hinnehmen. Beim Mädchen tritt die Geschlechtreife ganz anders hervor als beim Jüngling. Das Becken beginnt sich zu weiten, die Hüften treten mehr nach aussen, die Oberschenkel erhalten eine schiefere Stellung, wie sie so manche jugendliche Gestalt in diesem Buche zeigt. Mit den Beinen ändert sich, worauf Dr. Arnold Brass, der erste, aufmerksam macht, auch die Stellung der Armknochen zueinander. Bei einer Drehung der Handfläche nach aussen treten diese Verhältnisse, der Knick des Unterarmes gegen den Oberarm, deutlich zu Tage.



Eine Wienerin, slovakischer Abstammung.

Treffend kennzeichnet den weiblichen Formtypus schon eine Stelle im Physiognomikon, einem Aristoteles zugeschriebenen Werke: „Jedes weibliche hat in jeder Gattung einen kleineren Kopf als das Männchen und einen schmäleren Vorderkopf und einen dünneren Hals, auch eine schwächere Brust und schmächtigere Rippen; die Lenden aber und Schenkel mit mehr Fleisch umhüllt als die der Männchen; die Knie sind einwärts gebogen, die Beine schlank, die Füsse zierlicher, der ganze Bau des Leibes mehr schön als kräftig, weniger muskulös und geschmeidiger, mit weicherem Fleische begabt“.

Die Vorzüge und Reize der weiblichen Bildung hat die antike Kunst in ihren Aphroditengestalten verkörpert, allerdings nicht ganz ohne Änderungen in Verhältnissen und Ausdruck und nicht ohne alle Abstraktion von der Wirklichkeit, wie Langer und viele andere vor ihm nachweisen. Die medicäische und noch so

manche andere Aphrodite erinnern nicht mehr an die Zartheit der ersten Blüte, es sind schon erschlossene Blumen und trotz der Entäusserung mancher sonst an die Realität erinnernden Merkmale Hetären. Im Gegensatze dazu kennzeichnet sich in der milesischen Aphrodite die züchtige Mutter mit den bereits üppigeren, wenn auch noch nicht quellenden Formen der zweiten Blüte. Wer aber diese zweite Blüte in ihrer vollen Entfaltung kennen lernen will, der wende sich den Rubensischen Gestaltungen zu. Da fehlt freilich auch schon nicht mehr viel zur Dekadenze. Denn bald stellt sich auch schon die erste Runzel ein, „auf welche sich schon die Würde des Alters senkt, die aber doch", wie Philostratos meint, „einen Rest des Jugendreizes birgt". So gebe es in der Tat auch da eine Poesie des Verfalls, „lediglich durch natürliche Einflüsse der Lebensweise", um uns der Heyckischen Wendung zu bedienen.

Wie schaut es nun mit den neuen Qualitäten des Mannes aus, die „für das künstlerische oder an Kunst gebildete Auge bemerkenswert sind"?

Den Mann ereilt meist schon in den vierziger Jahren das Geschick leiblicher Verfettung und wenn nicht mehr, doch ein gewisses Embonpoint, und wenn die nicht, dann Abmagerung.

Was die Jahre nach und nach gegeben, nehmen sie nach und nach wieder. Die fünfziger Jahre bringen dem Manne die Runzel und das Grau der Haare, gewiss auch, wenn nicht schon früher den Haarschwund mit der Glatze. Und noch ein Jahrzehnt darüber hinaus, so trifft schon die mahnende Rede an Falstaff: „Habt ihr nicht ein feuchtes Auge, eine trockene Hand, eine gelbe Wange, einen weissen Bart, ein abnehmendes Bein, einen zunehmenden Bauch? Ist nicht eure Stimme schwach, euer Atem kurz, euer Knie doppelt, euer Witz einfach und alles um und an euch vom Alter verderbt? Und doch wollt ihr euch noch jung nennen?"

Langer tröstet uns recht schwach mit dem Hinweis, dass alles ein Ende haben muss — der Wiener Volksmund sagt dafür: nichts dauert ewig, jeder Mensch wird einmal schäbig — und auf die Langlebigkeit so mancher Menschen, unter denen leider sein Forschername nicht zählt. Freundlicher richtet uns Rückert in der Weisheit der Brahmanen auf:

Die Locken, die du jung dir von der Stirn musst streichen,
Im Alter siehest du von selbst zurück sie weichen.
Der Sitz des Denkens dort, verhangen sonst vom Schleier,
Die Stirne zeiget nun sich offener und freier,
Der Wald gelichtet, der die Aussicht einst verschattet:
Das Alter nimmt dir nichts, was es dir nicht erstattet.

* * *

Graf Baldassare Castiglione aus Mantua, Gesandter bei Karl V. zu Madrid, sagt in seinem Handbuch für Hofleute (Libro del Cortigiano) ganz im Sinne eines modernen Frauenschätzers: die Frau soll von den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und Literatur sowie der Kunst, falls sie diese nicht selber ausübt, soviel Kenntnis besitzen, um selbständig und treffend darüber urteilen zu können — unsere schnellfertig kritisierende Gegenwart macht sich gewöhnlich gar nicht klar, wieviel dazu gehört, selbständig und treffend zu urteilen und überhaupt zu einem Urteil berechtigt zu sein. Tutte le cose che possono intendere gli uomini, le medesime possono intendere ancor le donne: wohin der Intellekt und die Fähig-

keiten der Männer dringen, eben dafür reichen auch die der Frauen aus. Das ist das höchst bemerkenswerte Ergebnis, wozu diesen bedeutenden und über alle Redensarten erhabenen Mann, wie ihn Heyck rühmt, sein intimer geistiger Verkehr mit der Frauenwelt der Hochrenaissance gelangen lässt. Auch halte man die Frau nicht im geringsten für weniger vollkommen als den Mann wegen seiner körperlichen Überlegenheit, denn die wäre ein argomento di pochissima perfezione.



Mann und Frau, auf Samoa. Die Frau mit einem Busenschützer und Armschmuck.

Merkwürdig daran ist eigentlich nur, dass Castiglione zu seinem Urteil unter den vornehmsten, weil überaus günstig gestellten Frauen der Herrscherhöfe gelangte, die man gemeiniglich unter die *„Drohnen der Gesellschaft“ einzureihen pflegt* als fruges consumere natae. Wer sich als Volksforscher unter den Völkern umtut, erfährt bald, wenn er es nicht schon aus der riesigen Folkloreliteratur gelernt hat, dass die Frau in allem und jedem dem Manne ebenbürtig ist und dass sogar ihre körperliche Arbeit, zumal in den unteren Schichten der des körperlich im Durchschnitt kräftigeren Mannes die Wage hält. Das Bisschen Literatur, Wissenschaft und Kunst, womit der Mann in der Regel flunkert, um der Frau in die Augen zu stechen, können unmöglich einen Ausschlag geben, ob der Mann dem Weibe geistig überlegen ist. Man bedenke nur die ständig wiederkehrende Verlegenheit der Verwaltung der Nobelstiftung, die an fünf der bedeutendsten Männer der Gegenwart Preise verteilen soll! Mit dem Wissen und Können des Mannes, wenn die Frau daran unbeteiligt, ist es nicht weit her. Was der Mann, kann auch die Frau, wenn man sie zur Arbeit erzieht und zulässt. Ihre Schönheit und Anmut,

ihre Schwäche und Langsamkeit bilden kein bleibendes Hindernis für den Fortschritt in der Entwicklung.

Es gibt übrigens keine ungerechtere Forderung als die, dass die Frau in jeder Beziehung dem Manne gleichviel leisten soll. Nach meinem Dafürhalten lässt die Tüchtigkeit des Mannes auf allen Gebieten noch ungemein viel zu wünschen übrig und ich denke, dass wir Männer noch auf unabsehbare Zeiten hinaus übergenug an uns selber zu modeln haben und gut tun, die Frauen nicht zu quälen. Mir aus dem Herzen heraus spricht Ch. Castellani die goldenen Worte:

„Die Frauen aller Rassen bedürfen gleich den Blumen der Pflege und Sorgfalt der Kultur; sie sind nicht für rauhe Arbeit geschaffen. In ihrem ganzen Körperbau weit zarter als der Mann, scheinen sie von der Natur für eine weniger harte Aufgabe bestimmt zu sein. Übrigens haben sie ja auch genug Schmerzen und Unbequemlichkeiten durch ihre Mutterschaft auszustehen, als dass man kaum noch anstrengende Arbeit von ihnen verlangen möchte. Unglücklicherweise betrachten die Wilden diese Schwäche häufig als Unvollkommenheit und missbrauchen ihre Frauen gern zu Sklavendiensten.“



Eine Auckländerin, 17 Jahre alt.

Das richtige traf, wie immer, auch in dieser Frage unser Grillparzer:

Das edle Weib ist halb ein Mann, ja ganz;
Erst ihre Fehler machen sie zu Weibern.

(Die Jüdin von Toledo. III.)

Die durch die Erfahrung gewonnenen Kunst- und Künstlermasse bilden die Basis für die Ergründung, Entstehung und Entwicklung der wissenschaftlichen Proportion des menschlichen Leibes.

Geyer stellt auf Grund seiner vierzigjährigen Erfahrung die Behauptung auf: „Jeder normal geborene Mensch hat bei gleichmässigem, unangekränkeltem Wachstum die Fähigkeit, das Anrecht und von Natur aus die Pflicht, 16 mal so gross zu werden, als sein Kopf bei seiner Geburt hoch ist. Erreicht er dieses Mass nicht, so muss er als unvollkommen ausgewachsen angesehen werden“. Dem gewöhnlichen Beschauer nützt diese Lehre nicht im geringsten, weil der Eindruck, den er von der Schönheit eines Kopfes und einer Gestalt empfängt, von allen schulmässigen Messungen gänzlich unabhängig ist. Er hat aber eine andere an-

nehmbare Einteilung, indem er den Kopf für sich besonders und die übrigen Körperteile wieder zusammen als einen anderen Teil, den Leib, für die Proportion ins Auge fasst und anmerkt, dass eine 17 bis 18 Jahre alte Jungfrau $7^3/_4$ und die erwachsene Frau 8 Kopflängen hat. Der Kopf ist das beste Vergleichungmass für die anderen Glieder und galt dafür seit jeher bei allen Völkern der Erde.

Als ehrlicher Künstler und Forscher spricht Geyer gelassen eine Wahrheit aus, die mit unserer ästhetischen Betrachtungweise nahe übereinstimmt: „Ich weiss aus der Erfahrung, dass die ganze schöne Wissenschaft der Proportion schon beim Studienkopf in die Wicken geht, sobald sich das Modell nicht in gleicher Höhe mit dem Nachbildenden befindet. Der Studierende oder Schüler steht oft Verschiebungen oder Verkürzungen gegenüber, durch die er leicht geneigt ist, die gesamte Proportionlehre über den Haufen zu werfen und im Visieren und im Augenmass Zuflucht zu suchen. Die geometrischen Masse der Vorder- und Seitenansicht scheinen ihm unanwendbar. Ebenso und noch schlimmer ergeht es ihm in den Dreiviertelansichten, namentlich wenn sie mit irgend welcher Neigung des Kopfes verbunden sind . . . Reiche künstlerische Begabung, durch lange Übung erzieltes Augenmass waren bisher die einzigen Helfer in der Not."



Auckländerin, Matrone.

Anderer Helfer als dieser bedarf auch kein Frauenschönheitfreund und die kann er nur gewinnen, wenn er oft und aufmerksam schöne Frauen betrachtet.

Messer Agnolo Firenzuola (1542) sagt in seiner Schrift Delle Bellezze delle Donne: „Die Stirne muss geräumig sein, sowohl breit als hoch und von leuchtender Weisse, wie von heiterem, freien Aussehen. Die Höhe misst sich vom Beginn des Scheitels an bis zu den Grenzen der Brauen und dem Nasenansatze. Die Stirne soll nach vieler Autoren Meinung ungefähr ein Drittel des Antlitzes in Anspruch nehmen. Das zweite Drittel von diesem entfalle dann auf den Raum bis zur Oberlippe, der dritte endlich reiche bis zur äussersten Spitze des Kinns. Die Höhe der Stirne muss demnach so viel ausmachen wie die Hälfte ihrer Breite; diese bestimmt übrigens die Höhe und die Höhe dagegen die Breite. Wir forderten die leuchtende Weisse. Darunter darf nicht etwa ein blasses, totes Weiss ohne jeglichen Glanz verstanden werden, sondern im Gegenteil ein leuchtender Schein in der Art,

wie es der Spiegel hervorbringt — nicht aber ein Schein des Wassers, des Polierstahles oder des Fettes. Die Form der Stirn sei keineswegs völlig eben, sondern sie weise eine schwache Beugung auf in der Art des Bogens gegen dessen Kerbe hin. Zur Seite, an den Schläfen darf sich der Abfall etwas stärker ausdrücken. Das ist es, was unsere Dichter die fröhliche Offenheit nennen.“

‚Ihr Scheitel war weiss und nicht zu breit‘, heisst es im Wigalois. Die Stirn soll weiss, glatt und faltenlos „resplendoiant“ sein; dabei gewölbt, so dass der Dichter an ein Ei denken kann. Die Ästhetik und dieser Vergleich sind allgemein. Offenbar soll nach der Auffassung der Dichter aus der staufischen Zeit die Stirn auch schmal sein, denn die einer hässlichen wird breit genannt. Dem Guslaren der Serben gefällt dagegen just eine breite Vollmondstirn, eine wie der Mond erglänzende obendrein. Nach den 32 buddhistischen Schönheitmerkmalen der Frau muss die Stirn ein heller Spiegel sein. Dem deutschböhmischen Volksglauben zufolge ist eine glänzende Stirn für ein Mädchen von ungünstiger Vorbedeutung, denn so eine Maid bekommt einen Witwer, sowie ein Bursche im gleichen Fall eine Witwe und der Epigrammatiker Wilhelm Müller deutet eine solche Stirne auch nicht aufs schmeichelhafteste für den mit ihr begabten aus:

In dem Bach sind wenig Fische,
welcher immer klar und licht;
Stirn, die immer heiter lächelt,
viel Gedanken hast du nicht!



Eine deutsche Wienerin.

Mit solchen subjektiven Weisheiten gelangen wir allmählich und sicher auf die abschüssige Bahn der Physiognomik. Ein solcher Scheingelehrte beurteilte einmal Sokrates, ohne ihn zu kennen, als einen echten Verbrechertypus. Die Zuhörer waren darüber entsetzt, aber Sokrates bemerkte dazu mit der ihm eigenen Ironie: „Der Mann hat vollkommen recht, nur habe ich alle meine verbrecherischen Neigungen durch Selbstzucht immer niedergehalten“. Saphir sagt darum mit Recht: ‚Die Stirne ist der Sitz der Vernunft, natürlich, wenn etwas da ist, was sich setzen kann, wo nicht, da bleibt der Sitz ledig‘. Boshaft fügt er aber hinzu: ‚Bei

dem weiblichen Geschlecht hat das nicht soviel zu sagen'; ferner: ‚Eine zu sehr weibliche Stirne verrät Keckheit und den männlichen Trotz; eine ganz schmale Stirne ist ein Zeichen, dass sich die Vernunft auf ihrem Sitz nicht breit macht'. Nach zwei mir bekannten guten Stichen hatten sowohl Kant als Rückert eine auffällig niedere Stirn. Das mögen sich jene Schönen zum Trost gesagt sein lassen, die sich über eine niedere Stirn beklagen zu müssen glauben.

Auf der Stirn kann man nur bei jenen Menschen mit Sicherheit lesen, deren Gemüt und Eigenart wir bereits genauer kennen, so dass wir uns mit einiger Bestimmtheit die Zeichensprache der Stirn auszudeuten vermögen:

Die Stirn ist klar, doch es gewittert
Dahinter schon der künftige Blitz,
Der künftige Sturm, der mich erschüttert
Bis in der Seele tiefsten Sitz.
(Heine, Katharina)



Eine Wienerin, Eltern Italiener aus Oberitalien.

H. Welten fasst mit besonnenem Urteil das Ergebnis der sogenannten physiognomischen Forschung zusammen. Es ist wohl herzlich wenig und erhebt sich nicht über den Durchschnitt unserer täglichen Erfahrung, aber das ist schon etwas. Bestimmend für den Gesichtausdruck eines Menschen ist in erster Reihe die Stirne. Sie galt von jeher als Dolmetsch der Intelligenz. Zu allen Zeiten glaubte man — selbstverständlich nur unter Kulturvölkern —, dass hohe, schön gewölbte Stirnen das Zeichen ausgezeichneter Geisteseigenschaften seien. Aber, obgleich es nicht zu leugnen ist, dass edelgeformte Stirnen wesentlich dazu beitragen, der Physiognomie den Ausdruck des grossen und erhabenen zu verleihen, so kann man doch nicht mit apodiktischer Gewissheit sagen, dass sich hinter hohen Stirnen eine hohe Denkkraft birgt. Gibt es doch in der Tat Menschen, die Stirnen haben, die man im Profil gesehen mit einer Halbkugel vergleichen könnte und die doch herzlich unbedeutend sind. Aber ungeachtet dieser nicht zu bestreitenden Tatsache kann die Bildung der Stirn immerhin als ein gewisser Massstab für den Stand der Intelligenz gelten.

Halten wir unter den verschiedenen Völkern Umschau, so finden wir je nach deren kulturellen Entwicklung das Organ des Verstandes mehr oder weniger ausgebildet. Ja, man hat sogar für die verschiedenen Fähigkeiten und Eigenschaften deren Sitz an der Stirn genau bezeichnet. So soll am unteren Teil zwischen den Augenbrauen das allgemeine Auffassung- und Ordnungvermögen liegen; an den kräftig ausgearbeiteten Seiten soll der Scharfsinn und die Urteilkraft, unter der hervorstehenden Form der Stirnhöcker die Gabe der Vergleichung und der Witz, an dem zwischen den Stirnhöckern hervorspringenden Stirnberge die Reflexion und der Tiefsinn zu sehen sein; an der obersten und an der in der Mitte der Stirn erhobenen Partie soll die Phantasie ihren Sitz haben und über dieser, also unter dem vordersten Teil des Haarbodens hin verlaufend, das Gefühl für das übersinnliche, der Sinn für das schöne, edle und erhabene in der Natur thronen!

Ob und wie weit man sich an eine solche scheinsystematische Ordnung halten kann, mag dem Ermessen eines jeden anheimgestellt bleiben. Wenn uns auch nur selten unsere täglichen Erfahrungen solche Regeln bestätigen, so lässt ganz gewiss die Stirn in ihren weichen Teilen einen fast untrüglichen Schluss auf das Innenleben zu. Ja, die Stirnhaut ist es, die uns am ehesten die Gesinnung eines Menschen verrät. „Hier auf dieser ehernen, leuchtenden Tafel, da wohnt Licht, da wohnt Freude, da wohnt dunkler Kummer und Angst und Dummheit und Unwissenheit und Bosheit,“ und wenn sich die Geschichte eines Menschenlebens irgendwo mit leserlichen Zügen eingräbt, so ist es eben auf diesem beweglichsten aller Teile des menschlichen Antlitzes. Deshalb hat Jean Paul so unrecht nicht, wenn er sagt: „Die Falten auf der Stirn sind Särge ohne Deckel. Es liegen in jeder solchen Falte teuere Tote begraben.“ Mitunter trifft diese Schlussfolgerung allerdings nicht zu. Gar häufig rühren die Falten auf der Stirn nur von übler Angewöhnung, von den durch Anstrengung der Sinne verursachten Verzerrungen und mangelnder Selbstkontrolle her. Darum sei es Leserinnen, die das kritische Alter noch nicht erreicht haben, dringend empfohlen, die Bewegungen ihrer Gesichtmuskeln zu überwachen, damit sich nicht vor der Zeit les maudites, wie Ninon de L'Enclos die Runzeln nannte, einstellen mögen. Stirnrunzeln vermindern immer die Anmut der Frau. Man hat sie deshalb zu allen Zeiten zu bannen gesucht. Das deutsche Mittelalter soll beinahe dreihundert Vorschriften für Mittel allein gegen Gesichtrunzeln besessen haben. Heutigentags bekämpft man sie am wirksamsten durch Parafineinspritzungen unter die Haut. Auch sackartige, schlappe Brüste macht ein Pariser Heilkünstler durch Parafin voll und rund. Die Verschönerung behauptet sich zwei bis drei Jahre lang, aber dann, dann, — man lasse lieber das Mittel Mittel sein und verlasse sich auf das untrügliche und immer unschädliche des Photographen, der mit Liebe und Sorgfalt alle Runzeln wegretuschiert.



V.

Von der schönen Frauen Kinn und Wange.

Sie ist so schön die schönste der Jungfrauen,
Dass man sie nicht kann ohne Schmerz betrachten;
Denn zitternd spricht das Herz mit bangem Grauen:
Nach dir muss selbst der Tod, der kalte, schmachten.
Lenau, Faust (Maria).

An der schönen Frau ist alles schön, alles an ihr ist voll Reiz, voll sinnbetörender Anmut; kein Dawiderreden hilft dagegen, denn, wie Lenau singt:

Der wahren Frauenschönheit holder Macht
Kann widerstehen keine Macht auf Erden.

Was nützt dem liebebefangenen, von der Frauen Anmut gefangenen Byrons Aufschrei aus gequälter Brust:

Schön, wie das erste Weib, die Sünderin,
Von böser Schlange lieblich angezogen,
Die tief das Bild behielt in ihrem Sinn,
Fortan betrügend, da sie selbst betrogen!

Kein noch so begründeter, nüchterner Hinweis auf die Unbeständigkeit der Schönheit übt einen merklich tieferen Eindruck auf den vom Frauenliebreiz trunkenen Mann aus. Darum sind die Worte der Prinzessin, die sie an Tasso richtet, eitel Zeitvergeudung:

Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr und was nicht reizt ist tot!

Was übrig bleibt! Das ist eine ebenso sinnreiche als wahre Bemerkung, jedoch hat die Natur fürsorglich vorgebaut, indem sie in die Brust des Mannes das unstillbare Verlangen nach immer neuen Schönheiten legte, was die modernsten Erforscher der Paraphilie höchst wissenschaftlich als das Variationbedürfnis des Mannes, als den Drang nach Abwechslung bezeichnen. Das Schlagwort ist gefunden, das Problem ist gelöst.

Trotz der verhältnismässig geringen Beweglichkeit, ja fast Starrheit des Kinnes ist ihm eine grosse Feinheit und Fähigkeit mannigfaltigen, vielsagenden Ausdrucks zu eigen und es besitzt die vornehmsten Merkmale des unteren Teiles des Gesichtes. Die Überlegenheit der weiblichen über die männliche Schönheit äussert sich nicht zum geringsten in der kleineren und zierlicheren Bildung des

Kinnes. Der Reiz geht nur von den Weichteilen aus, nicht vom Knochen, der doch nicht frei zu sehen ist. Diese Dinge sind streng auseinanderzuhalten. Zwar gründet sich der Zuschnitt des Kinnes auf die Gestaltung der Kinnlade, deren etwas aufgebogener, unterer Rand das mentum prominulum und deren Winkelbreite hauptsächlich die Kinnbreite bestimmt. Ein breites Kinn lässt auf das Vorhandensein einer breiten Schädelbasis schliessen, weil deren Breite den Winkel ergibt, in dem die beiden Unterkieferhälften am Kinn zusammentreten.



Eine Aucklånderin, 19 Jahre alt.

Die Formen des Kinnes sind bei lebenden sehr verschieden, bei Männern mehr als bei Frauen und Kindern; deutlicher treten, wie uns die Anthropologen lehren, die individuellen und ethischen Unterschiede aus knöchernen Kinnen hervor. Zwischen der starken Rundung des ‚römischen' Kinnes bis zu dem eckig-breiten Kinne der Mongolen liegt eine grosse Reihe von Zwischenformen; namentlich steht das Kinn mehr oder weniger vor, es ist spitz, rund aufgebogen oder eingezogen, glatt oder mit einer senkrechten Spalte geteilt, die bei einem schönen und vollen jugendlichen Kinne als Grübchen im Kinne erscheint.

Seitlich begrenzt sich der Kinnwulst durch die Herabzieher der Unterlippe, die schief zur Mitte der Unterlippe aufsteigend den dazwischen aus der Tiefe hervortretenden Kinnmuskel umgreifen. Da der Herabzieher erst an der Unterlippe in die Haut eingeht, kann sich am Kinne über ihm noch Fett ansammeln, das sich daher gegen den Kinnwulst, der kein Fett aufnehmen kann, scharf begrenzen muss. So entsteht jene den Kinnwulst umfassende, schief gegen die Mitte der Unterlippe aufsteigende Furche, die an fettleibigen Personen zu sehen ist. Bei starker Fettentwicklung in der Unterkinngegend stellt sich das Doppelkinn, ‚'s herzige Goderl', wie man in den österreichischen Mundarten sagt, ein, eine Bildung, deren Anlage bei manchen Familien erblich aufzutreten scheint, und runden Kindergesichtern niemals fehlt. Die Verdoppelung muss aber mässig sein und dann trägt sie zur anmutigen Bildung des Halses bei.

So bezeichnend für das Schönheitgefühl das Kinn auch ist, so wenig hat

es Eigentümlichkeiten aufzuweisen, die auf den Charakter einen Rückschluss erlaubten. Gewiegte Physiognomiker erwähnen, dass ein vorstehendes Kinn dem Gesichte stets etwas positives, ein zurücktretendes dagegen etwas negatives im Ausdruck geben wird. Ein grosses, hängendes, fettes Kinn zeigt gewöhnlich von sinnlichem Behagen, von Wohlleben und phlegmatischer Gutmütigkeit, im Gegensatz dazu charakterisiert ein hageres, spitzes Kinn die geizige, trocken scharfe, kritische Persönlichkeit. Wie wertlos diese Deutungen sind, erkennt jeder leicht bei einer Umschau unter seinen Freunden und Bekannten.



Ein Mädchen auf Samoa, im Tanzschmuck.

Um vieles bedeutsamer sind auch ethnisch die Kinnformen nicht, „trotz ihrer hervorragenden Wichtigkeit für die anthropologische Diagnose". Hat es wirklich etwas zu besagen, dass den menschenähnlichen Affen das Kinn fehlt? Ranke erwähnt, dass bei dem berühmten prähistorischen Unterkiefer von La Naulette, wie bei dem aus der Šipkahöhle das knöcherne Kinn nur sehr wenig vorstehe. Manche Negerschädel zeigen ebenfalls ein weniger vorspringendes Kinn, bei anderen fällt das nicht auf. Dagegen haben die Buschmänner, einer der am niedrigsten bewerteten menschlichen Typen, wie viele andere afrikanische Stämme gut entwickelte, vorspringende Kinne. Ganz besonders bezeichnend für den Feuerländer ist das Kinn, das bei allen eine mehr rundliche, bei einigen sogar eine fast kugelige Vorwölbung bildet, die natürlich zunächst von den Weichteilen bedingt ist, aber doch eine feinere Form des Knochens voraussetzt. Gegenüber der Breite der Jochbögen der Wangenbeine und der Kieferwinkel macht die gerundete Bildung des Kinns den Eindruck einer Verjüngung des Gesichtes nach unten, die, wie Virchow ausdrücklich betont, einen der am meisten hervorstechenden Züge der Feuerländerphysiognomie darstellen möchte. Bei der kleinen Anzahl von Individuen, die man daraufhin beobachtet hat und dazu noch bei der Oberflächlichkeit der Beobachtungen, muss man sich füglich eines bestimmten Schlusses enthalten. Es steht damit wohl nicht anders als mit der Angabe, dass bei den vornehmen Japanern das Kinn meist schmal, bei den niederen meist breit

und etwas zurückliegend sei. Kommt einer um Geld und Gut, sinkt er unter die niederen hinab und gelangt einer zu Vermögen, wird er vornehm, in Japan wie bei uns; ändert sich vielleicht zugleich sein Kinn, je nachdem es mehr oder weniger zu beissen und zu brechen hat?!

* * *

Als der Herr der sieben Welten nach Erschaffung des Weibes seine Schöpfung näher betrachten wollte, drückte er zufällig mit dem Zeigefinger leicht auf das Kinn der Frau und da blieb ihr ein neuer Reiz zurück, das Grübchen im Kinn. So vermeldet uns eine alte Überlieferung, für deren Wahrhaftigkeit ich alle Dichter anrufen will, aber auch den Anthropologen Langer: „Das Kinngrübchen, eine geschätzte Zierde des weiblichen Kinnes (Nymphen der alten Griechen) findet sich an antiken Gestalten strengen Stiles nicht vor, nur da, wo Anmut zum Ausdruck gebracht werden soll, wie an der sogenannten Ariadne (Bacchus). Sigilla in mento impressa amoris digitulo demonstrant mollitudinem, sagt Varro.“ Anderer Meinung war Winckelmann, der sich sein Urteil auf Grund einer jedenfalls noch bescheidenen Kenntnis damals zugänglicher alter Meisterwerke der Bildhauerkunst bildete und eigensinnig einen Kanon aufstellte, worin er die Bedeutung des Kinngrübchens unbegreiflicherweise verkannte. Obgleich Varro das Grübchen an einer Bathylosstatue einen Eindruck vom Finger des Liebegottes nennt, ist Winckelmann trotz seiner grenzenlosen Verehrung der Aussprüche der Alten diesmal doch der Meinung, dass, wenn Grübchen an Werken griechischer Kunst vorkommen, sie auf eine absichtliche Abweichung von den höchsten Grundsätzen der Kunst im Dienst der persönlichen Porträtähnlichkeit zurückzuführen sind: ‚Bei Bildern, deren Schönheit von der erhabenen Art war, gestatteten die griechischen Künstler niemals einem Grübchen die Gleichförmigkeit der Oberfläche eines Kinns zu unterbrechen. Seine Schönheit besteht tatsächlich in der runden Fülle seiner geschwungenen Form, welcher die Unterlippe, wenn sie voll ist, einen weiteren Zuwachs an Umfang leiht‘.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt.
Schwäbischer Typus.

Gegen die altgriechischen Künstler stehen die altgriechischen und aller Welt Dichter, die in helle Begeisterung geraten und schier das Bewusstsein verlieren, wenn sie auf das Grübchen kommen, wie Hafis zum Beispiel:

Ich bin entseelt vom Grübchen deines Kinns!

Und Agnolo Firenzuola, der sozusagen alle Schönheitweisheit des Rinascimento zu einem Lehrbuch zusammenfasst, sagt recht ansprechend: ‚Das Kinn wünsche ich rund, weder aufgestülpt noch plump, noch auch spitzig; gegen die Beugung hin röte es sich ein wenig. Seine ihm eigentümliche Schönheit ist jene, von der Vallera spricht, wenn er die Reize der Geliebten aufzählend ausruft:

Meine Nencia hat im Kinne ein Grübchen,
Das verschönert ihre ganze Gestalt . . . .

Selbst die Bauern, die ein natürliches Schönheitgefühl besitzen, erkennen, dass solch ein Grübchen zu den Vollkommenheiten eines Frauenantlitzes gehöre.‘

Fein launig und dichterisch sinnvoll erzählt unser Rückert von einer glücklichen Rettung:



K. u. K. Hof- u. Kammerphotograph Charles Scolik in Wien.

Eine Wienerin, 17 Jahre alt.

Die Liebe fiel ins Grübchen am Kinn
Und war unendlich erschrocken.
Sie langte mit entschlossenem Sinn
Nach einer der flatternden Locken
Und zog sich mit Geschicke,
Heraus am artigen Stricke,
Sonst läge sie, glaub ich, noch darin.

Als deutsches Volkslied ist eine Verherrlichung des Grüaberls im Kinn im Schwunge. Der Verfasser ist Castelli, der Wiener Dichter, und ihm zu Ehren setze ich seinen ursprünglichen Wortlaut samt der zugehörigen Melodie her:



Wanns freundli mi anschaut,
Wanns blinzelt und lacht,
Sollts Oes segn, wies Grüaberl
So liebli aufmacht.
So rund is ihr Kinn
Und so schön is s vorn gluckt,
Grad als wann ihr s Christkindel
Hätts Fingerl 'neindruckt.
Grad als wann ihr s Christkindel
Hätts Fingerl 'neindruckt.

I hätt eine heiraten
Solln aus der Stadt,
Aber i habs halt nöt mögn
Weils ka Grüaberl nöt hat.
Falsche Haar kanns wohl gebn,
Falsche Zähnt, dös is gschehn,
Aber a Grüaberl, was falsch is,
Hab i mein Lebtag nöt gsehn.
Aber a Grüaberl, was falsch is
Hab i mein Lebtag nöt gsehn!

Die bäuerliche Umdichtung und Zurichtung des Liedes in der Fassung aus der Obersteiermark schliesst mit einer kräftigen Geschmacklosigkeit ab:

Dein Grüawerl, liabs Dirndl,
Dös is scho a Pracht,
Und i bitt di, liabs Dirndl,
Gib nur fein drauf acht.
Und solltst as ja oanmal
An andan Buam gebn:
Dös kunnt i bei meine Treu
Nit üwalebn!

* * *

Auf den jugendfrischen, rosigen Wangen des reifen Mädchens ruht ausgegossen Lieblichkeit und Anmut. Das Auge lockt an, das Haar berauscht den Sinn, die Wange stachelt zum Liebesgenuss auf. In keuscher und doch stürmischer Sehnsucht nach ihre Liebe Gunst spricht Alil zu Fatmeh:

Deine Wangen rosig prangen,
Mein Verlangen loht entflammt!

Das ist bloss meine Verdeutschung einer Stelle eines serbisch-bosnischen Volksliedes, die ich meinem Singspiel einverleibte. Blumiger und wortreicher fasste den Gedanken Byron in der Braut von Abydos:

Wer wüsste nicht, dass schwache Worte malen
Kaum einen von der Schönheit Himmelstrahlen?
Wer fühlt nicht, wenn vom Staunen wonnetrunken
Der Blick geblendet und in Nacht versunken
Der Wange Glut, des Herzens Schlag bekennt:
Wie Lieblichkeit so wunderbar entbrennt!



Ein Mädchen zu Honolulu.

Es scheint als ob die ebenmässig abgerundeten, vollen, rosig angehauchten Wangen ein eigener Schönheitvorzug des hellhäutigen europäischen Menschenschlages wären, zumal der Frauen; zumindest fassen wir dies als einen gewaltigen Vorzug auf. Bei den Japanern sind die Wangen breit, flach. Der Grund dafür liegt in der Breite und Flachheit der Oberkiefer. Diese Breite der Wangen ruft auch den Eindruck hervor, als ob die japanischen Gesichter überhaupt übermässig breit wären, was gar nicht der Fall ist. Janka meint sogar auf Grund seiner Messungen, die Japaner hätten die schmälsten Gesichter unter allen Völkern, was indes Ranke als eine Übertreibung bezeichnet. Der bezügliche Unterschied zwischen dem Europäer und dem Japaner liegt in dem Umstande, dass bei dem Japaner die Jochbeine ihre volle Breite schon in der Höhe des äusseren Augenwinkels erreichen, beim Europäer aber erst näher am Ohr. Diese anatomischen Unterschiede könnte man zur Kurzweil ins endlose ausspinnen, zöge man alle übrigen Menschengruppen zum Vergleiche heran, doch, was fragt der Schönheitsucher darnach? Bei jedem Volke hat die Mädchenwange, mag sie auch nicht unserem Ideal gemäss sein, ihre wahren Bewunderer. So z. B. preist im Schi-King, der ältesten chinesischen Liedersammlung, der Dichter die Königsbraut:

Ihrer Wangen Haut ist ein geronnener
Rahm, der jeden anreizt, der ihn sieht,

Ihres Mundes Lächeln ein begonnener
Frühlingtag, der sich mit Duft umzieht.
(Deutsch von Rückert.)

Solche Leichenblässe stösst uns lichthäutige Menschen eher ab, wir wollen uns an rosiger Anmut auf hellen Wangen erquicken. So besingt der Dichter Ausonius aus Burdigalla die Farbenfrische seiner Sklavin, des Alamannenmädchens Bissula, das auf Schwarzwaldhöhen an der Donau erwachsen, durch Krieg und Beute in sein Haus geraten:



Photographie von C. L. Šimić in Wien.

Eine Tatarin aus Kazan, 18 Jahre alt.
Gilt in ihrem Bezirk als hervorragende Schönheit.
Aufgenommen im Jahre 1900.

Meine Bissula, Maler, sie ahmt nicht Farbe noch Wachs nach,
Reize verlieh die Natur, wie nimmer der Kunst sie gelingen,
Mennig und Bleiweiss — geh doch und male andere Mädchen!
Denn das Farbengemisch dieser Wangen, nicht malen es Hände.
Müsstest schon, Maler, dir mengen die purpurne Rose, die Lilie
Und mit der Farbe daraus versuchen dies duftige Antlitz!

Hafis übertrifft den römischen Gallier, indem er die Wange seiner Geliebten gar über die Rosenflur lobt:

Der Ost geriet in Streit mit der Natur,
Er wollte nicht mehr auf der Rosenflur,
Er wollte wehn auf einer schöneren,
Er wollte wehn auf deiner Wange nur!

W. Constant stellt das Wangenrot einer schönen Dame höher als das rote Fleisch einer Malteser Orange:

— Tragt ihr nach Goldorangen kein Verlangen?
Malteser sinds, ihr Fleisch ist süss und rot!
— So rosig nicht als dieser Dame Wangen —

Wie die hinreissend bezaubernde Farbenpracht der aufflammenden Morgenröte, so erscheint dem Liebenden herrlich schön die Wange der Geliebten. So stimmt Bürger Helenens Lob und Preis an:

Ihr Blick verheisst ein Paradies;
Die Wang ist Morgenröte;
Und ihre Stimme tönt so süss
Wie König Friedrichs Flöte.

Liebevoller führt im lithauischen Volkslied ein Jüngling den Vergleich zum Ruhm der Schönheit seiner Herzliebsten aus:

So frisch, so frisch ist Morgenhauch,
So rot, so rot, so glühend schön
Der Säume Pracht, der himmlischen,
Auflichtet die Morgensonne.
Gleich diesen ist der Wange Glut,
Gleich diesen ist der Purpurmund,
Gleich diesen ist der Labekuss
Der Maid, die meine Wonne!



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Friaulerin, 15 Jahre alt.

Shakespeare setzt (*Romeo und Julie* II. 2) der Wange Glanz noch über den der Augen und möchte ihr zuliebe gar eine Verwandlung seltsamer Art eingehen:

Ach, wären ihre Augen dort die Sterne
In ihrem Antlitz, würde nicht der Glanz
Von ihren Augen jene so beschämen,
Wie Sonnenlicht die Lampe? Würd ihr Aug
Aus luftigen Höhn sich nicht so hell ergiessen,
Dass Vögel sängen, froh den *Tag zu grüssen?*
O, wie sie auf die Hand die Wange lehnt!
Wär ich der Handschuh doch auf dieser Hand
Und küsste diese Wange!

Alle übertrifft der spanisch-maurische Sänger Abdallah ben Abd ul Aziz, der die Wange seiner Liebsten über die Sonne verklärt:

Bei Gott! vor dir entschuldigt sich beim Auf- und Untergange
Die Sonne, weil sie ihren Schein geborgt von deiner Wange.

Auf den Wangen spiegelt sich ein mächtiges, sittliches Empfinden, das der Scham ab; denn die Wange pflegt zu erröten. Das ist die eigentümlichste und menschlichste aller Ausdruckformen. Da die Erregung des Schamgefühls immerhin einen gewissen Grad von Einsicht voraussetzt, so begreift es sich, warum ganz junge Kinder, Idioten und mythenbildende Chrowoten nicht so leicht erröten, und da andererseits dem Erröten eine gewisse Empfindlichkeit des Nervensystems zugrunde liegt, so erklärt es sich auch, warum gerade wieder die Jugend und das weibliche Geschlecht am leichtesten erröten. Zu dieser geradezu überraschend eintretenden Gesichtrötung gesellt sich zwar oft genug auch eine Empfindung von Hitze und Prickeln am ganzen Leib und doch scheint sich die Röte, wie Langer meint, nicht weiter als über die Büste zu erstrecken. Ob dies bloss mit der Gewandung im Zusammenhang stehe, lässt sich schwer entscheiden, gleichwie auch die Beantwortung der von Lichtenberg gestellten Frage, ob man auch im finstern erröten könne, weil in diesem Falle die Kontrolle schwer ist. Bedenkt man aber, dass man nicht für die anderen, sondern für sich errötet und dass sich der Farbenwechsel ausserhalb der willkürlichen Bewegungvorgänge abspielt, so ist es von vornherein nicht ersichtlich, warum einer nicht auch im dunkeln vor Scham erröten können sollte. Mädchen erröten gewiss auch im finstern, was man leicht an ihren erhitzten Wangen merkt. Physiologisch genommen gründet sich das Erröten, gleichwie auch die typische Rosenröte der Wangen junger Phtisiker auf einer Lähmung des sympathischen Gefässnervensystems.

Ein ganz sicheres und zuverlässiges Merkmal der Gemütstimmung ist das Erröten nicht, weil es als die Wirkung verschiedener Ursachen auftritt. Das trügerische der Wangenröte erkennt auch z. B. Shakespeare (Liebes Leid und Lust I, 2):

Wenn rot und weiss die Mädchen blühn
Hat Sünde nie ein Zeichen;
Sonst macht ein Fehltritt sie erglühn,
Die Furcht wie Schnee erbleichen.

Was Schuld sei oder Schrecken nur,
Wer möcht es unterscheiden,
Wenn ihre Wange von Natur
Die Farbe trägt der beiden?

Puškin wirft einer Verführerin unzweideutig ihr Erröten als eines ihrer Betörungmittel vor und bezeichnet es für zwecklos, nachdem er sie durchschaut:

Was frommt die stammelnde Erregung,
Die schämig heuchlerische Glut,
Die schlaffe, schmachtende Bewegung,
Der Wangen lustdurchlohtes Blut?
Vergebens ist dein arges Trachten:
Tod ist das Herz, wenn es nicht rein!

Frauen, die in der Öffentlichkeit wirken, Frauen von Beruf und abgefeimte Liebeskünstlerinnen verlernen alsbald das Erröten, die verweltlichten verlieren das Schamgefühl. Müller kleidet diese Beobachtung in einen gefälligen Zweizeiler:

So Apfelblüt als Mädchenwange je mehr im hellen Licht sie steht,
Je schneller die verschämte Farbe der Knospenunschuld ihr vergeht.

Die schönsten Frauen sind in jeder Gesellschaft obenan, man umschmeichelt sie, man verwöhnt sie, man redet ihnen einen unerträglichen Hochmut ein, bis sie übermütig werden und sich schamlos über Sitte und Anstand hinwegsetzen. Die begünstigten Liebhaber freuen sich dessen, weil sie dadurch leichteres Spiel gewinnen, aber die zurückgewiesenen, die abseits bleiben, gehen um so strenger über die Schönheit zu Gericht, wie Phorkyas zu Helena sagt (Faust III):

Dass Scham und Schönheit nie zusammen Hand in Hand
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.



Die Füsse einer vornehmen Chinesin.

Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Hass,
Dass, wo sie immer irgend auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.
Dann eilet jede wieder heftiger weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech gesinnt,
Bis sie zuletzt des Orcus hohle Nacht umfängt,
Wenn nicht das Alter sie vorher gebändigt hat.

Trotz seinem Alter bleibt das Wort als Verallgemeinerung weder wahr noch hoch im Wissenskreis des Völkerkundigen. Die strenggläubige Moslimin geht gewöhnlich lieber unter gräulichen Schmerzen zugrunde, ehe sie sich von einem fremden Manne, einem Arzte untersuchen und behandeln liesse. Ihr Schamgefühl ist stärker als Schmerz und Tod. Ähnliche Beispiele kennt übrigens auch das Abendland. Rührend ist, um nur einen gut beglaubigten Fall anzuführen, das

Ende einer Maria von Burgund, die man ob ihrer Schönheit die belgische Venus und ihrer Jugendlust halber die burgundische Diana zubenannt hat. Den Winter über hielt sie sich zu Brügge auf und ritt im Frühjahr auf die Reiherbeize, die sie sehr liebte. Sie wollte mit ihrem flinken Pferde einem Falken nachjagen und über einen Wassergraben hinübersetzen, da sprang der Sattelgurt, Maria stürzte rückwärts vom Pferde und ward an den Stamm eines abgehauenen Baumes geschleudert. Durch diesen Sturz zog sie sich am Oberschenkel eine schwere Verletzung zu, die sie aus falscher Scham verschwieg. Als der Erzherzog und die Hofleute inständig baten und darauf drangen, sich verbinden zu lassen, erklärte sie, lieber ihren Geist aufgeben zu wollen, als von einem fremden Manne diese Hilfe anzunehmen. Dadurch verfiel sie in ein heftiges Fieber, das nach wenigen Wochen, am 27. März 1482 ihren Tod herbeiführte.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Čechin, 18 Jahre alt.

„Ich habe manches Mal beobachtet," sagt Ch. Castellani bezüglich der meist nackt durchs Dasein wandelnden Kongonegerinnen, „dass das nämliche Weib, das in gewisser Umgebung nicht eine Sekunde auf den Gedanken kommen würde, sich zu bekleiden, fremden oder unbekannten gegenüber doch Zeichen von Scham und Unbehagen an den Tag legen und sich zu bekleiden suchen wird; es beweist dies, dass dieses Schamgefühl stets vorhanden ist, selbst im natürlichen Zustande und ausserhalb aller Konvention. Die Frauen, die unzugänglich dafür sind, sind äusserst rar, und können auf allen sozialen Stufen vorkommen, bei den brutalen und psychisch defekten Naturen, bei den Wilden, ebensogut aber auch bei den allerzivilisiertesten."

Dazu macht Max Bruns einige treffende Bemerkungen, die ich hier in Kürze wiederhole, weil sie die Frage nach dem Ursprung des Schamgefühls befriedigend beantworten. Er sagt nämlich: 1. „Das Schamgefühl entspringt dem Drange nach irgend welcher ‚Eigenheit', durch die sich das Individuum auszuzeichnen, durch die es von der ‚Gemeinheit', worunter ursprünglich doch das allgemeine Gros zu verstehen ist, sich abzusondern trachtet. Die Indianerin Brasiliens will sich im Essen nicht (mit anderen) ‚gemein' machen (nach dem Zeugnis K. von den Steinens). Sagt man vom zivilisierten europäischen Mädchen, es habe sich ‚gemein' gemacht, so versteht man darunter ein Preisgeben ihrer geschlechtlichen ‚Eigenheit'. Und die Orientalin macht sich ‚gemein', wenn sie ihr unverhülltes Antlitz zeigt. 2. Ein ausgeprägtes ‚Schamgefühl' — das sich aber durchaus nicht immer auf die Körperteile und Verrichtungen bezieht, die für uns nun gerade die Pudenda sind — findet sich dementsprechend erst im Zustande der Gesellschaft, des — wenn auch primitiven — geregelten Staatswesens" ... Bruns führt einige Belege zur Erhärtung seiner Ansichten, viele andere bieten Ploss-Bartels und Dr. Iwan Bloch an, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, dass Bekleidung mit dem Schamgefühl nicht von allem Anfang an im Zusammenhange gestanden haben kann. Das Schamgefühl ist ein Erzeugnis der Kultur und Erziehung. Gut dressierte Hunde und Katzen scheinen es auch zu erlangen, aber die Entscheidung, ob ihr Verhalten in gewissen Fällen mehr der Furcht oder der Scham zuzuschreiben ist, hält sehr schwer, da wir noch zu wenig die geistigen Regungen dieser unserer Hausgenossen richtig zu beurteilen verstehen. Nur den Menschen ziert die Wange, auf der sich das Schamgefühl untrüglich äussert, und wie selten vermögen wir es zuverlässig zu deuten. Verstehen wir denn wirklich die Sprache der Wange? Lesen wir von ihr tatsächlich etwas anderes ab als bloss Anmut oder Kummer und Herzeleid? Alles übrige ist zweifelhafte Vermutung.



Eine deutsche Wienerin.

So vieles ist an den Frauen falsch und nicht zu selten täuschen sie uns mit Puder und Schminke liebliche Wangen vor, dass man sich ihrer erbarmen möchte. Echt ist dagegen das zierliche, an vollen Backen auch von Kindern zu-

weilen vorkommende Grübchen, das Lachgrübchen, la fossette, gelasinus. Dem Auge des Guslaren ist es entgangen und nur die Feinschmecker unter den Dichtern wussten es nach Gebühr zu würdigen. Eigentlich ist das Grübchen ein kleiner Fehler, der durch den Ansatz eines allerdings nicht beständigen kleinen Muskelchens, des santorinischen Lachmuskels entsteht, welches quer über die Backen weg zum Mundwinkel zieht.

In seiner Kunst zu lieben belehrt uns Ovid:



K. u. K. Hof- u. Kammerphotograph Charles Scolik in Wien

Die berühmte australische Tänzerin Saharet.

Der Mund sei offen nur in mässiger
Weite,
Dass Grübchen so entstehn auf jeder
Seite. (H. Blümner.)

Der neuprovenzalische Dichterfürst Friedrich Mistral stellt in Mirèio bei Schilderung der ländlichen Schönen obenan als grössten Anmutreiz deren Wangengrübchen, alles übrige erscheint dabei als willkommene Zutat:

Vom Sonnenschein war sie erschlossen,
Zwei Grübchen zierten, lichtumgossen
Ihr frisches Wangenpaar. Ihr Blick war
wie ein Tau,
Der leidenden die Schmerzen lindert
Und traurigen den Kummer mindert . . .
Der holden Sterne Glanz ist nicht so
mild und klar.
Gewellt in ihrer ganzen Länge
Umfloss sie, schwarz, der Flechten
Menge
Es wölbte sich des Mieders Enge.
Als bärge das Gewand ein junges Pfir-
sichpaar.

So dient all die Schönheit doch nur zur Hebung der Anmut des Grübchens in der Wange, darin die Dichter allerlei verborgen und vergraben wissen, sogar das unfassbare, das unmögliche:

. . . des verlornen Edens süsser Traum
Ruht eingesargt im Grübchen deiner Wange,

sagt Karl Beck seiner Geliebten nach (im Ungarischen Tanz) und Heine verliert in Erinnerung schwelgend in den Romanzen den klaren Verstand der Überlegung:

Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlichen Wangen
Das ist die Grube, worin mich trieb
Wahnsinniges Verlangen!

So haben uns die Dichter auf die Schönheitbewertung des Wangengrübchens eingewöhnt, in anderen Weltteilen denkt man darüber ganz anders. Die jüngeren indischen Erotiker Ratirahasya, Anangaranga usw. erwähnen, nach Richard Schmidts Zeugnis, unter den abschreckenden Schönheitfehlern eines Mädchens Grübchen in den Wangen!

Wie unserem Rückert aus dem Kinngrübchen half dem Perser Hafis aus dem Wangengrübchen seines Feinsliebchens eine rettende Locke heraus:

Ins Grübchen deiner Wange fiel die Seele mir;
Da langte sie nach deines Haares Schlängelzier.
Ach, armer Jussuf! Da du aus der Grube kamst,
Umstrickte dich das Fesselband der Locke hier!



Badende Mädchen und Frauen auf Samoa.

Die Rettung ist nur scheinbar, wenn sie überhaupt möglich ist; das Grübchen ist ja doch nur ein Symbol der Liebe und gegen die ist kein Kraut gewachsen. Tiefsinnig und wahr spricht dies Hafis selber in einem andern Liedchen aus:

Ins Grübchen deiner Wange fällt ein schwach Gemüt,
Es fällt darein der grosse, starke Geist sogar.

Wie sollte nicht die Nachtigall verloren sein,
Die zärtliche, die aller hohen Flügel bar?

Vergessen hat durch dich Hafis sein Frühgebet
Und Nachtgebet und sein Verderb ist offenbar!



VI.

Von der schönen Frauen Ohr und Nase.

Das Ohr versagt sich nicht dem Spiel;
Hier ist nicht Fleisch, hier ist nicht Haut,
So zart zum Scherz, so liebevoll.
Goethe, Westöstl. Divan.

Sanfte Lippen, wie Grenaten,
Ein gebognes Liliennäschen,
Und die Glieder schlank und kühlig,
Wie die Palme der Oase.
Heine, (von der Herodias).

Ein italienisches Volksrätsel aus Modica, das sich in Pitrès kostbarer Sammlung findet, sagt vom Ohr:

Haju 'na grutticedda
Ca sempri piggia e nun si jingi mai.

‚Ich habe ein Grottchen, das nimmt immer auf und füllt sich doch nimmer'. Die Bezeichnung Grottchen lehrt uns mittelbar, welchen Begriff der Italiener von der Schönheit eines Ohres hegt. Seine Vorstellung deckt sich mit der des Romanen, Germanen und Slaven überhaupt. Vor allem fällt uns angenehm die Kleinheit des Frauenohres auf, wie André Lefèvre seiner Angebeteten nachrühmt:

Sa délicate oreille à moitié disparait,
Loin des yeux, près du coeur, gardant notre secret.

Dass ein Frauenohr Geheimnisse getreulich bewahrt, ist sicher, doch für das Zuckerdöschen, das Mündchen, übernehme ich keine Bürgschaft, aber die kleinen Ohren, weiss wie Lilien, die können es einem antun und vertraut man ihnen sein Liebesgeheimnis an, das gewöhnlich nur für den Verliebten eines zu sein pflegt, so ist weiter keine Gefahr dabei, zumal wenn es bloss beim Wunsch bleibt, wie ihn Heine (Harzreise) ausdrückt:

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,
Zög ich leise die Gardinen,
Leise küsst ich ihre Stirne,
Leise ihres Munds Rubinen.
Und noch leiser wollt ich flüstern
In die kleinen Lilienohren:
Denk im Traum, dass wir uns lieben
Und dass wir uns nie verloren!

Zart schimmernd und durchsichtig soll das Ohr sein, das uns gefällt. Die Frauen wissen das und die Männer, die durch ihre Schönheit auf andere einwirken wollen, nicht minder, weshalb sie zuweilen mit kleinen Kunst- und Handgriffen der Natur nachhelfen, wie z. B. der tapfere Musketier, von dem Alexander Dumas erzählt: ‚Ses mains semblaient craindre de s'abaisser de peur que leurs veines ne se gonflassent, et de temps en temps il se pinçait le bout des oreilles pour les maintenir d'un incarnat tendre et transparent'.

Das weibliche Ohr ist im allgemeinen kleiner und feiner modelliert als das männliche, zeigt häufiger den Mangel eines freien Ohrläppchens und weniger Abweichungen von dem durchschnittlichen Formtypus. Messer Agnolo Firenzuola erklärt in seiner Schrift von der Schönheit der Frauen: ‚Die Färbung der mittelgrossen Ohren nähere sich eher dem bleichen rot als dem Rubin oder wenn ichs noch deutlicher ausdrücken soll, mehr dem Schimmer der Topf-, wie der wilden Rosen. Dennoch dürfen die Ohren lebhafter leuchten in den Windungen, wie an dem Läppchen. Der Saum, der sie innen umgibt, erscheine rosig transparent gleich den Körnern des Granatapfels. Vor allem verlangen wir aber, dass sich Muschel und Läppchen fest und wohlgeformt an den Kopf anschmiegen'. Die feste Anschmiegung ist wohl ein fragwürdiger Vorteil; denn sie beeinträchtigt das Gehör und dafür ist die angebliche Schönheit ein ungenügender Ersatz. Die akustisch beste und ungleich schönste Stellung der Ohrmuschel ist die, wenn sie in einem Winkel von 45° vom Kopf absteht, dagegen sind flach am Schädel anliegende und rechtwinkelig von ihm abstehende Ohrmuscheln für die Schärfe des Gehörs wohl in gleichem Masse nachteilig.



Photographie von James Mooney in Washington.

Eine Wichitafrau und Kinder in Texas.
Aufgenommen 1898.

Das schöne Ohr muss wohl proportioniert sein, um zu gefallen, das heisst, es darf in keiner Weise im Verhältnis zum Kopf und Gesichte zu gross oder zu

klein erscheinen. Nach Quételet soll die mittlere Länge des Ohres, mit Einschluss des Läppchens, in allen Alterstufen trotz individuellen Verschiedenheiten stets der doppelten Länge der Augenlidspalte und der halben Höhe des Abstandes der Ohröffnung vom Scheitel des Kopfes gleich sein. Trotz dieser Einheitlichkeit des allgemeinen Formtypus der menschlichen Ohrmuschel lassen sich doch nach Umriss und Modellierung mannigfache Abstufungen nachweisen, aus denen im Zusammenhange mit der gleichfalls wechselnden Grösse eine reiche Formenreihe hervorgeht.

Die Deutschböhmen haben den Volksglauben, weitabstehende Ohren deuten auf frühen Tod, die Pfälzler sagen aber, die kleinen weisen auf Reichtum hin. Kleine Ohren, meint Lavater, sind ein Zeichen tätigen Geistes, während eine tiefe Ohrmuschel Wissendurst andeute. Ein grosses Ohr ist nach Aristoteles ein Zeichen von starkem Gedächtnis. Nach Blumenbach finden sich grosse Ohren als nationale Bildung bei den Bewohnern Biscayas — was übrigens erfunden ist — und bei den alten Batavern — bei denen man der Sache nicht mehr nachgehen kann. Nach Buffon gelten im ganzen Orient, nach E. Bälz insbesondere bei den Ostasiaten lange Ohren für schön, ein langes Ohrläppchen halten letztere sogar für ein Zeichen von Weisheit. Grosse Ohren bedeuten langes Leben, heisst es bei den Syrern. In der Türkei muss es viele Menschen mit grossen Ohren geben; denn die Langlebigkeit ist dort häufig, glaubt Bernhard Stern. In Ermanglung aller und jeder bezüglichen Aufzeichnungen ist die eine Behauptung soviel wert wie die andere. Der Volkswitz ist der, dass dem, der lang lebt, auch die Ohren lang wachsen. Nach so vielen guten Zeugnissen aus verschiedenen Teilen der Welt überrascht uns nicht mehr Dr. Amédée Joux's Aufforderung: Montre moi ton oreille et je te dirai qui tu es, d'ou tu viens et où tu vas, was ich verdeutschen will: ‚Zeig mir dein Ohr und ich werde dir sagen, wer du bist, woher du kommst und wohin du gehst und wieviel Tanten und Basen deine Schwiegermutter zur Mittwochjause einzuladen pflegt'. Sachgemäss weist Finck alle Ohrenphysiognomik zurück: ‚Der Mensch gebraucht seine Ohren nie zum Zweck des Gefühlausdrucks, weil sie der unbeweglichste Teil seines Körpers sind. Nun ist die Form nichts anderes als kristallisierter Ausdruck und die Abwesenheit besonderer Bewegungen zum Zweck von Gefühlausdruck in einem Organ beugt notwendigerweise rein persönlichen Kundgebungen charakteristischer Art vor. Daher die Torheit jedes Versuchs, die Ohren zu einer Grundlage für physiognomische Kennzeichnung und Untersuchung zu machen'.

Wir haben ein Sprichwort: ‚Hüte dich vor dem Gezeichneten!' Mit diesem und vielen ähnlichen Sprichwörtern geht es so, wie mit dem Topf der chrowotischen Bäuerin, sie kocht morgens, mittags und abends darin und Tag für Tag und reinigt ihn nie, bis man zuletzt vor dicker Speisenrestekruste den Topf nicht mehr heraussieht und doch gebraucht man noch alleweil das eigenartige Gefäss. Die Völker behaupten, wer ein verkümmertes Ohr habe, wäre ein gezeichneter, vor dem man auf der Hut sein müsse. Morel hat diese Volksmeinung wissenschaftlich drapiert, aber sie ist darum nach meinem Verstande nicht annehmbarer geworden. Die gewöhnlichsten „Missbildungen" sind, wie O. Schäffer nachwies, entschieden „erblich". Damit hängt auch ihr örtlich häufiges Vorkommen innerhalb einer geschlossenen Bevölkerung zusammen, das ihnen eine scheinbar ethnologische Bedeutung verleiht. Von dieser Erfahrung aus betrachtet ist das von Morel beschriebene „Verbrecherohr" als eine gar nicht einwandfreie Vermutung zu beurteilen. Das Ohr, dem die Leiste (helix) oder Gegenleiste (antihelix) fehlt, ist noch lange kein untrügliches Zeichen einer sittlichen Verkommenheit. Es müssen ihrer mehrfache,

scharf ausgeprägte Missbildungen an ein und derselben Person vorkommen, ehe man z. B. von Kennzeichen paraphiletischen oder gar sonstwie verbrecherischen Neigungen reden darf. Wir nennen das Morelische Verbrecherohr nach altem Brauch einfach Raubtierohr. Es hat einen randfreien Knorpel, wie beim Katzen- und Löwenohr. Ebenso verdächtig ist unserem Volke der weitohrige. Ja, was ist dem Volke nicht alles verdächtig! Sogar der Advokat, der Scharfrichter und andere Leute, die nur im Dienste des Rechtes stehen. Es ist daher wenig verwunderlich, dass das deutsche Volk so manches an den Ohren auszusetzen hat. Es spricht von Flappohren, lampenden, Lappohren, mit Ohrmuscheln, die wie Lappen (Lumpen, Lampen) oder Fetzen herabhängen; von Schlapp- oder Schlotohren, die wie eine Schlotkappe gestaltet sind und sich klappenartig anlegend schlapp vom Kopf herabhängen, z. B. beim auszehrenden, elbisch erkrankten Kinde oder Hanswurst; von Kuh-, oder Ochsen- oder Pferdeohren, die breit und tief angesetzt sind und herabhängen; Vergleiche des menschlichen Ohres mit dem der Haustiere sind häufig. Missgestaltete Ohren sind wie Nasen- und Fussentstellungen ein Attribut elbischer Dämonen. Oft ist auch die Missgestaltung ein Racheakt der Geister. Man beredet ebenso ein gekrüpftes oder Stutzohr, das ist eines, dessen Rand, Leiste oder Krämpe fehlerhaft entwickelt ist und wie zugestutzt, gekrüpft erscheint. In alten Zeiten verstümmelte man sogar absichtlich manchem die Ohren, um ihn als einen Verbrecher kenntlich zu machen. So war z. B. das Aufschlitzen der Ohren eine friesische Strafe für Tempelschändung. Welche Aufmerksamkeit man dem Ohre bei den Deutschen seit jeher schenkte, zeigt die Menge von Zusammensetzungen mit Ohr(en). Höfler allein vermerkt ihrer 123.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien

Schwäbischer Typus.

Auch im Glauben der Völker ist dem Ohr eine beziehungreiche Stelle angewiesen. Nach germanischen Vorstellungen entflieht die Seele aus dem Munde und Ohre. Wie man Höfler beistimmen muss, haben wohl der Nachlass des Gehörsinnes im Alter, namentlich aber die subjektiven Ohrengeräusche bei der todähnlichen Ohnmacht und beim Verblutungtode Veranlassung zur Entstehung eines

solchen Glaubens gegeben. Wenn das rechte Ohr klingt, so glaubt man heutigentags (Frauen geradezu felsenfest), bedeutet es Glück oder gute Nachrede; wenn das linke, das Gegenteil. Denkt man dabei, der und der redet schlimmes von mir, so hört das Klingen sofort auf, wenn man richtig geraten, und wenn ein anderer auf die Frage, welches Ohr uns klinge, eine falsche Antwort gibt, so reden die Leute schlimmes von uns. Kommt bei einer häuslichen Mahlzeit ein neues Gericht auf den Tisch, muss jeder seinen Nachbar am Ohr zupfen. So tut man in Niederdeutschland, Hessen und Schlesien, damit man besser gedeihe. Wenn das Ohr in einem fort juckt und kitzelt, dann droht eine schwere Krankheit, vielleicht der Tod, sagen Bulgaren und Serben. Das ist nur eine Parallele zum altgermanischen Glauben.



K. u. K. Hof- u. Kammerphotograph Charles Scolik in Wien.

Eine Pariserin, Albina, 15 Jahre alt, mit bemalter Brust.

Wie alle Teile des menschlichen Leibes, so eignet sich auch das Ohr zu Zaubereien, namentlich leistet Ohrenschmalz gute Dienste bei Bereitung von Gebäck, das man Leuten zu essen geben will, deren Gegenliebe man erwecken möchte. Das reiht unter die sympathetischen Mittel ein. In der Medizin der Koreaner gehört aber Ohrenschmalz zu den giftigen Mitteln.

Bei Menschengruppen, bei denen die kleinohrigen überwiegen, gilt selbstverständlich ein kleines Ohr für schön. So z. B. auch bei den nordamerikanischen Indianern, deren Ohren uns wegen ihrer Kleinheit wohl gefielen, wären nicht gewöhnlich die Läppchen angewachsen. Allem Anschein nach haben im Durchschnitt Europäer die schönsten Ohren, so selten eigentlich schöne Ohren im übrigen zu sehen sind. In Japan sind sie sogar eine Seltenheit. Selbst bei Typen japanischer Schönheit bleibt meist am Ohre mancherlei auszusetzen. Erstens fehlt das Läppchen in der Hälfte aller Fälle ganz und auch die zahlreichen Furchen, Leisten und Krümmungen der Ohrmuschel sind beim Ostasiaten (einschliesslich Chinesen und Koreaner) selten schön ausgeprägt. Dass das japanische Ohr ein wenig grösser ist als das europäische, tut ihm in den Augen seiner Besitzerinnen keinen Abbruch. Im Gegenteil, der Japaner und der Chinese und beiläufig gesagt auch der Indier halten ja ein grosses Ohr für ein Zeichen der Weisheit.

Es wird behauptet, dass Menschen, die durch irgend einen Zufall um ihre Ohren kommen, ebensogut hören als wie die, die ihre Ohrmuscheln noch haben. Ein Gelehrter erklärte daraufhin — du lieber Himmel, was haben Gelehrte nicht schon alles erklärt! — da die Ohrmuscheln eigentlich überflüssig wären, werden sie einmal beim Menschengeschlechte ganz verkümmern. Wir können warten, sagte einmal ein österreichischer Diplomat zu den Magyaren und sie antworteten ihm: wir können noch länger warten. Die Menschheit wird noch unendliche Zeitenläufte warten müssen, bis sich die Ohrenverschwindungvoraussage erfüllt, denn, offen herausgesagt, die Mehrheit der Sterblichen erfreut sich zur Zeit noch ziemlich umfangreicher Ohren. Fangen wir bei den Labrador-Eskimos an. Ihr Ohr ist im allgemeinen gross, namentlich hoch, bei der Mehrzahl ist das Ohrläppchen angewachsen oder wenigstens kaum von der Wangenhaut abgesetzt. Dabei sitzt das Ohr des Eskimos zugleich verhältnismässig tief. Bei den Lappen ist das Ohr durch die von beiden Geschlechtern getragene enganliegende Kopfbedeckung künstlich an den Kopf angepresst, das Läppchen kurz und schwächlich entwickelt, dagegen die Ohrmuschel gross. Doch halt! Ich weiss nicht, ob die Geduld meiner freundlichen Leserin auch so gross ist, um eine längere Aufzählung solcher Ohrenbeschreibungen gelassen hinzunehmen. Ich versichere aber, dass ich in der angenehmen Lage bin, in diesem Tone noch weitere dreihundert Seiten lang zu sprechen und das genüge. Die Hauptsache ist, dass die langohrigen Völker ihre Ohren nicht nur nicht stutzen, sondern sie aus ästhetischen Rücksichten gar noch erweitern. Nomos panton basileus! Die Mode beherrscht alle Welt, sagten die alten Griechen, und darum leiht man ihr willig auch das Ohr.



K. u. K. Hof- und Kammerphotograph Charles Scolik in Wien.

Eine Wienerin, 20 Jahre alt, westslavischer Typus.

Dieselbe auf S. 65.

Gervasius von Tilbury erzählt nach alten Schriftstellern die Fabel, in Äthiopien gäbe es Menschen mit Ohren so gross wie Flügel. Ihr Leib wäre von heller Farbe und beim Anblick fremder strecken sie die Ohren aus, so dass sie den Anschein fliegender erweckten. Was daran tatsächliches ist, lehrt uns Burton: ‚Die Usagara (westlich von der Küste von Zanguebar) pflegen zur Erhöhung ihrer Schönheit ihre Ohrlappen möglichst zu vergrössern. Zu diesem Zwecke stecken

sie darein dicke Holzwalzen und hängen schwere Anhängsel daran, so dass infolge dessen des öfteren, namentlich bei älteren Leuten, die ungeheuerlich ausgedehnten Ohren bis auf die Schultern herabfallen. Diese verrückte Mode, so übrigens bei vielen anderen afrikanischen Völkern wiederkehrt, gibt uns den Schlüssel zu den Märchen der Alten von den äthiopischen Völkern, die sich ganz und gar in ihre Ohren einhüllen und aus ihnen einen Schlafmantel machen können'. Auch Petherick erzählte man von einem Volke im inneren Afrika, das aus Zwergen bestehen soll, deren bis auf die Erde reichende Ohren so breit seien, dass eines davon dem schlafenden als Matraze und das andere als Decke diene. Hier haben wir die Fanesii (Panoti) eines Plinius und Mela zu erkennen, deren auch die griechischen Schriftsteller unter mancherlei Namen gedenken. Dieselbe Sitte übermässiger Vergrösserung der Ohren aus ästhetischen Gründen kommt auch in der Südsee vor, wie Gerland nachgewiesen. Pallas, der die nördlichen Teile des chinesischen Reiches besuchte, sagt: ‚Man zieht diejenigen Frauen vor, die die Mandschuform haben, d. h. ein breites Gesicht, hohe Wangenknochen, sehr breite Nasen und enorme Ohren'.

* * *

Friedrich von Schlegel bewundert ‚die edle Nase, die so sinnreich endet'. Diese Wahrnehmung belehrt uns nicht im geringsten mehr als das italienische Rätsel aus Modica bei Pitrè:

Dintra pilu e fora carni.
Inwendig Haar und auswendig Fleisch.

Nach Fries' Spiegel der Artzeney (aus dem Jahre 1532) ist ‚die nass ein instrument der seelischen geister, durch welche die vernunft durch empfindung befindet, was wohl oder übel riecht, ist auch ein weg, dadurch das Gehirn gereinigt wird von der überflüssigkeit der Luft die gezogen ist zum Gehirn'. Uns schönheitdurstigen befriedigt diese ehrwürdige Erklärung, mehr bieten moderne Anatomien dar. Wir wollen inzwischen bei der schönen Nase bleiben.

Bei einer wohlproportionierten männlichen Nase liegt die Nasenwurzel in der Höhe der oberen Augenlider, bei der weiblichen in der Höhe des Blicks der Pupille; die Nasenspitze in der Mitte des dritten Gesichtsechsteiles.

Messer Firenzuola hebt richtig hervor, dass die Nase für das ganze Antlitz, sei es ein männliches oder weibliches, von der grössten Bedeutung bleibe. ‚Denn, wer nicht eine vollkommen schöne Nase besitzt, hat kein schönes Profil. Am Knorpel darf die Nase wohl eine geringe Erhöhung aufweisen, aber niemals bei Frauen in eine wirkliche Adlernase ausarten; diese nämlich ist hässlich. Im allgemeinen verlange ich sie gerade verlaufend, nicht lang und nicht gar schmal. Die Färbung am unteren Teile, über den Lippen ähnlich jener der Oliven, aber weit sanfter, niemals stark rosig oder weiss, als sei die Nase erfroren. Wo die fast unsichtbare Linie die beiden Nasenlöcher trennt, darf immerhin eine leichte Röte vorherrschen. Es versteht sich von selbst, dass die Nasenlöcher trocken und rein und das ganz besonders an ihrem äussersten Teile sein müssen; sind sie feucht, so ists ein widerlicher Anblick. Auch muss es für unschön gelten, die Nase zu rümpfen; denn dies bedeutet stets, die betreffende Person werde leicht zornig. Überdies verdirbt es das Profil'. Günther, der verdiente Wiederentdecker Firenzuolas fügt hinzu: ‚Die Frauen mögen es vermeiden hochmütig dreinzuschauen. Aber, wie viele Frauen versündigen sich nicht gegen diese Vorschrift und bewirken dadurch, dass ihr sonst gewiss gefälliges Antlitz dauernd eine hässliche Verzerrung aufweist'. Der Rat

nützt nichts und ist auch an die falsche Adresse gerichtet, denn nur wir Männer verderben die Frauen, sowie die reichen und mächtigen Mannsbilder. Bürger erkannte das Übel und gab einen Rat, der freilich auch für die Katze ist:

Viel Klagen hör ich oft erheben
Vom Hochmut, den der grosse übt.
Der grossen Hochmut wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

Jedenfalls erleidet Schönheit Einbusse unter Hochmut, der stets gegen eigene Fehler blind macht und einen Wall gegen wahre Liebe und Freundschaft bildet.



Eine deutsche Wienerin, 26 Jahre alt, Mutter zweier Kinder.

Welten wünscht, eine wohlgeformte Nase soll 1. in ihrer Länge der Stirn gleich sein, 2. an ihrer Wurzel eine kleine, sanfte Vertiefung haben und 3. muss der Rücken eher breit als schmal und auf beiden Seiten parallel sein. Die Nasenflügel müssen von vorn gesehen deutlich hervortreten, die Nasenlöcher sich nach unten wohlgefällig verkürzen, nach vorn etwas spitz zulaufen, nach hinten sich runden, überhaupt sanft geschweift und durchs Profil der Oberlippe in zwei gleiche Teile geteilt sein und last not least, der Unterteil der Nase darf im Profil betrachtet nur ein Drittel ihrer Länge betragen.

Schopenhauer glaubt, „das Lebensschicksal zahlloser Mädchen ist durch eine leichte Krümmung ihrer Nase aufwärts oder abwärts entschieden worden“. Dem widerspricht die Tatsache, dass in der romantischen Liebe die geringste Rücksicht auf die Nase genommen wird und dass nur äusserst spärliche Stellen in Dichtungen auf die Frauennase anspielen. Die Troubadours und die Guslaren

nahmen die Nase so gut wie gar nicht wahr. Bekannt ist unsere sprichwörtliche Redensart vom abgewiesenen Freier, der angeblich selber auf die Braut verzichtet: ‚es gefällt ihm ihre Nas nicht‘, das heisst, er selber hätte an dem Mädchen nichts auszusetzen gehabt, wäre er nur nicht verschmäht worden.



Photographie von Prof. Dr. W. Jochelson in New York.

Tungusische Frauen.
Aufgenommen für das Museum of Naturale History i. J. 1902.

* * *

Ein System kleiner Muskeln dient zur Bewegung der Nase, die nicht nur für die Atmung und das Riechen bedeutsam sind, sondern auch die verschiedensten Gemütbewegungen auszudrücken vermögen, wie Schrecken, Zorn, Traurigkeit, Abscheu, Enttäuschung, für die es in jeder Sprache charakteristische, auf die Nase sich beziehende Ausdrücke gibt, wie ‚eine spitze Nase bekommen‘, ‚mit langer Nase abziehen müssen‘, und viele andere. Einige brachte ein launiger Nasenfreund in glatte Verslein, die vielleicht manchem gefallen dürften:

Kriegst du eine rote Nase,
Ei, dann meide Bier und Wein;
Kriegst du kurzweg eine Nase,
Wird ein Gläschen Trost dir leihn.

Hast du eine feine Nase,
Merke auf des Windes Wehn
Und du wirst mit langer Nase
Niemals deines Weges gehn.

Trage nicht zu hoch die Nase,
Denn sonst stösst du manchmal an,
Lass dich lieber an der Nase,
Ruhig führen dann und wann,

Gehst du grade nur der Nase
Nach, so siehst du nicht ums Eck;
Aber steck auch deine Nase
Nicht so leicht in jeden — Topf.

Willst du heutzutag bestehn,
Sei, wos passt, recht naseweis,
Denn man sagt ‚Nur Nasen drehn!'
Diese Kunst hat jetzt den Preis.



Photographie von Prof. Dr. W. Jochelson in New York.

Tungusische Frauen.
Aufgenommen für das Museum of Naturale History i. J. 1902.

Die Auffälligkeit der verschiedenen Nasenbildungen hat schon seit den ältesten Zeiten dahin geführt, die Nasenformen angeblich physiognomisch zu deuten. In seinem Buche von der Schönheit des Körpers sagt Leuchs: Spitze Nasen zeigen Neigung zu Zorn und Zanksucht, lange und dünne: Leichtsinn, kleine: Weichlichkeit und Veränderungsucht, stumpfe: Einfalt und Leichtgläubigkeit, aufgestülpte: Sinnlichkeit, lange und gebogene: Dreistigkeit, unten dicke: Trägheit, überall dicke und zu grosse: Rohheit an. Ein deutsches Sprichwort aus Oldenburg meint: ‚Spitze Näs und spitzet Kinn, dar sitzet de lebendige Düwel in'. Die runde Nasenspitze, die unser Volk Birne heisst (angls. foreveard nosu, franz. le bout du nez, Nasenball, Nasenkugel) kommt hauptsächlich in Betracht.

Eigentümlich ist der oberd. Volksbrauch, an der Nasenspitze den moralischen Charakter des betreffenden durch Befühlung („an der Nase nehmen") zu

examinieren. Dies dürfte auf einer weit älteren, die rein körperlichen Gesundheitverhältnisse prüfenden Übung beruhen: cognoscitur etiam juvenis de virginitate et corruptione per multa signa ut uterque ad pirulam nasi sentitur indivisibilis sed si est violata (per ulcus lueticum cum perforatione septi narium?) sentitur partibilis (Höfler nach Du Cange). Auf völlige Intaktheit der Nase scheint man in alten Zeiten besonderen Wert gelegt zu haben. In ganz Schweden zahlten die Leute dem Gott Odin an Stelle einer Kopfsteuer einen Tempelsold oder Schatzpfennig für jede Nase (nef-gildi = Nasengeld) und bei der Leichenbestattung wurde die Nase der Leiche verschlossen (nab jargir), damit die Elbenwürmer nicht eindringen.

Bekannt ist die innige Beziehung, in die man die Grösse der Nase zur Heftigkeit des Geschlechttriebes gebracht hat — schon bei den Römern —, indem grossnasige eine entsprechend stark entwickelte — Neigung für das andere Geschlecht haben sollen.

Auf die eigenartige Verbindung zwischen Nase und Schamteilen deutet eine Äusserung Chr. T. E. Reinhards hin, die sich in seinem von Dr. Iwan Bloch wieder ausgegrabenen Buche ‚Satyrische Abhandlung von den Krankheiten der Frauenspersonen, welche sie sich durch ihren Putz und Anzug zuziehen (Glogau 1757) vorfindet: ‚Doch denen Neugierigen will ich auch nicht den allergeheimsten Ort der Natur verdecken, sie sollen also wissen, dass sich bey denen Schönen dasjenige Muttermaal, welches auf der Nase sitzet, bei ihnen die Lefzen an den Geburtsgliedern einzunehmen pflegt. Steht aber ein Mal auf dem rechten oder linken Nasenflügel, so wird sich dieses ebenfalls fast an dem obersten Teil, wo die Nymphen ihren Ursprung nehmen, wieder erblicken lassen'. Eine ähnliche, etwas drastischere Volksmeinung vermerkte ich in Bosnien. Sachlich begründet ist sie nicht mehr als die allgemein angenommene Beziehung zwischen dem Weissen im Auge und der Geschlechtlust. Auch Reinhard wiederholt offenbar nur eine volkstümliche Überlieferung.

Bei den Australiern ist die Nase vor allem kurz und niedrig, und da zugleich die Flügel sehr breit und die Nasenlöcher weit sind, so folgt daraus jene hässliche Grundform, die uns am meisten an dem australischen Gesichte abschrickt. Die Wurzel sitzt tief, der Rücken ist stark eingebogen und mehr abgeplattet. Bei den Mädchen berechnet sich ein Nasenindex von 100, die Nase ist also so hoch wie breit. Kollmann nennt die Bildung der Nase des Australiers höchst auffallend. Sie ist kurz und dabei in einem ganz aussergewöhnlichen Masse breit, sogar breiter als hoch, an der Wurzel ist sie verhältnismässig schmal, um sich von der Mitte an schnell zu verbreitern, so dass die Nasenöffnungen nicht senkrecht zur Gesichtöffnung, sondern quer liegen.. Die Nasenflügel und die Nasenscheidewand sind dabei überdies dicker als bei den anderen Menschengruppen, und so wird dies Organ zum eigentlichen Organ der Hässlichkeit.

Bei den Feuerländern sind die Nasenflügel überall sehr breit angelegt, die Wurzel ist tief, flach oder geradezu abgeplattet, der Rücken wenig vortretend und leicht gerundet. Die Form nähert sich bedeutend der mongolischen, namentlich bei den Frauen liegt der Knochenteil so tief, dass er im Profil das Niveau der Wangenbeine nur um weniges überschreitet.

Bei den Xosakaffern ist die Nase an ihrer Wurzel durchschnittlich breiter als beim Europäer und gleichzeitig flacher in der Wölbung; der Nasenrücken ist gerundet, es fehlt die scharf vortretende Kante, die gerade die Stämme des Kaukasus, nach denen unser Menschenschlag von manchen benannt wird, in auffallender Weise zeigen. Die Spitze ist abgerundet, eine wirkliche Zuspitzung findet

nur ausnahmweise statt, die Nasenflügel sind meist auffallend niedrig, der Ansatz ist oft stark nach aussen und etwas nach oben gerückt, wodurch bei dem allmählichen Herunterziehen des Flügels in die Oberlippe das eigentümliche, unschöne Nachvornsehen der Nasenlöcher entsteht. Bei den Zulukaffern ist die Nase verhältnismässig hoch, aber die Länge des Nasenrückens ist durchwegs sehr viel geringer, während die Nasenflügel breit ausliegen und die Nüstern weit geöffnet sind. Nur bei dem Weibe hat die Nase eine feinere Form: sie kann geradezu als eine reizende Stumpfnase bezeichnet werden.

Bei den Chippeway, einem nordamerikanischen Indianerstamm, ist die Nasenform hoch, ja einige besitzen sogar eine kühn gebogene Adlernase bei bedeutender Gesichtbreite.



Photographie von W. Lindt in Melbourne.

Familiengruppe von Uwuw Lava, Australien.

Die Nase der Papua auf Neuguinea ist so niedrig, in den knöchernen Teilen zugleich so breit und der Rücken so eingebogen, dass man, sagt Ranke, auf die sich nicht bestätigende Vermutung kommen könnte, dass irgend eine künstliche Einwirkung auf deren Bildung stattgefunden habe. Man muss daran denken, weil die französischen Missionäre von Neukaledonien behaupten, dass nicht bloss da, sondern auch bei den Nachbarvölkern die niedrigere Nasenwurzel künstlich dadurch hervorgebracht werde, dass man unmittelbar nach der Geburt die Nasenbeine zerquetsche. Ranke bemerkt, die Untersuchung an den Schädeln habe bisher jedoch nichts ergeben, was für eine solche Einwirkung spräche. Das ist gewiss richtig, aber auch die Mitteilung der Missionäre beruht auf einer guten Beobachtung, nur ist darin die Angabe von der Zerquetschung des Nasenbeins unzutreffend, weil ja bloss der weiche nachgiebige Nasenknorpel eingedrückt wird und zwar nicht auf einmal, sondern durch häufig darauf ausgeübten Druck.

Desor glaubte, wie Ranke meint, nicht ganz ohne Grund, dass die feine

hocherhobene Nase geradezu ein Resultat des Kulturlebens sei; als ihr Extrem erscheint die Nase mit fast papierdünnem Rücken, die „Messerrückennase", die zu einem extrem schmalen „Kulturgesicht" gehört.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine čechische Wienerin, 16 Jahre alt.

Die Bakaïri im inneren Südamerikas zählen unzweifelhaft zu den kulturärmsten Menschen, aber sie haben feine hocherhobene Nasen, wie uns die Bilder und die Erklärungen Karl von den Steinens lehren, der diese Indianerstämme genau beschrieb. Wir bilden uns viel zu viel auf unsere Nase ein, aber die Menschen von anderen Gruppen finden sie hässlich. Die Negerinnen spotteten z. B. der weissen Farbe Mungo Parks und seiner hervorstehenden Nase und meinten, er müsse als Kind in Milch gebadet und seine Nase durch Ziehen zu dieser Grösse gewachsen sein.

Die Chinesen aus dem Binnenlande halten die weisshäutigen Europäer mit ihren vorspringenden Nasen für hässlich. Im siebenten Jahrhundert waren die Chinesen, gewöhnt an mongolische Plattnasen, über die hervorragenden Nasen der Singhalesen überrascht und Thsang beschreibt sie als ‚Wesen mit dem Schnabel eines Vogels und dem Leib eines Menschen'. Finlayson bemerkt in seiner Beschreibung der Bewohner von Siam: ‚Die Siamesen haben kleine Nasen mit auseinanderstehenden Nasenlöchern, einen grossen Mund, etwas dicke Lippen, ein merkwürdig grosses Gesicht mit sehr hohen und breiten Wangenknochen. Es ist daher nicht zu verwundern, dass Schönheit, unserem Begriffe nach, für sie fremd ist. Und doch betrachten sie ihre Frauen als viel schöner als die von Europa.'

* * *

Die europäische Nase! Die ist nach der übereinstimmenden Auffassung aller zitierten Forschungreisenden, Anthropologen, Maler, Bildhauer und Salonhelden die anmutigste, wohlgeformteste, geistsprühendste Nase, kurzum, das erhabenste Merkmal unserer gewaltigen leiblichen und geistigen „Überlegenheit“ über alle die „tief unter uns stehenden Rassen“. Lavater und Topinard, von den Verfassern der unzähligen Zeichenlehrbücher abgesehen, haben uns lange Serien aller möglichen Nasenbildungen vorgeführt, die wir als den Gipfel der Vollendung zu betrachten gewohnt sind, aber wir erfahren von ihnen trotzdem nicht genau, wie denn die europäische Nase beschaffen ist. Es ist unmöglich, die Nasen aller dreihundert Völker und Völkersplitter Europas zu beschreiben, aber da wir Deutsche sind, wollen wir uns auf unsere eigene Nase zurückziehen. Gibt es eine deutsche Nase? Ein Blick in Höflers klassisches Krankheitnamenbuch belehrt uns gleich, wie sehr wir uns im Irrtum befinden. Selbst das ungeschulte Auge des deutschen Bauern nahm eine verblüffende Mannigfaltigkeit der Nasenbildungen wahr und er erfand eine lange Reihe von Bezeichnungen für die ihm auffallenden Nasenverschiedenheiten. Einige davon will ich hier anführen, um darzutun, wie gross die Nasenmannigfaltigkeit schon bei einer einzigen Menschengruppe in Europa ist und wie wenig berechtigt daher die Annahme einer europäischen Nase erscheint.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Niederösterreicherin von der ungarischen Grenze. 22 Jahre alt.

Gewöhnlich sind Vergleiche mit Tiernasen, z. B. die von Raubvögeln, die Adler-, Habicht- (Häppe-) oder Geiernase, eine stark hakenförmig, wie ein Schnabel

gekrümmte Nase, nach dem Volksglauben den elbischen Dämonen eigen. Affennase, eine nach aufwärts gezogene Nase infolge einer Hemmungbildung, auch Kumpfnase, flache Nase, Tellernase genannt, wenn sie plätschig breit, aufgeschwollen, aufgestülpt ähnlich der Schafnase oder Ramsnase ist, die, wie eine Gumpe, Schale in ihren Nasenlöchern offensteht. Eine Schafnase, nez de mouton, ist namentlich eine durch Syphilis der Nasenscheidewand eingesunkene Ramsnase. Eine Mopsnase, eine stumpfe Nase, wie sie der Mopshund trägt. Das Gesicht ist dabei fratzenhaft schnüffelnd verzogen. Eine aufgezogene Mopsnase ist eine Rümpfnase. Eine stark nach rückwärts aufgezogene Mopsnase ist die Brackennase, eine feine Spürnase, wie sie ein Bracken, Spürhund hat. Die gut witternde Nase heisst man eine Fuchs- oder Hundsnase, eine schiefe, verschobene eine Schöpsnase und eine fladenartig breit gedrückte eine Heringnase.

Viel Beachtung findet die schönfärbige Nase mit dem rötlich strahlenden Gipfel. Sie ziert mehr als ein feuchtfröhlicher Name. Sie gilt als Bibernase (vom latein. bibere, trinken), als Biernase, Burgundernase, Karfunkelnase, Weinnase (blaue Nase), Kupfernase, Sauf- oder Säufernase, Schnapsnase oder Scharlachnase, eine dem roten Tuchstoffe in der Farbe angeglichene, äusserlich rote Nase. Ihr nähert sich in der Farbe die durch Tabakschnupfen gereizte, rote Tabaknase.

Als Missbildungen erkennt man die Kolben-, kolbete Nase, eine wie ein Glaskolben dick angeschwollene Nase; die Plumpnase, eine stumpf aufgestülpte oder dicke, breite Kumpfnase, nasus quadratus; die Pfundnase, eine grosse mit Akne oder Hautfinnen warzig besetzte Nase; die Potznase, eine Langnase, die nur ein kaltes Spitzchen (Bützchen, Butz) vorstellende, hässlich entstellte Nase, die das Attribut der Holda-Perchta-Stampa ist, wie Höfler vermutet, vielleicht nach einem Götzenbilde. Die Datschi- oder Dätschnase, eine breite, wie ein flachgeschlagener Kuchenbrei ausgebreitete Nase, auch geplätschte Nase, die wie verkrüppelt erscheint, wie eine durch den platschenden Schlag breitgedrückte Nase. Die doppelte Nase, eine durch Geschwulstbildung (Warzen) an Umfang vergrösserte Nase, deren Besitzer man einfach den zweinasigen heisst. Die Eiss- (Furcht-, Schrecken-)Nase, ein Ausdruck, der im XIII. Jahrh. vorkommt, ist eine entstellte Potznase als Attribut der Perchta-Holda. Eine Sattelnase ist wieder bloss eine stark sattelförmig eingebogene Stülpnase.

Die Nordgermanen benannten auch ihre Häuptlinge nach Nasendifformitäten: z. B. Rotnase (raudnefr), Karlingernase (Kerlingar nefr) = Altweibernase. Im X. Jahrhundert bedeutet Kerling = virago, älteres, mannähnliches Weib.

Gross ist die Zahl der Bezeichnungen für böse, quate, durch sichtbare Geschwüre entstellte Nasen. Mit Unrecht stellt hieher ein Folklorist die Heftnase, die mit einer Handhabe verglichene gekrümmte, lange Nase, die nur ausnahmweise einmal auch durch Krankheit entstanden sein mag. Die Schnotternase (Schnoddernaes) ist eine katarrhalisch angegriffene Nase, die Schnüffelnase eine meist infolge von Syphilis oder Skrofulosis entstandene Nasenverengerung, die das Atmen durch die Nase nur schnaubend oder schnüffelnd ermöglicht; die Stinknase, deren Schleimhaut durch wanzenartig übelriechende Ausscheidung bedeckt ist. Doch genug von den unschönen Nasen.

Höfler zählt 88 Zusammensetzungen mit Nase auf und die Liste ist noch lange nicht vollständig, wenn man verschiedenen mundartlichen Sprachgebrauch hinzuzieht.

Bei der griechischen Nase ist die Profillinie der Stirn, ohne sich an der Nasenwurzel auffällig einzusenken, also fast unmittelbar in den geraden Nasen-

rücken eingeführt und zwar in einer sich der senkrechten mehr oder weniger nähernden Richtung. Blumenbach war der Ansicht, dass sich der Gesichtschnitt der antiken Bildwerke tatsächlich in der Natur, wenn auch vereinzelt, sowohl im alten Griechenland als auch sonst vorfinden mochte, wogegen wieder P. Camper das ‚griechische Profil' in seiner reinsten Durchbildung als eine in der Natur nicht vorhandene Bildung bezeichnete. Sowie die Nase z. B. der Bildner der Zeusbüste von Otricoli darstellte, ist sie eine Missbildung und die der Stadtgöttin Arethusa auf der berühmten altsyrakusäer Silbermünze ist es zum Teil auch. Die Athenerin auf S. 35 zeigt en face die reinste klassische Nase, dagegen ist im Halbprofil auf S. 14 diese Form weniger bemerkbar. Das kommt daher, weil ihre Nase nach keiner Seite hin gebogen ist, während sonst im allgemeinen Nasen eine mehr oder weniger leichte Neigung nach rechts oder links aufweisen. Der antike Künstler hat eben falsch gesehen und sein Fehler ist in seiner Übertreibung zur Norm der Schulen geworden. Diese künstlich gewonnene Gesichtbildung war, wie Langer treffend sagt, nicht geeignet, alle jene heftigeren Erregungen, wie sie das wirkliche Leben mit sich bringt, auszudrücken. So kam es, dass die Künstler, als sich die spätere Zeit dem dramatischen der Darstellung hocherregter Zustände mit Vorliebe zuwandte, von der Anwendung der Linien des sogenannten griechischen Profils abgingen. Winckelmann aber, der für die gerade, antike Nase schwärmt, übertreibt ganz ungemein, wenn er behauptet: ‚Der leicht verständliche Hauptbeweis für die Überlegenheit der Form der Griechen und der derzeitigen Bewohner der Levante liegt in der Tatsache, dass wir bei ihnen keine platten Nasen finden, welche die grösste Entstellung des menschlichen Gesichts bilden.' In Wirklichkeit sind plattnasige in der Levante häufiger als in Mitteleuropa anzutreffen. John Ruskin, der gefeierteste Kunstkritiker Albions bestreitet sogar entschieden jede Überlegenheit der Form bei den Griechen, indem er die Behauptung wagt, dass Schönheit der Züge (und mittelbar der Nase) etwas war, das in der volkstümlichen Kunst der



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Ruthenin, Städterin, mit hypertrophischen Brüsten, 24 Jahre alt.

Griechen nicht nur nicht erreicht, sondern gar nicht einmal angestrebt worden. „Und schliesslich — und dies mögen sie als zwingenden Beweis für das Unverständnis der Griechen für die höchste und feinste Schönheit nehmen — finden wir selbst in ihrer Literatur kaum einen Beweis und in ihrer Kunst gar keinen, dass sie je einen Begriff von der menschlichen Schönheit in der frühesten Kindheit oder Jugend gehabt."

In meinen Streifzügen brachte ich genug Belegstellen aus griechischen Schriftstellern bei, die klar dartun, dass Ruskins Literaturkenntnis nach dieser Richtung unzulänglich war und doch muss man sowohl ihn als Winckelmann bei ihrer Meinung lassen; denn in einem solchen Streit gibt es keinen anderen sicheren Standpunkt als den Popper einnimmt. Was er sagt, gilt aber nicht allein für die Kunst, sondern noch vielmehr für die Beurteilung der Verschiedenheiten der Schönheitabschätzung unter allen Menschengruppen. „Die Kunst hat keinen anderen Zweck als unser ganzes Gemüt zu erfreuen, sie bietet ihm schöne Formen, heitere oder tragische Vorgänge, Bilder von Pracht oder Grösse zur Aufnahme dar. Hat jemand durch irgend ein Werk, das als Kunstwerk dargeboten wird, keine ästhetische Empfindung gewonnen, so beweist dies durchaus nicht, dass jenes Werk nicht künstlerisch angelegt wäre, und selbst, wenn sich dies noch so oft und bei noch so vielen Menschen wiederholt; denn man kann nicht wissen, ob nicht irgend einmal jemand, mit jenem Werke zusammengebracht, in eine künstlerische Stimmung gebracht wird; ein einziger bejahender Fall definiert etwas als ein Kunstwerk, das ja vom aufnehmenden Menschen nicht zu trennen ist, und hunderttausend gegenteilige Fälle beweisen nichts und definieren nichts."



Eine Auckländerin, Matrone im Witwenschmuck.

Einer besonderen Erwähnung geschehe der Judennase, die in Wahrheit nur in der Einbildung der Judenspötter besteht. Es ist die gewöhnliche Adlernase, die durch häufiges Bohren mit den Fingern in der Nase etwas zu der Spitze hin die ebenmässige Form eingebüsst hat. Das ist gewiss ein Unfug, während die jüdische Mutter, nicht anders als eine serbische, ihr Kind häufig an der Nase zu ziehen pflegt, um sie zu formen, also rein aus ästhetischen Rücksichten. Keine andere liegt wohl dem Brauche galizischer Juden zugrunde, die auch einen Verlobten an der Nase ziehen, wenn sie ihn beglückwünschen. Die volkstümliche

Erklärung dafür ist nur ein Witz, dessen stumpfe Spitze sich gegen die Braut kehrt. Nach der biblischen Erzählung erhielt der Mann das Weib, das ihm, während er schlief, Gott aus der Rippe herausschnitt. Nun steht es im Talmud, die Nase wäre das einzige Glied am menschlichen Leibe, das während des Schlafes wache. Also ziehe man den Bräutigam an der Nase, weil sie Adam nicht gewarnt habe.

Die vielberufene čechische Nase, die wir sattsam aus Witzblättern kennen, ist nur eine Hemmungbildung, die keineswegs auf Libušas Nachkommen als Familiennase beschränkt ist. Im Gegenteil, bei den Čechen überwiegt die schön entwickelte, starke Markomannennase, die im gefälligen Verhältnisse zu dem kräftigen Schädel und der breiten, hohen Stirne steht. Mit der čechischen Nase verhält es sich in Wirklichkeit nicht anders als wie mit der englischen.

Heine sagt in den Florentinischen Nächten von den schönen Engländerinnen: „Es sind schöne, weisse, schlanke Leiber. Nur der allzubreite Raum zwischen der Nase und dem Munde, der bei ihnen ebenso häufig wie bei den englischen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die schönsten Gesichter verleidet. Diese Abweichung von dem Typus des Schönen wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien sehe, wo ihre kärglich gemessenen Nasen und die breite Fleischfläche, die sich darunter bis zum Maule erstreckt, einen desto schrofferen Kontrast bildet mit den Gesichtern der Italiener, deren Züge mehr von antiker Regelmässigkeit sind, und deren Nasen entweder römisch gebogen oder griechisch gesenkt, nicht selten ins Allzulängliche ausarten. Sehr richtig ist die Bemerkung eines deutschen Reisenden, dass die Engländer, wenn sie hier unter den Italienern wandeln, alle wie Statuen aussehen, denen man die Nasenspitze abgeschlagen hat.“ Von den Pariserinnen wieder sagt er: „Ist der Raum zwischen Nase und Mund bei ihnen breit oder schmal? Manchmal ist er breit, wenn sie die Nase rümpfen; manchmal ist er schmal, wenn ihre Oberlippe sich übermütig bäumt.“ Alle die nationalen Nasen gehören eigentlich in dieselbe Reihe, wie die konfessionellen. Vor drei Jahren fand ein klerikaler Gelehrter in Deutschland einen Unterschied zwischen protestantischen und katholischen Nasen heraus, unterliess es aber bis jetzt, nähere Aufschlüsse über seine bedeutsame nasologische Entdeckung zu gewähren.



Eine Malaiin mit schweren Armringen. Aus Singapore.

* * *

In seinem Bericht über die erste Weltumseglung erzählt Cook von den Australiern der Ostküste: „Ihr Hauptschmuck besteht aus spitzen Knochen, den sie

durch die Knorpelwand bohren, die die beiden Nasenspitzen voneinander trennt. Da dieser Knochen gelegentlich von der Dicke eines Fingers und fünf bis sechs Zoll lang ist, so reicht er fast über das ganze Gesicht hin und schliesst die Nasenlöcher so vollkommen ab, dass die Leute gezwungen sind, behufs Atemholens ihren Mund weit offen zu halten und beim Sprechen in einer Weise zu schnauben, dass sie sich kaum einander verständlich machen können."

In meinem Werke findet man mehrere Inderinnen und Araberinnen, die im linken oder rechten Nasenflügel oder im Nasenknorpel Ringe oder Rosetten zum Schmuck stecken haben. Selenka nennt solche Zierrate ‚Unschmuck' und ‚widersinnige Zierstücke'. „Durchbohrung der Nasenscheidewand, der Nasenflügel oder der Wangenhaut zum Behufe, Zierrate oder Stäbe aufzunehmen, sind Stammabzeichen, in jedem Falle aber Unschmuck schon aus dem Grunde, weil sie die Körperformen entstellen. Dennoch ist diese Unsitte weit verbreitet über die heissen Erdstriche." Im ethnologischen Gesichtkreise erscheint solcher Unschmuck und solche Unsitte gerade wegen ihrer weiten Verbreitung als Schmuck und Sitte und es steht uns keinerlei Recht zu, darüber von unserem Schönheitgefühle geleitet abzuurteilen. Dass dieser ‚Unschmuck' ein Stammabzeichen darstelle, ist eine auch anderwärts in der ethnologischen Literatur des öfteren auftauchende Vermutung, die man nicht begründet hat. Er entspricht im Gegenteile einem im Sinne seiner Trägerinnen höchst praktischen Zwecke, dem unmittelbaren Schutzbedürfnis der liebwertesten eigenen Persönlichkeit. Im asiatischen Osten ist nämlich allgemein der Glaube verbreitet, dass ein mit der Gabe des bösen Blickes begabter, um keinen Schaden zu stiften, zuerst auf seine Nase blicken soll. Der Gedankengang ist der gleiche, wie der, wenn man bei uns einem Nörgler rät, er möge sich selber zuerst bei der Nase packen. Im Talmud steht: ‚Fürchtet einer den schädlichen Einfluss seines eigenen Blickes, so schaue er auf seinen linken Nasenflügel.' Nun tragen die schönen Mädchen einen Schmuck im Nasenflügel, um durch ihn, wie



Photographische Kunstanstalt O. Schmid in Wien.

Eine Čechin, 21 Jahre alt.

wir durch einen Blitzableiter den Blitz, den bösen Blick abzuleiten und sich zu sichern.

Der Nasenschmuck ist genau besehen nichts anderes als ein Talisman, dessen wahre Bedeutung als eines Segenpfandes Goethe im Westöstlichen Divan nach östlichem Vorbild in zierlichen Reimen beschreibt:

Talisman im Karneol
Gläubigen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx' Grunde
Küss ihn mit geweihtem Munde!
Alles Übel treibt er fort,
Schützet dich und schützt den Ort:
Wenn das eingegrabne Wort
Allahs Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb und Tat entzündet;
Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Deutsche aus Nordböhmen, 18 Jahre alt.

Freilich weiss nicht jede Trägerin eines solchen Nasenschmuckes den Ursprung des Schmuckes zu erklären und sie fasst ihn leicht als eine Notwendigkeit zur Vermehrung ihrer Reize auf. Davon ausgehend, gelten in jenen Menschengruppen unserer Frauen als die unästhetischen, die geschmacklosen, die nicht wissen, was schön ist, und wie man die Anmut der angeborenen Reize durch Schmuck veredeln und verfeinern soll.



VII.

Von der schönen Frauen Mund, Lippen und Zähnen.

Zwei Röslein sind die Lippen dort,
Die lieblichen, die frischen;
Doch manches hässlich, bittre Wort
Schleicht tückisch oft dazwischen.

Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübschen Rosenbüschen,
Wo giftige Schlangen wunderschlau
Im dunklen Laube zischen. Heine.

Seitdem sich der alte römische Satiriker über die zerlegbare Frauenschönheit lustig gemacht, will sie aus der Erzählungliteratur der Völker bis auf die Schauergeschichten des Kriminalromanverfassers Gaboriau, und die schalen, die Unzüchtigkeit quentelweis ausschrotenden modernen Witzblätter schier nimmer verschwinden. Fast besorge ich, dass man auch mich dieses lastergleichen Fehlers zeihen wird, indem ich mich unterfange, Einzelheiten des unteilbaren, ungeteilten schönen Frauenleibes zu besprechen. Eine Einheit voll Anmut und Reiz schwebt uns vor, die man nur als ein ganzes ungetrübt geniessen kann. An der schönen Frau ist alles wunderschön, wie dies Bhartrihari sinnig in Fragen und Antworten besagt:

Jeglichen Schauens höchstes, was ists?
Rehäugiger Maid liebreizend Gesicht.
Jeglichen Hörens höchstes? Ihr Wort.
Aller Düfte? Der Odem ihres Munds.
Des Schmeckens? Der Lippenknospe Kuss.
Aller Berührung? Ihr holder Leib.
Alles Denkens Ziel? Ihrer Jugend Pracht.
Jeden Sinn berückt ihrer Anmut Spiel.

Es besteht aber ein wesentlicher Unterschied zwischen jenen Spöttern und mir. Jene kühlen ihr Mütchen an der ärmsten, die mit erborgten Reizen prahlt, während ich dem Naturfreund gleiche, der auf einer blumenreichen Flur lustwandelnd, bald die eine, bald die andere Blume bewundert und dabei all die ihn umgebende Pracht im Auge behält.

Ein edelgebildeter, namentlich in seinen Bewegungen schöner Mund übt einen ausnehmend grossen Reiz auf den Beschauer aus. Freimütig bekennt Herder ein, dass, wenn er zwischen schönen Augen und einem schönen Munde zu wählen hätte, er dem Munde entschieden den Preis zusprechen würde. Er übertreibt freilich unzulässig, wenn er behauptet: ‚wie die Pforte, so ist auch der Geist, der heraustritt, das Wort des Herzens und der Seele', denn das ist ganz und gar irrig.

Die Schönheit hat mit dem Geiste des Verstandes, des Herzens und der Seele blutwenig zu schaffen, und hat eine Frau einen anatomisch minder fein gebildeten Mund, so liegt es doch zum grossen Teil in ihrer Macht, ihn schön und anmutig zu geben, um ihn zu einem Goscherl, einem Zuckergoscherl zu gestalten, wie wir in Wien einen lieben Frauenmund heissen. Verständige Frauen veredeln mit ihrem Munde auch den Akt des Essens und Trinkens mit unbeschreiblicher Grazie, wie Goltz zutreffend hervorhebt; „sie machen einen allerliebsten kleinen Mund, sie essen nie gierig und packen noch weniger solche Massen mit so sinnlichem Behagen in den Magen, wie dies von den Mannsleuten ausgesagt werden muss“. Die Hauptsache bei einem Munde ist seine Röte und wie bald ist nicht ein jugendfrischer Mund rot und begeistert den Liebhaber. So besang ihn ein Paulus Schede (1539–1602):



Photographie von M. Larisch in Wien.

Typus einer deutschen Schweizerin.

Morgens ehs tagesschein anbricht
Mit Purpurfarbem hellem licht,
So glentzt herfür deins mundes röt,
Wie vor der Sonn die Morgenröt,
Mit Rosinfarben Wangen
Hübsch, lustig klar auffgangen.

Als den schönsten Becher verherrlicht Goethe den lieblichen Frauenmund:

Wenn ich deinen lieben Leib umfasse,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Lang bewahrter Liebe Balsam koste,
Selig sprech ich dann zu meinem Geiste:
Nein, ein solch Gefäss hat ausser Amorn
Nie ein Gott gebildet noch besessen!

Von gleicher Kenntnis durchdrungen ermuntert die Holde ihren Hafis zur Lebensfreude:

Ach, wie richtete, so klagt ich,
Saure Weisheit, Alter, Tugend
Mich so ganz und gar zu Grunde! —

Komm und sauge, sprach mein Liebchen,
Süsse Torheit, Sünde, Jugend
Leise mir vom Rosenmunde,
Linde mir vom Lilienbusen
Und zu neuem Tag gesunde!

Der altarabische Dichter Antara preist den schönen Frauenmund als einen süssen Trank, duftend wie ein Gewürzladen, „ein Frühlinggarten von frischbetauter Flur“.

* * *

Wenn die Dichter den Mund verherrlichen, feiern sie zumeist die Lippen. Sehnsüchtig schlaue Lippen rühmt Heine einer Schönen nach und Grillparzer weiss von befehlenden Lippen zu sagen:

Der Glieder holder Reiz, der Stirne Thron,
Das Aug, das herrscht, die Lippen, die befehlen.
Selbst wenn sie schweigen, ja im Schweigen mehr.

Eine so ziemlich auch in weiteren Kreisen bekannte Eigentümlichkeit der Frauenlippen, die Beredsamkeit nämlich, entdeckt Israel Nadschara bei seiner Geliebten und er freut sich ihrer gar sehr:

Es strömt von deinem Lippenpaar
Die Rede hold und köstlich klar,
So freue denn dich immerdar,
Sprich, was du tief empfunden!

Nach Hafis sind die Lippen die Süssigkeit selbst:

Bitteres zu sagen, denkst du;
Aber nun und nimmer kränkst du,
Ob du noch so böse bist.
Deine herben Redetaten
Scheitern an korallner Klippe,
Werden all zu reinen Gnaden,
Denn sie müssen, um zu schaden,
Schiffen über eine Lippe,
Die die Süsse selber ist.

Das Lippenrot reizt zu Vergleichen. Bei Heine sind es Rubinen:

Rubinen sind die Lippen dein,
Man kann nicht schönre sehen.
O, dreimal glücklich ist der Mann,
Dem Liebe sie gestehen!

Ein persischer Dichter, den Hammer Purgstall anführt, setzt die Lippen höher als Edelgestein:

Die Lippe des Mädchens, der Onyx, der Wein,
Sind jedes ein rötelndes Edelgestein;
Der Wein ist so flüssig, der Onyx so hart;
Der Wein schmeckt wie Honig, der Onyx glänzt zart,
Die Lippen hingegen gewähren mir ganz
Die Flüssigkeit, Härte, die Süsse, den Glanz!

Zu den köstlichsten Dingen, die ein Mädchen schmücken, reihen die Lippen und so beschwört Merentio einen Romeo:

. . . . bei Rosalindens hellem Auge,
Bei ihrer Purpurlipp und hohen Stirn,
Bei ihrem zarten Fuss, dem schlanken Bein,
Den üppigen Hüften und der Region,
Die ihnen nahe liegt, beschwör ich dich!

Auf dem ersten Blick mag unsereinen der Vergleich im kleinrussischen Volkslied:

‚Ihre Lippen Krapfen gleichen,
Ja, mein Schatz ist ohne gleichen'

verdutzen, aber das befremdliche schwindet, wenn man sich erinnert, dass sich die Vergleichung keineswegs auf die Kugelform des beliebten, in Schmalz ausgebackenen Butterteigs, sondern nur auf seine endliche purpurrote Farbe bezieht.



Photographie von Prof. Dr. Jochelson in New York.

Tungusische Frauen, Erdesserinnen. Aufgenommen i. J. 1902.

Soweit als auf dem Erdenrunde die Rosen erblühen, vergleichen die Dichter die Mädchenlippen mit Rosen, so z. B. Heine im Tannhäuser, wo er Frau Venus Lob singt:

Wie der Schmetterling flattert um eine Blum,
Am zarten Kelch zu nippen,

So flatterte meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen.

Die Erscheinung versetzt Mirza Schaffy in Verwunderung:

Seh ich deine rosigen Lippen an,
So begreif ich nicht, du süsses Mädchen,
Wie sie einen Kuss versagen können!

* * *



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Urwienerin, Deutsche, 20 Jahre alt.

Das Lippenrot ist eine dem Menschen eigentümlich zukommende Bildung, die sich nicht einmal bei den Anthropoiden findet, deren Lippen nicht mehr als blosse Fleischlappen sind im Dienste der Nahrungaufnahme, ohne jede weitere Beziehung, sagt Langer. Und wenn auch beim Menschen manche zur unschönen Seite neigende Lippenformen vorkommen, so knüpft sich doch wieder an die feineren Formen eine vom vegetativen weitabliegende Bedeutung.

Nach dem Ausdruck Hyrtls stellen die Lippen eine Art von beweglichen Deckeln dar, durch die die Mundöffnung wie die Augenöffnungen verschliessbar sind. Die beiden Lippen unterscheiden sich sehr wesentlich voneinander, wie überhaupt die Oberlippe vielmehr durchgebildet ist als die Unterlippe; es haftet auch tatsächlich gerade das feinere der Mundform mehr an der Oberlippe als an der Unterlippe, die wieder mehr an die vegetative Funktion erinnert. Die Abgrenzung der Haut von dem rot ist an der Unterlippe bei weitem nicht so scharf, als an der Oberlippe, die sich überdies durch das mittlere von der Nasenscheidewand abgehende Grübchen auszeichnet. Nur vereinzelt würdigen Dichter diesen Reiz, der die Anmut des Frauengesichtes zuweilen unendlich erhöht. In Heines Florentinischen Nächten erzählt Maximilian seiner kranken Freundin: ‚Morgen, sagte ich leise zu mir selber, morgen küssen wir dich, du schönes Marmorgesicht, wir

küssen dich eben auf die schönen Mundwinkel, wo die Lippen in ein so holdseliges Grübchen zusammenschmelzen'. Der galizisch-jüdische Volksglaube weiss sogar, wieso dies Grübchen entstanden ist. Die Kinder kommen vom Himmel herab. Bevor nun ein Kind geboren wird, schlägt es der Erzengel sachte über den Mund, damit es von den Vorgängen im Himmel nichts verrate und als sichtbares Zeichen dieses Schlags des Vergessens bleibt dem Menschen das Grübchen in der Oberlippe. Entsprechend dieser Einsenkung an der Haut bildet sich im rot ein bald mehr, bald weniger hervorragendes Hügelchen, das sich bei geschlossenem Munde in das rot der Unterlipppe einsenkt und bei Kindern besonders deutlich ausgebildet ist. Dadurch wird die Oberlippe symmetrisch geteilt und das Lippenrot bekommt einen beiderseits welligen, in den Mundwinkel sich einsenkenden Kontur, während sich das rot der Unterlippe mit einem einfachen Bogen gegen die Lippenhaut begrenzt.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Čechin, 19 Jahre alt.

An einem fein geschnittenen Munde überragt die Oberlippe mit ihrem Mittelteile immer die Unterlippe, wogegen eine vortretende, wulstige und stärker umgebogene Unterlippe nicht gerade als eine Zierde des Gesichtes bezeichnet werden kann. Bei geschlossenem Munde wird in den Mundwinkeln das Fleischrot der Unterlippe von der Oberlippe überlagert; infolge dessen bildet sich eine von der Oberlippe abgehende Hautfalte, die sich von der Mundspalte durch eine Einziehung, von den Backen aber durch eine seichte, manchmal in die Nasenlippenlinie auslaufende Furche abgrenzt.

Schwellende Lippen und eine kleine Mundspalte sind Merkmale schöner,

jugendlicher Bildung und finden sich daher auch, wie Langer fein bemerkt, an jugendlichen, ideal gehaltenen Bildwerken, deren mässig geöffnete Mundspalte nur wenig mit ihren Winkeln über die Nasenflügel hinausreicht. Eine bis zur Ansicht der Zähne klaffende Mundspalte findet sich nur an lachenden Satyren und an dem stöhnenden Laokoon.

Als gewissenhafter Anatom und Physiolog legt Brücke dar, wie die Lippen eines holden Menschenkindes beschaffen sein müssen, um das Beiwort schön zu verdienen: „Die Lippen des geschlossenen Mundes müssen in ihrer ganzen Länge von einem Mundwinkel bis zum anderen so auseinander gelegt sein, dass sich die Trennunglinie durch tiefe Schatten markiert. Der Bildhauer wird oft in der Lage sein, die Rinne zu vertiefen, um die Trennunglinie zu verschärfen. Teils zu diesem Zweck, teils des Ausdruckes halber haben schon die Bildhauer des Altertums den Mund oft leicht geöffnet. Die Linie des geschlossenen Mundes muss zwei einander entgegenlaufende Wellen bilden, die sich in der Mitte mit absteigenden Ästen treffen. Der Knick, der hierdurch entsteht, kann mehr oder minder abgerundet werden. In der Form der Welle findet manche Verschiedenheit statt, da, wo sich aber die Welle gar nicht findet, sondern nur ein Bogen oder ein gerader Strich, da ist der Mund für den Bildhauer nicht brauchbar. Der leichtgeöffnete Mund muss seitwärts nicht in spitze Winkel ausgehen, sondern er muss jederseits durch eine von oben und innen nach unten und aussen verlaufende Linie begrenzt sein.“

Dem Plastiker ist es nicht vergönnt, von dem bezaubernden Reiz, den ein schöner, vielleicht nicht einmal den Schönheitnormen vollkommen entsprechender Mund auszuüben vermag, den ganzen, allumfassenden Begriff zu geben. Selbst wenn er Farben gebraucht, erreicht er es nicht, uns das Leben vorzutäuschen, nur bei kunstvoller Beleuchtung kann er in dem Beschauer eine Illusion erwecken und auf die Phantasie stimulierend wirken. Wie anders in diesem Fall der Maler! Er hat den Vorteil, die holdesten Bilder heraufzubeschwören. Auf den Gemälden von Botticelli spielt die Grazie des Mundes eine fast verhängnisvolle Rolle. Wie fast kein zweiter hat es dieser Meister verstanden, den knospenden Reiz des jungfräulichen Mundes nicht minder wie die hinreissend verlockende Fülle, die dem Munde der Liebesgöttin eigen, mit geradezu virtuoser Auffassung darzustellen. Es scheint, als hätten die schönen Frauen des Rinascimento just diesen bestrickendsten Reiz anmutiger Weiblichkeit in allen Abschattungen wunderbarster Vollendung besessen und den höchsten Wert darauf gelegt. Daher auch die erstaunliche Vielfältigkeit in der Schönheit des Mundes, die widersprechendsten Darbietungen der Maler, die es beweisen, dass es trotz aller gegenteiligen Meinung überhaupt keine wirkliche Norm für den Schönheitbegriff gibt und dass Mass und Ziffern nur ein tönendes Erzgeräusch oder ein Papierbehelf sind, während die Lebenswahrheit und das individuelle Empfinden auf ganz anderen Bedingungen beruht.

Es gibt so manches Frauenantlitz, in dem ein gross geratener Mund zur höchsten Schönheit wird. Wenn er zum übrigen gut abgestimmt ist, wenn sich Form und Farbe in die göttliche Harmonie teilen, so kann ein solcher Mund sogar den Enthusiasmus des feinsten Kenners von Frauenschönheit erregen. Abgesehen davon, dass der Mund, der in künstlerischer Hinsicht auf Ausdruckfähigkeit Anspruch erhebt, nicht klein sein darf. Der kleine Mund hat etwas blumenhaftes, rein passives, während der Mund, der die grossen und leidenschaftlichen Akzente der ganzen Gefühlslyra vermitteln soll, stark ausgeprägt und überaus beweglich sein muss. Der stark herausgestossene Schrei, die glutvolle Beschwörung, die schauerliche Eidleistung, der bang erhallende Schreckenslaut, die bis zur Heiserkeit gehende Liebes-

raserei, alles, was Bewegung und Hingebung heisst, erfordert die Gymnastik des Mundes, die der ausübende Künstler magno hiatu zu erlernen hat und niemals vernachlässigen darf. Der tragische Zug, der der geborenen Tragödin, einer Rachel oder Wolter, verliehen war, lässt sich schon gar nicht abgucken. All die unbegreiflich reichhaltige Mimik des Mundes in der virtuosen Weise zur Verfügung zu haben, ist nicht minder eine Vorbedingung auch für den Komiker. Ein leises Zucken, ein Verzerren, ein Aufbäumen der Lippen, und die ganze Zuhörerschaft bricht in frenetischen Jubel aus. Und erst, wie muss der rote, wundgebissene Mund der Bakchantinnen im Purpur der Tollheit und wütender Begeisterung erglüht sein, wenn sie des Gottes voll durch die Täler und Auen, über Berghalden, Wälder und verschneite Berghöhen im wilden Lauf ‚Evoë Bakche!' heulend dahinstürmen!

* * *

Das natürliche Rot der Lippen genügt nicht allen Menschen als Schmuck des Mundes. Man verfiel auf den Gedanken, auch die Lippen besonders zu zieren. Wo in der Welt der Schönheitsinn in mannigfaltiger Ausgestaltung der Kleidung reichliche Befriedigung fand und findet, liess man die Lippen unangetastet, dagegen wandten ihr zumeist die vorwiegend hüllenlos einhergehenden Menschen eine um so grössere Aufmerksamkeit zu. Die einfachste Verzierung besteht in einem leichten Einschnitt in die Unterlippe, die dadurch symmetrisch, wie die Oberlippe durch das Grübchen geteilt erscheint, wie z. B. bei dem Weddamädchen auf S. 248, dass auch bei uns kein Missfallen erregen möchte. Entschiedenen Widerwillen erweckt dagegen der Brauch, die Lippen an einer oder mehreren Stellen zu durchbohren oder aufzuschlitzen und mit Schmuckgegenständen zu versehen, sei es mit Metall oder Mineralstiften, mit Scheiben oder Pflöcken von Holz oder Knochen, mit Zähnen wilder Tiere, ja zuweilen auch nur mit abgeschliffenen Muscheln, Federn, Rindenstücken oder Grashalmen. Der Schmuck gilt auch als ein Zeichen des Reichtums, wie bei uns Boutons in den Ohren junger Mädchen und Frauen und man gebraucht ihn häufig als einen Wertgegenstand. Manche Frauen tragen ihn nur an Festtagen, weil er recht unbequem sein kann und gehen für gewöhnlich mit offenem Lippenspalt herum.



Museum für Volkerkunde in Leipzig.

Eine Mortlock-Jungfrau.



Photographie von der kolonialen photographischen Gesellschaft zu Colombo auf Ceylon.

Ein Weddamädchen, 14 Jahre alt.

Eine sehr verdienstliche Zusammenstellung von 30 gut beglaubigten Nachrichten über die Verbreitung des Lippenschmuckes gab jüngsthin Dr. A. Richel. Man kann sie ohne grosse Mühe verzehnfachen; denn die auffällige Mode entging noch keinen Reisenden. Es handelt sich hierbei nur um eine Mode, die sehr bald dahinschwindet, wo die Weissen hinkommen. Heutigentags trifft man solchen Lippenschmuck noch bei Negerstämmen am Zambesi, in der Nähe der ostafrikanischen Seen und am oberen Nil, bei mehreren Indianervölkern Südamerikas, namentlich Brasiliens, bei den Indianern von Nordwestamerika und ihren nördlichen Nachbarn, den Eskimos.



Ein Flötenspieler mit seiner Frau, einer Tänzerin zu Honolulu.

Der holländische Seefahrer Huygen Linschoten, der auf einer Reise nach Indien, im Jahre 1584 am Kap Lopez im Golf von Guinea einige Tage verweilte, Sitten und Gebräuche der Bewohner studierte, berichtet von den dortigen Negern unter anderem folgendes: „Etliche haben Löcher in den Oberlippen, auch durch die Nasen, stecken Stücker von Hölzlein darin so gross als Daler, so da Stiel haben, darum sich das Loch schleusst, und die ingesteckten Hölzlein kommen unter der Nase herfür. Noch sind andere, die haben Ring mitten durch die Nasen, auch durch die Lippen. Wiederum so haben etliche kleine Hörnlein oder Zähne durch die Löcher gesteckt und tragen dieselben also zu einer Zierd, ihrer Meinung nach. Es sind auch etliche, so die unterste Lippe durchbohren und spielen mit der Zunge durch dasselbige Loch wie die Narren." Nach einem anderen gleichzeitigen Bericht trugen einzelne Neger in derselben Gegend auch Elfenbeinröhrchen in der Oberlippe, durch die sie Flüssigkeiten einsaugen konnten. Linschoten beobachtete ferner an der Südostküste Afrikas in Mozambique Eingeborene mit durchbohrten Ober- und Unterlippen; die durch die Löcher gesteckten Knochen waren von

grossem Wert und wurden als besondere Auszeichnung getragen. Schweinfurth bemerkt, dass die Eitelkeit der Mittufrauen an fratzenhafter Verunstaltung des Gesichts unter allen Völkern Afrikas das non plus ultra zu leisten scheine. In Zorn geraten, vermögen diese Frauen mit verdoppeltem Eifer zu plappern und sie können ebensogut „Knacken“ wie Eulen und Störche. Beim Trinken heben sie mit den Fingern die Oberlippe hoch und giessen das Getränk in den Schlund. Ernst Marno nennt wohl nicht ohne Fug und Recht den Lippenschmuck der Negerinnen des Weissen Nilgebietes die scheusslichste Verirrung des menschlichen Schönheitsinnes. Von den Wawiraweibern westlich am Südende des Albertsees berichtet Stuhlmann, dass sie ein in die Oberlippe gestochenes Loch allmählich erweitern und Holzscheiben bis zu 9 cm Durchmesser hineinzwängen. Das Lippenfleisch ist zu einem dünnen Bande ausgezogen, das die Scheibe festhält. Die Scheibe ragt entweder horizontal nach vorn, so dass die Oberlippe zu einem Entenschnabel verlängert erscheint oder sie senkt sich durch ihre Schwere, wie eine Klappe über den Mund. Infolge dessen hat die Sprache der Negerinnen etwas murmelndes angenommen und wenn sie essen wollen, so müssen sie erst mit einer Hand die Lippe in die Höhe ziehen.

Kapitän Portlock entwirft folgende Schilderung von den Schönen der Haidah (um das Ende des XVIII. Jahrh.): „Die Weiber entstellen sich auf eine ausserordentliche Art, vermittelst eines Einschnittes in der Unterlippe, worin sie ein eirundes, an beiden Seiten etwas ausgehöhltes, etwa einen Viertelzoll dickes Stück Holz tragen. Dieses seltsame Stück ihres Putzes, dessen äusserer Rand rund und ebenfalls etwas ausgehöhlt ist, wird von dem Rande der Lippe in dem Einschnitte festgehalten. Es scheint fast, als ob das Alter der Weiber oder allenfalls die Anzahl Kinder, die sie zur Welt gebracht haben, die Grösse dieses Mundstückes bestimmte. Weiber, die zwischen 30 und 40 Jahre alt waren, hatten dieses Holz von der Grösse eines kleinen Unterschälchens; aber ein altes Weib hatte es so gross wie das grösste Unterschälchen einer Teetasse. Das Gewicht dieses Zierats zieht die Lippe so hinunter, dass sie das ganze Kinn bedeckt und auf das widrigste und ekelhafteste die Zähne und das Zahnfleisch blosslegt und unbedeckt lässt. Beim Essen nehmen sie gewöhnlich mehr in den Mund, als sie auf einmal schlucken können; wenn sie es nun gekaut haben, so pflegen sie wohl das Mundstück als einen Teller zu gebrauchen, worauf sie das Gekäute legen, und zu dieser Absicht wird es bisweilen herausgenommen“.

* * *

Unsere Schönen gebrauchen ihre Lippen mit viel Geschick nicht allein zum Küssen, sondern auch mitunter zum Schmollen, was Börne sehr gut beschrieben hat, ebenso zum Verziehen, um ihre Geringschätzung oder ihren Spott auszudrücken. Sie könnten noch etwas von den südamerikanischen Indianern in der Kunst des Lippengeberdenspiels zulernen. Als E. G. Squier in La Blanca bei Cuzco Maultiere und Postpferde verlangte, sagte ein Indianer, sie wären muy arriba (höher hinauf), indem er die Lippen nach den hohen Bergen zu vorschob. Ein anderer behauptete, sie wären muy léjos (sehr entfernt) und streckte dabei die Lippen talabwärts. Statt mit Finger oder Hand, wie wir, auf einen Gegenstand zu zeigen, gebrauchen diese Indianer ihre Lippen, indem sie sie mit einer Vorwärtsbewegung des Kopfes nach der Richtung hin aufwerfen, die sie anzeigen wollen.

* * *

Molières Don Juan sagt zu Charlotte (Le Festin de Pierre II, 2): Que je voie un peu vos dents, je vous prie. Ah! qu'elles sont amoureuses et ces lèvres

appétissantes! Warum die Zähne verliebt heissen, wird uns der Abschnitt über den Kuss zeigen. Seltsam genug sind sonstige Eigenschaften der Zähne den Dichtern wenig oder gar nicht aufgefallen bis auf deren Härte und die nicht allzu oft. Auf einem vor 2600 Jahren im Niltale errichteten Denkstein steht eine begeisterte Anrede an eine Prinzessin: ‚Die Süsse, süss an Liebe vor dem König, die Süsse, süss an Liebe vor allen Männern. Die Geliebte vor den Frauen, die Königstochter, die süss ist an Liebe. Die schönste unter den Frauen, ein Mädchen, dessen gleichen man nicht sah. Schwärzer als das Dunkel der Nacht ist ihr Haar, schwärzer als die Beeren des Schwarzstrauches. Härter sind ihre Zähne als die Feuersteinsplitter der Sichel'. Die Zähne eines Mitgliedes des Königshauses einem derart profanen Werkzeuge gleichzustellen, muss dem modernen Menschen trivial erscheinen. Für den alten Ägypter, der sein Leben wesentlich dem Ackerbau und der Viehzucht widmete, war dies nicht der Fall, sagt Wiedemann, indem er den Ursprung des Vergleiches so erklärt: ‚Als Sichel verwendete der Ägypter am Anfang seiner Geschichte einen halben Ochsenunterkiefer, aus dem er die Zähne ausgebrochen und durch Feuersteinsplitter ersetzt hatte. Mit fortschreitender Kultur verwandte man statt des Knochens ein Werkzeug aus Holz oder Bronze, dem man die gleiche Gestalt beliess und in dem auch weiterhin die Zähne durch Feuersteine gebildet wurden. Einschliesslich ihrer Zähne aus Metall gearbeitete Stücke wären sehr kostspielig gewesen und hätten sich infolge der Weichheit der ägyptischen Bronzelegierung sehr schnell abgenützt. Sollte die Sichel verwendet werden, so fasste man sie mit der rechten Hand an ihrem kurzen Griff und schnitt oder genauer sägte nunmehr die Ähren ab'.



Photographische Kunstanstalt O. Schmidt. Wien.

Ein čechisches Mädchen, 22 Jahre alt.

Zwei oder drei Jahrhunderte nach dem ägyptischen feierte ein hebräischer Dichter die weisse Farbe der Zähne seiner Geliebten. Im Hohen Liede besingt er sie:

Deine Zähne gleichen der abgeteilten Herde,
Die aus der Schwemme hinaufkommt.
Alle sind wie Zwillinge gepaart,
Un niemand seines Nachbars beraubt.

Zur Zeit von Hrabanus Maurus, in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrhunderts nahm man noch an, die Männer hätten mehr Zähne als die Frauen, weil Eva als erstes Weib des Menschen eine Krippe (= Gerippe, Zahnfach) zur Bildung Adams hergegeben habe. Auf den Einfall, die Zähne abzuzählen, war man offenbar noch nicht geraten, um sich zu überzeugen, ob die Gelehrten im Recht sind. Auch das serbische Volksrätsel kennt noch nicht die Zähnezahl:

Bele koke ispod strehe vire,
Nit im kisne ni potiče
A uvek im je mokro.

,Weisse Glucken lugen unter der Dachtraufe hervor, — es regnet ihnen nicht, noch fliesst ihnen Wasser zu — und doch haben sie es immer nass'.

Eine Schmeichelei für den holden Mädchenmund spricht ein anderes aus:

Puna pećina finog bisera;
Više vrijede biserna vrata
No oka čista zlata.

,Die Felsenhöhle voll feiner Perlen; — Mehr wert ist das Perlentor — Als eine Oka lauteren Goldes'.

Erst im deutschen Volksrätsel neuerer Zeit kommt die Zahl der Zähne vor, z. B. in einem mecklenburgischen aus Dersenow:



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Oberösterreicherin, 20 Jahre alt.
Angeblich von französischer Herkunft.

In meinem grossen Garten muss ich die Lilien warten.
Sind zweiunddreissig an der Zahl,
Die stehn auch ganz gut ohne Pfahl.
In meinem Garten regnet es nicht, in meinem Garten schneit es nicht,
Darin wächst auch kein Gras, doch ist es immer nass.
Die Lilien stehn in zwei Reihn,
Rate, was für ein Garten mag das sein.

Ein anderes von der Insel Rügen hebt gleichfalls die Weisse der Zähne hervor:

Ich weiss ein Stellchen
Mit lauter weissen Gesellchen;
Es regnet nicht drein, es schneit nicht drein,
Und doch ists immer nass darein.

Auch das italienische aus Chiaramonte bei Pitré kennt gleich dem serbischen noch keine Zahl und betont bloss die Perlenähnlichkeit der Zähne:

N'ôn casciuolu, ben guardati
Tiegnu perni dilicati usw.

In der deutschen Volksmedizin wird der Zahn zuweilen als „alter, rauher Herr mit deinen weissen Knochen“ besprochen. Am bekanntesten ist unter uns Deutschen ein, zumeist reiferen, beredten Damen eigentümlicher Zahn, der Keppelzahn. Eigentlich sind es vier Kieferzähne, die vier vordersten Schneidezähne, die kibbelnden, keifenden, nagenden, deren Verlust die zu unerbittlicher Kritik hinneigenden Weiber im Alter sanftmütig machen soll. Es ist schon gefehlt, wenn eine solche sprachgewandte Frau auch nur einen Zahn auf jemand hat, aber die schönen, denen unser Herz zufliegt, können nur mit den Zähnen lächeln oder beissen, aus lauter Liebe natürlich.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin. Dieselbe auf S. 160.

Lukianos beschreibt die Schönheit der Zähne einer jungen Griechin: ‚Wie weiss, wie gleich, wie herrlich gefügt! Denk dir, Philostratos, die schönste Schnur von den glänzendsten und gleichsten Perlen, die du je gesehen, — so prangte diese Linie von Zähnen. Und was ihre Weisse noch mehr hervorhob, war das frische Rot der Lippen; sie schimmerten aus ihnen hervor, wie Homers poliertes Elfenbein, keiner breiter als der andere oder abstechend von den anderen, wie man sonst so häufig sieht, sondern alle von gleicher Form, Farbe, Höhe und gleich fest aneinander angeschlossen‘.

Seit achtzehnhundert Jahren haben wenige Dichter Lukianos Schilderung

erreicht und noch wenigere übertroffen. Der Vergleich mit den Perlen aber ist, wie es scheint, Gemeingut aller Völker.

Messer Firenzuola betrachtet entzückt die Zähne in ihrer Zugehörigkeit zum Munde: ‚Wird der Mund mit süsser Bewegung und sicherer Anmut geöffnet, so dass ein heimliches Kichern im linken Mundwinkel entsteht, beissen gar die Zähne unwillkürlich und nicht etwa aus Kinderei oder Gefallsucht, die Unterlippe, sehen wir, ach, es geschieht selten genug — ein demütig süsses Lächeln voll bescheidenen Verlangens, das ein leichtes Zwinkern der Augen begleitet, dann, ja dann mögen wir zur Erde schauen. Wer jedoch sehnsuchtvoll hinblickt, dem begegnet die Anmut, ihm öffnet sich das Paradies und sein Herz erfüllt unfassbare Lust. Aber, all dies wäre nicht möglich, wenn nicht die Schönheit der Zähne bestände. Klein sollen sie sein, doch nicht zu winzig, viereckig, gleichmässig, in schön geteilter Ordnung, blendend weiss und wie aus Elfenbein geschnitzt. Das Zahnfleisch ähnle eher einem rosigen Atlassaum als dem blutroten Sammet‘. Hinzuzufügen ist, dass auch grosse mittlere Oberzähne sehr schön sind, wenn das Gesicht kräftig entwickelt ist und die Oberlippe die Neigung hat, bei lachendem Munde zurückzutreten. Den meisten schönen Frauen stehen solche Zähne, wenn sie gesund und rein weiss sind, sehr gut und sie üben, wie bekannt, auf Männer einen mächtigen, sinnlichen Anreiz aus.

Allgemein in der Welt scheint die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Zähnereinigung zu sein, um sie zu erhalten, doch nicht überall tut man darnach. Die bei uns in Europa vielfach mit Unrecht verachteten Neger können unseren Landleuten ein Beispiel abgeben. So teilt Dr. Hennicke von seiner Reise an der westafrikanischen Küste mit: ‚Eine Eigentümlichkeit, die auch bei unseren Landsleuten Verbreitung verdiente, war die, dass sämtliche „Kruboys“, die sich auf unserem Dampfer als Arbeiter befanden, im Besitze einer „Zahnbürste“ waren, die sie recht häufig benutzten. Dieses Instrument war nun zwar nicht eine Zahnbürste in unserem Sinne, sondern ein Stück an einem Ende in unzählige feine Teilchen zerfasertes Holz oder eine Wurzel, aber es verrichtete seinen Zweck vollkommen. Meistenteils trug man es an einem Faden am Hals‘. P. Dittrich fügt hinzu: ‚Die gleichen Zahnbürsten, wie die Kruboys, hatten Somalis aus einer Truppe, die vor einigen Jahren hier in Breslau war. Sie trugen sie am Halse und gebrauchten sie sehr oft, besonders dann mit höhnischem Grinsen, wenn sie bei einem Weissen ein schlechtes Gebiss bemerkten. Sie liefen aber erschrocken fort, als sich ein Herr den Spass machte, sein eingesetztes Gebiss vom Gaumen zu lösen und es mit den Kiefern festzuhalten‘.

In seinem Morgenbesuch beim Putztisch einer galanten Römerin, der Domina Sabina, erzählt der mit klassischen Belegstellen saftig unterspickte Berichterstatter ausgesucht boshaft von den Zähnen der mit aller Gelehrtheit künstlich zu einem Scheindasein aufgedonnerten Schönen: ‚Mastiche, die Zahnputzerin, tritt ein. Sie reicht der gnädigen Frau das, wovon sie selbst den Namen hat, Mastix von der Insel Chios, welche die Damen alle Morgen gegen die Fäulnis zu kauen pflegten. Neben dem weissgelblichen, durchsichtigen Harz von der Mastixpistazie trägt Mastiche auf einem goldenen Tellerchen, um bei dem ganzen Apparat von Zahntinkturen und Pulvern es an nichts fehlen zu lassen, auch in einem zierlich gedrehten Onyxfläschchen Urin eines noch ganz reinen und unschuldigen Knaben, und in einer niedlich goldnen Muschelschale auch fein pulverisierten Bimstein, der durch die Beimischung eines sehr fein zerriebenen Marmors in allerlei Farben spielt. Doch dies nur zum Schein. Die Zähne, die hier in einer niedlichen Kapsel verwahrt, von der klugen Zahnputzerin soeben in das zahnlose Fleisch eingereiht

werden sollen, bedürfen dieser künstlichen Politur nicht, und die allenfalls noch vorhandenen Backenzähne können durch kein Zahnpulver der Welt geglättet und gebleicht werden. Denn nur um der Zweifler willen sei daran erinnert, dass die Täuschung mit erborgten Zähnen von Elfenbein, die mit Gold ins Zahnfleisch eingesetzt wurden, schon so alt ist, dass sogar schon in den ältesten Gesetzen der Römer, den zwölf Tafeln, der Fall ausdrücklich erwähnt wurde, wenn eine Leiche falsche Zähne mit Gold eingesetzt habe. Aus den Sinngedichten des Martial schliessen wir, dass dieser Zahnbetrug zu seiner Zeit allgemein gewesen sein müsse. So führt er einmal das Zahnpulver redend ein:

,Weib, was willst du von
mir? Ich diene jungen
Mädchen: Keine gekauften
Zähne putz ich'.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Magyarin aus Südungarn, 19 Jahre alt.

Technisch angefertigte und verschiedenartig befestigte Prothesen aus verschiedenem Material (Elfenbein usw.) kamen bei den altitalischen Völkern allgemein vor, ebenso bei den semitischen Völkern, z. B. bei den Juden, wie es der Talmud bezeugt.

Die Anschauungen über die Benützung falscher Zähne haben sich seit jener Zeit gründlichst geändert. Wir nehmen an künstlichen Zähnen nicht nur keinen Anstoss, sondern erwarten vielmehr, dass sich eine Schöne ihre fehlenden Zähne ersetzen lasse. Heutigentags ist die Zahntechnik auf einer so hohen Stufe der Vollendung, dass die künstlichen Zähne vollständig dem Mangel guter, natürlicher abhelfen. Gute Zähne sind unentbehrlich zur Zerkleinerung der Nahrung und daher unmittelbar notwendig zur Erhaltung der Gesundheit und Schönheit. In einem der ersten Wiener zahnärztlichen Ateliers, bei Dr. Freivogel und Breitmann, war ich als Beobachter mehrmals Zeuge, dass sich nicht bloss Frauen, die öffentlich auftreten und ihres Berufes halber schön zu sein verpflichtet sind, sondern auch schlichte Bürgermädchen fehlerhaft gewachsene Zähne reissen liessen, um sie durch tadellose künstliche ersetzt zu bekommen. Die Operation verläuft ganz schmerzlos, nicht bloss für den Arzt und die neuen Zähne haben beinahe den Vorzug einer Unverwüstlichkeit. Man bedient sich jetzt der künstlichen Zähne und

Gebisse nicht mehr nur aus Gefallsucht und Eitelkeit, vielmehr lediglich ihrer köstlichen Vortrefflichheit wegen, so dass sich eine Frau, die mit Zahnlücken oder gar mit zahnlosem Munde einhergeht, den Vorwurf der Vernachlässigung gebotener Gesundheitpflege zuzieht, davon ganz abgesehen, dass sie ihrer Schönheit Abbruch tut und damit uns Männer unverdienterweise kränkt.

Haase veröffentlichte in meiner Zeitschrift eine Reihe von Sympathiemitteln, die um das Jahr 1598 in der Mark Brandenburg und besonders in Berlin gebräuchlich waren. Die gleichen oder zumindest ihnen sehr ähnliche findet man auch noch in unseren Tagen in den ärmeren Volksschichten in ganz Europa und sie zeigen uns, wie sich das Weib im Volke ihre Zähne schützen will.



Ihre Hoheit Prinzess Kajulana zu Honolulu.

I. Wie mans machen sol, das einem ein Zaan one Schmertzen ausfellet. a. Nim etliche grüne Laubfröschlein, die auff den Bäumen sitzen, seude sie in wasser, bis das fleisch zergehet. Nim das fette oder feiste oben ab, das oben schwimmet, vnd behalts in einem reinen gefes, vnnd wenn es noth ist, so salbe die Zeene damit. Du must dich aber vorsehen, das die andere unschültige nicht damit anrürest, sonst müssen sie auch fort, und kein Mensch kan trawen die Zeene nicht entrathen.

b. Desgleichen sol auch eines todten Menschen Zaan thun, wenn man einen wehethuenden Zaan damit anrüret, oder auff seinen Zaan helt, so sol er ausfallen. Man sol sich aber auch vorsehen, das man andere nicht damit berühre.

c. Es sagen etliche, man solle den Zan, den man heraushaben wil, mit einer Raupen anrüren, so falle er aus. Ists ein öber Zaan, so solle man hierzu eine Raupe aus einem öbern blat eines Krautstengels nemen: ists aber ein vnter Zaan, so müsse man eine Raupe von einem vntern blat hierzu brauchen.

II. Vor die eilige Zeene vnd das Zaanwehe. a. Nim fetten Kihn, schneid ihn in feine kleine spisslein, gehe des morgens hinaus, vnd reis selber in eigener Person, Schleedornwurtzel widersinnes aus, ehe die Sonne aufgehet, schabe die Rinde davon, und schneids auch fein klein, geus guten scharffen Weinessig drauff, mache das Töpflein oben fein fest zu, das der brodem nicht heraus gehet, las wol sieden, und nims auff die Zäne, so warm du es erleiden kanst. Dis ist ein gut stücklein, und wol probiret.

b. Ein alt dürr Heseln holtz, so nicht auff der Erden gelegen, sondern

etwan aus einem Zaun gezogen, dasselbige creutzweise auffgespalten und angezündet, und auff eine Axt gehalten, daruon kömpt ein öhl, das lege auff den Zaan.

c. Schneide von einem jungen Weidenen Stamme die öbere Rinde weg, und schneide darunter ein Spahn heraus, stöchere die Zeene damit, das sie bluten, und las das blut am Span trucknen werden. Darnach gehe und setze den Span fein wider ein, wie du jn aus der Weiden genommen, lege die Rinde wider drüber, und binde es mit weichen Lehme zu, so vergehet dich die wehetage. Est vera cura, und keine Zauberey.

Wünscht man, dass die Zähne wieder gut nachwachsen sollen, so lasse man die alten morschen und hohlen, sagt man in Schlesien ebensogut wie in Serbien, Russland und Spanien, ja nur bei zunehmendem Monde herausziehen und werfe sie sofort, nachdem dies geschehen, über den Ofen hinweg in die „Hölle" oder werfe sie einer Maus zu. Dr. Hennicke beobachtete ähnliches in Westafrika: ‚Sehr lebhaft wurde ich an diesen Glauben auf meinen Reisen an der afrikanischen Westküste erinnert. Mehrfach nämlich und zwar so häufig, dass es mir auffiel, ereignete es sich, dass Kruneger und Akraneger, denen ich einen Zahn extrahiert, ihn, sobald ich die Zange aus dem Munde gebracht, ergriffen und ihn, ohne ihn näher zu besehen, über die Schulter ins Meer warfen'.



Photographie von S. Weitzmann in Wien.

Eine Wiener Volksängerin, 19 Jahre alt.

Zähne gebraucht man auch zur Erkündung der Zukunft. Um ein Beispiel anzuführen. Die Magyarin legt den ausgefallenen oder ausgerissenen Zahn eines Menschen ohne sein Wissen in Essig und ist der Essig nach neun Tagen „klar", so lebt der Mensch noch lange; ist er aber trüb und bildet sich ein Schleim um den Zahn herum, dann „zieht er" (költözik) gar bald von dannen.

Über das Knirschen mit den Zähnen als einer Art von physiologischer Begleiterscheinung von „Mitbewegungen" möchte ich hier nicht sprechen, sondern bloss auf Dr. Iwan Blochs Ätiologie verweisen, der sich dabei ohnehin auf mein Zeugnis beruft.

Goethe schrieb mit aller Ruhe und Gelassenheit den Satz nieder: ‚Schöne Zähne sind überall, besonders auch im Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch angenehm'. Wahr daran ist, dass wir ein gesundes Zahngebiss für ein grosses Glück erachten, doch überall sind die Menschen noch lange nicht zu dieser einfachen Einsicht durchgedrungen. Im Gegenteil wüten sie, unserer Auffassung nach, mit hellem Unverstande gegen ihre Zähne, um sie zu verunstalten, um mit ihnen oder vielmehr ohne sie zu prunken. Unzweifelhafter als Goethes Behauptung ist die meine, dass Zahnweh überall, auch im Morgenlande hoch unangenehm empfunden wird und trotzdem unterziehen sich Menschen, mit Vorliebe selbstverständlich Frauen, freiwillig den Qualen, die das Zahnreissen und die Zahnverstümmlung hervorruft, um schöner als schön zu werden und den Männern mehr zu gefallen oder ihre Nebenbuhlerinnen zu ärgern. Das ist die Macht der Mode. La mode est sans microbes la plus active des contagions, bemerkt geistvoll G. M. Valtour, ein Chroniqueur der Pariser L'Illustration. Mode und Verstand wandeln selten Hand in Hand.

Dr. Hagen erzählt, wie er auf Sumatra durch ein Lallangfeld (Steppe) ziehend, zu einem Kampong (Dorf) der menschenfleischessenden Batta mit Namen Djambu kam. Ein Unterhäuptling empfing ihn. Dem waren die Schneidezähne abgemeisselt bis auf das Zahnfleisch und die Stümpfe unten mit einem Goldblech überzogen. So oft er den Mund auftat, blitzte die Goldplatte. Dies Abmeisseln der Schneidezähne ist bei allen Männern im Schwung, so dass man kaum einen älteren Mann trifft, der unverstümmelte Zähne hat. Die Reichen lassen sich dann die Stümpfe mit Gold überziehen. Unzweifelhaft pflegen die Frauen denselben Verschönerungbrauch, obgleich ihrer Dr. Hagen nicht ausdrücklich erwähnt. Wahrscheinlich sind sie dem Blassgesicht ausgewichen, denn sie wissen aus Erfahrung, dass das Fleisch der Weissen abscheulich bitter schmeckt.

Die Zahnfeilung oder das Ausschlagen oder Ausziehen einiger Vorderzähne und oft auch der Eckzähne oder auch beides ist bei den meisten Negern verbreitet. Manche Völker schlagen sogar ihren Krieggefangenen die Vorderzähne aus. Das Herausbrechen einiger Vorderzähne, meist der zwei mittleren des Unterkiefers, zu denen aber nicht selten auch noch die vier oberen kommen, findet sich bei allen Nilnegern. Unter den Völkern Innerafrikas ist die Spitzfeilung aller Schneidezähne weit verbreitet, aber bei den Manyema, Wakussa und anderen auf eine Lücke zwischen den mittleren oberen Schneidezähnen beschränkt. Ein verwandter Brauch bestand auch bei den alten Germanen. Es ist mehr als wahrscheinlich, sagt Höfler, dass wie die Haarschnur, so auch der durch Abfeilung gekennzeichnete Oberkieferzahn (Markzahn) oder eine bestimmte Zahnlücke eine dem betreffenden germanischen Volkstamme eigentümliche, langbewahrte Marke war, mit dessen Verlust auch die Sippenrechte der Männer aufhören konnten.

Die Kultur hat die Menschen den Wert der eigenen Zähne als kostbaren Besitz hochschätzen und vor Verstümmlungen zu bewahren gelehrt. Aus unserem geläuterten Empfinden heraus sind W. Constants Zeilen geschöpft:

Und lachend muss sie ihm die Perlen zeigen,
Muss öffnen ihrer Lippen Rosenschrein —
„Madonna!“ ruft er, „eure Schätze steigen,
Denn solch Geschmeide nennt kein König sein!“



VIII.

Wie schöne Frauen küssen.

Leander zu Hero: ... sie legen Lipp an Lippe —
Ich seh es wohl — und flüstern so sich zu,
Was zu geheim für die geschwätzige Luft.
Mein Mund sei Mund, der deine sei dein Ohr!
Leih mir dein Ohr für meine stumme Sprache.
Grillparzer. Des Meeres u. d. Liebe Wellen. III.

Es wird weder gekocht noch gebraten und ist trotzdem süsser denn alles Backwerk der Welt. Was ist mir das? Serbisches Volksrätsel.

Naturwissenschaftlich betrachtet ist das Küssen seinem Ursprung nach entweder ein beschnuppern oder beschlecken oder beissen oder alles dies zugleich. Nur dichterischer Gefühlüberschwang oder ein anerzogener Mystizismus liess die Kussgelehrten und -ungelehrten den wahren Sachverhalt nicht erkennen. Schuld daran trägt auch unsere Gewohnheit, den Kuss vorzüglich symbolisch zu deuten und aufzufassen, während er in Wirklichkeit seinem wahren Wesen nach nur ein Ausdruck gesteigerten Geschlechttriebes ist. Kultur und Sitte einer auf Rücksichten bedachten gesellschaftlichen Erziehung haben den Kuss verfeinert, ihn zum Mittel der Anmut erhoben, seine Gewährung zu einem der begehrtesten Geschenke schöner Frauenlippen gemacht und nur dies allein rechtfertigt es, dass ich dem Kusse in meiner Darstellung der Frauenanmut einen Abschnitt widme. Ich muss mich hier darauf beschränken, meine im ersten Satze ausgesprochene These als wahr zu erweisen; denn sollte ich auch nur die hervorragendsten Dichter der Völker, die Kussschwärmer, nach Gebühr heranziehen, so müsste ich eine ermüdende Kussbibliothek schreiben, doch will ich auch diesmal meine Lieblinge nicht ganz übergehen.

Scheffel legt dem würdigen Kater Hiddigeigei die gewichtigen Fragen in die Schnautze:

Warum küssen sich die Menschen?
'S ist nicht Hass, sie beissen sich nicht,
Hunger nicht, sie fressen sich nicht.
'S kann auch kein zweckloser, blinder
Unverstand sein, denn sie sind sonst
Klug und selbstbewusst im Handeln;
Warum also, frag umsonst ich,
Warum küssen sich die Menschen?
Warum meistens nur die jüngern?
Warum diese meist im Frühling?

Das ist recht witzig, nur nicht wahr; denn wenn ein Kater irgend etwas vom Tun und Handeln der Menschen naturgemäss begreift, so ist es gewiss das Küssen junger Leute im Frühling, wann er selber auf Liebesabenteuer auszieht. Auch er beriecht seine vierbeinige Flamme und spart nicht Küsse, die, wie unter Menschen meist Bisskūsse sind. Selbst das eigentliche Küssen ausserhalb der kritischen Zeit ist ihm vertraut; denn Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit zieren seinen Charakter, aber man muss mit ihm auch umzugehen wissen und seine Neigung verdienen.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala Wien.

Eine Wienerin, 18 Jahre alt.
Eltern Deutsche aus Mähren.

Das Beschnuppern ist allen Menschen eigentümlich, wenngleich es bei uns nicht so sehr auffällt, wie unter jenen Menschengruppen, wo es sich zu einer gesellschaftlichen Begrüssungart entwickelt hat. Bei uns tritt dafür der Kuss als Gruss ein, der wieder jenen Völkern seltsam und abscheulich vorkommt, obwohl auch ihnen der Kuss in seiner ursprünglichen Weise als Bisskuss nichts weniger als fremd ist. ‚Wie die Völker ihren spezifischen Geruch haben, so hat auch jedes Individuum seine Ausdünstung und diese ist es, die der Freund vom Freunde durch den Nasengruss einzieht, gleichsam um einen Teil des befreundeten oder geliebten Wesens in sich aufzunehmen. Man muss sich dabei erinnern, dass der Geruchsinn bei vielen Naturvölkern viel feiner ausgebildet ist als bei uns, wie dies z. B. von den Indiern der Philippinen Jagor bestätigt, sagt Andree, und Kirchhoff pflichtet ihm bei. Dem ist entgegenzuhalten, dass, wenn es auch wahr wäre, dass die Völker ihren spezifischen Geruch haben, es unerfindlich bliebe, warum die Individuen derselben Gruppe den ihnen gewohnten Geruch gierig suchen sollten. Wenn sie einander bei Begrüssungen versichern ‚du riechst gut'! So bringen sie bloss eine konventionelle Lüge vor, was nicht Anstoss erregt, da doch alle Menschen, von verschwindend geringen Ausnahmen abgesehen, gewohnheitmässig und ungezwungen lügen. Wahr

ist dagegen, dass die Menschen einander zustinken und einander nicht schmecken können. Ebenso ist es durch die genauen Ermittlungen amerikanischer Ethnologen mit aller wissenschaftlichen Sicherheit festgestellt worden, dass die Naturvölker, z. B. die wegen ihres Gesicht- und Geruchsinnes allgemein angestaunten nördlichsten Indianer Amerikas absolut weder besser sehen noch riechen als wir weisshäutigen Menschen. Wenn ich mit einem gleich mir normalsichtigen Freunde, der aus dem Auslande auf Besuch zu mir kommt, den Kahlenberg besteige und ihm von der Höhe im Häusermeer der Wienerstadt den Standort einzelner Denkmäler zeige, so beweise ich damit nicht, dass ich besser als er sehe, sondern nur, dass ich weiss, in welcher Richtung die Denkmäler zu suchen und zu finden sind, und wenn ich auf dem Weg entlang dem Donaukanal in weitem Bogen gewissen Stellen ausweiche, geschieht es nicht, weil ich einen feineren Geruch als mein Begleiter habe, sondern weil ich weiss, wo die städtischen Kanäle in den Hauptkanal münden. Ähnlich steht es auch mit dem vielbewunderten Gesicht- und Geruchsinn der Naturmenschen.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Wienerin, Deutsche, 20 Jahre alt.

Lukianos, der Grieche, und Dr. Iwan Bloch, der Berliner Arzt für Sexualleiden, dürfen ungescheut über paraphiletische Erscheinungen sprechen, tät ichs, der Ethnolog, so bräche ein wildes Geschrei über den Pornographen aus. Es sei mir nur erlaubt zu bemerken, dass das Riechen, Nasenreiben, Nasendrücken bei den Malaien Südostasiens, der Südseeinseln und Madagaskars, bei den Papuas, den Hinterindiern und den Umwohnern des nördlichen Eismeeres eigentlich ein Schmatzen mit der Nase ist und dass es neben dem Bisskuss als ein Ausdruck des Geschlechttriebes aufgefasst werden muss. Alle anderen Deutungen gehen von Leuten aus, die die Erscheinungen der Paraphilie höchst oberflächlich oder gar nicht kennen gelernt haben und gewohnt sind, im seichten Gewässer unserer landüblichen, in zimmerreinen Leihbibliothekromanen angepriesenen Gesell-

schaftmoral herumzuplätschern. Wer in diesen Dingen urteilberechtigt mitreden will, muss zunächst Folklore studieren. Das Nasenschmatzen kommt auch bei uns überaus häufig vor, aber es verbirgt sich vor der Öffentlichkeit, weil es von der gesellschaftlichen Sitte mit Acht und Bann als Paraphilie belegt wird. Im Gesichtkreis des Ethnologen erscheint dagegen der eine Brauch dem anderen gleichartig, sowie die Göttergeschichten der Ägypter, Inder, Griechen und Römer nicht um ein Haar minderwertiger sind als die von byzantinischen Mönchen ersonnenen christlichen Heiligenlegenden, an die der bulgarische Pope felsenfest glaubt. Das mögen sich zur Beruhigung und zum Trost die unzähligen schönen Frauen gesagt sein lassen, die vor Scham vergehen, weil sie, einem Naturtrieb gehorchend, im geheimen gegen die gesellschaftliche Moral sündigen und es gerade so machen, wie es z. B. Brauch bei den Bergvölkern Čithagongs in Hinterindien ist, von denen Lewin erzählt: „Ihre Art zu küssen ist sonderbar: statt Lippe an Lippe zu pressen, legen sie Mund und Nase auf die Wange und ziehen den Atem stark ein. In ihrer Sprache heisst es nicht ‚gib mir einen Kuss!' sondern ‚rieche mich!' Bei den Birmanen heisst der Riechkuss namčuj, Geruch einsaugen."

Bei allen Stämmen des malaiischen Archipels wird beim Riechen ein Schnüffeln hörbar. Die Alfuren von Ceram streichen und reiben sich dabei mit dem ganzen Oberkörper aneinander, „was stark an die Katzen erinnert", sie krümmen sogar den Rücken, um ihr wohliges Gefühl zu äussern. Auf Amboina scheint diese Art der Liebesbezeugung nach Riedels Angabe auf das weibliche Geschlecht beschränkt zu sein: ‚Bij otmoeting kussen de vrouwen elkander door middel van neuswrijvingen'. Darwin beschreibt das Nasendrücken von Neuseeland: ‚Die Weiber kauerten nieder und hielten ihr Gesicht aufwärts; meine Begleiter standen über ihnen, legten die Rücken ihrer Nasen in einem rechten Winkel über die ihrigen und fingen das Drücken an. Während des Vorganges liessen sie ein behagliches Grunzen hören'. (Vergl. das Bildnis S. 195.) Um eines solchen Ohrenschmauses teilhaft zu werden, braucht man nicht nach Neuseeland zu reisen.

Kirchhoff leitet die Entstehung des Mundkusses, wie er meint, geschichtlich vom Nasengrusse ab. Wo es sich um die Erklärung eines physiologischen Vorganges handelt, erweisen sich die sogenannten Geschichtquellen als wertlos. Wie Kirchhoff richtiges und unrichtiges durcheinanderquirlt, um seine Annahme wahrscheinlich zu machen, will ich durch Anführung seiner Worte verdeutlichen:

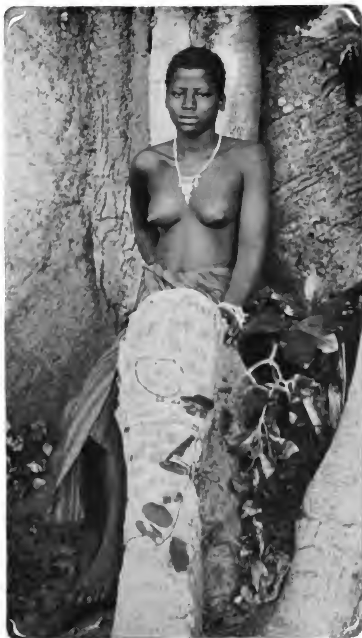
„Nach Weinhold küsste man zuerst in Südosteuropa nach morgenländischem Vorbild. Zu den Germanen kam das Küssen wie das Alphabet über Hellas und Rom, und zwar als ein ursprünglich semitischer Brauch. Was man von Haus aus mit dem Mundkuss gemeint hat, werden wir also nur erwarten dürfen, von den altsemitischen Kulturvölkern zu erfahren. Und in der Tat: da ist es zu erfahren.

Gleich im Eingang des ‚Hohenliedes Salomonis' sagt die Liebende vom Geliebten: ‚Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes, dass man deine gute Salbe rieche.' Wir werden wohl nicht in die Irre gehen, wenn wir statt Luthers Ausdruck ‚Salbe' vielmehr unser Wort ‚Duft' zur Übersetzung wählen. Dann aber sagte die Hebräerin in sinnlicher Liebesglut genau dasselbe, was noch heute die Birmanin äussert, wenn sie nach einem landesüblichen Nasenkuss verlangt: ‚Gieb mir deinen Duft!' . . . . . .

Wenn am meisten eine wechselseitige Nasenannäherung im Gebrauch ist, so liegt dem wohl die Absicht zugrunde, mit dem Hautduft zugleich den Atem des andern einzuschlürfen. Dann aber ist der Mundkuss erst recht zweckentsprechend,

er kann also entstanden sein als eine schlichte Varietät des sogenannten Nasengrusses, die sich dann in einem bestimmten Verkehrskreise festsetzte und innerhalb dessen auch Völker ergriff, die gleich den Germanen wahrscheinlich vordem überhaupt nicht das Küssen pflegten."

Hübsch ist Weinholds Vergleich der Kuss mit der Alphabetwanderung aus dem Morgenlande zu den Germanen. Man kann sogar auf den Tag den Zeitpunkt genau bestimmen, wann das geschehen, nämlich gerade damals, als die Germanen in banger Angst, sie könnten aussterben und es blieben keine Leute mehr übrig, um Freya zu opfern, zu den Herren Semiten eine Gesandtschaft schickten, um die Kunst der Kinderbestellung an Ort und Stelle zu erlernen. — In der angezogenen Stelle des Hohen Liedes wünscht das Mädchen einfach mit dem Kusse die Salbe zu riechen. Mit wohlriechenden Ölen reiben sich auch jetzt wie vor 2500 Jahren die Orientalen ein, was der Haut recht zuträglich ist. Wir gingen also wohl in die Irre, übersetzten wir entgegen Luther statt mit Salbe mit Duft das hebräische Wort. — Der Mundkuss kann nicht als eine schlichte Varietät des Nasengrusses entstanden sein, sondern nur aus einer Verwendung des Mundes oder richtiger der Zähne zu Liebkosungen, einfach aus dem Bisskusse, der aber ist den Germanen, allen ihnen verwandten Sprach- und den ihnen am entferntesten Völkern gemeinsam, nur ist er nicht bei allen deutlich nachweisbar.



Museum für Volkerkunde in Leipzig.

Ein 16jähriges Mädchen aus Abomey.
Charakteristisch die Spitzbrüste.

Über den Bisskuss bei uns Deutschen mag man beim Psychopathologen Dr. Iwan Bloch nachlesen. Zart mit einem Verdammungurteil spielt Grillparzer auf den Bisskuss an:

Auf die Hände küsst die Achtung,
Freundschaft auf die offne Stirne,
Auf die Wange Wohlgefallen,
Selige Liebe auf den Mund;

Aufs geschlossne Aug die Sehnsucht,
In die hohle Hand Verlangen,
Arm und Nacken die Begierde;
Alles weitre Raserei!



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Deutsche aus Nordböhmen, 20 Jahre alt.

Warum Raserei? Weil man es in guter Wiener Gesellschaft für unschicklich hält, den Bisskuss öffentlich einzugestehen, dem man im geheimen mit Vorliebe fröhnt. Na also! Der Anstand erfordert, dass man Selbstbeherrschung heuchle, wo aber solcher Zwang unbekannt ist, da beissen die verliebten Frauen munter darauf los und halten sich gern an die eine Form, ohne daran zu denken, mit einer bescheidenen Lippenberührung den Biss zu markieren. A. H. Savage Landor, der längere Zeit unter den Aïnos lebte und ein gutes Buch über sie veröffentlichte, erzählt darin, wie er an der Sarumalagune gezeichnet und wie sich ein hübsches Aïnomädchen zu ihm gesellt habe, mit dem er ein Schäferstündchen nach ihrer Art verbrachte:

„Zeige mir die Tätowierung auf deinem Arme", sagte ich zu ihr. Zu meinem Erstaunen nahm das hübsche Mädchen nun meine Arme in ihre beiden, blickte mich vielsagend an und lehnte ihren Kopf auf meine Schulter. Dabei presste sie meine Hand und zog sie an ihre Brust, worauf wir zusammen in den Wald wanderten, wo wir umherstreiften, bis es dunkel wurde; wir setzten uns nieder, wir schwatzten, wir liebten uns und kehrten dann zurück. Ich würde diese kleine Episode hier nicht erwähnt haben, wenn die Art ihrer Liebelei nicht so aussergewöhnlich und spassig gewesen wäre. Lieben und beissen war nämlich bei ihr ein

und dieselbe Sache, das eine war ohne das andere nicht möglich. Als wir so im Halbdunkel auf einem Steine zusammensassen, begann sie sanft meine Finger zu beissen, ohne mir dabei wehe zu tun, gerade so wie Hunde an ihrem Herren knappern. Dann biss sie meinen Arm, dann die Schulter, und als sie leidenschaftlich geworden war, legte sie ihren Arm um meinen Nacken und biss meine Wangen. Jedenfalls eine merkwürdige Art, seine Liebe kund zu geben. Nachdem ich über und über abgebissen und ermüdet von diesen Spiele war, kehrten wir nach Hause zurück. Als ich dann am Abend noch mein Tagebuch beim Scheine einer primitiven Lampe aus Austerschale niederschrieb, huschte plötzlich jemand lautlos an meine Seite. Ich drehte mich um. Sie war es! Je später es wurde, desto gefühlvoller wurde sie und überhäufte mich mit Bissen. Küssen aber war ihr ganz unbekannt. .... Mit einigen Bissen verabschiedete sich mein haariges Mädchen."



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Oberösterreicherin, 22 Jahre alt.

Auch bei den Hottentotten ist Beissen der Ausdruck für das Küssen unter Liebenden. Ein Liebender singt sein Herzlieb also an: Meine Löwin! Bist du ängstlich, dass ich dich behexen will? Du milkst die Kuh mit fleischiger [sanfter] Hand. Beiss mich! [das heisst: küss mich!] Giess für mich [Milch] ein, Meine Löwin!

Die Römer zu Lukrezens Zeiten übten neben dem Bisskuss auch den uns gewöhnlicheren Lippenkuss. Nach Lucretius sind Wut und Grausamkeit der Liebe Kennzeichen ihrer Echtheit, Wahrhaftigkeit und Tiefe. Der wirklich verliebte

... schwanket auf Wegen der ungewissen Begierde,
Selbst indem er besitzt; er weiss nicht, was er zuerst soll

Mit den Augen, den Händen erfassen und solches geniessen.
Heisser drückt an die Brust er den Gegenstand des Verlangens;
Schont nicht des zarten Leibes und beisst mit den Zähnen die Lippen,
Heftet Küsse darauf, denn unvermischt ist die Lust nicht:
Heimlich reizet ein Stachel sie noch, selbst das zu verletzen,
Was in ihnen die Wut von solchen Begierden emportreibt.

Bei den Italienern ist der Bisskuss eigentlich bis auf den heutigen Tag im Volke in Brauch. Berühmt ist die Stelle in der 85. Erzählung von Boccaccios Decamerone, wo der Schalk Bruno zum närrisch in Niccolosa verliebten Calandrino spricht: ‚Du wirst sie recht besaurüsseln. Mich deucht, ich sehe dich schon ein halbes Duzend Zähne wie Fallgattern nach ihrem roten Mäulchen und nach ihrem Wängelchen fletschen und sie nach Herzenslust herumzausen'. Der Niederländer Ioannes Secundus, ein neulateinischer Dichter (geb. 1511 im Haag, † 1536) besingt den Frauenkuss formell zwar in Anlehnung an lateinische, ältere Vorbilder, der Sache nach aber gewiss, indem er sich an niederdeutschen Bisskussbrauch hält und unzweifelhaft auf Grund eigener Erfahrungen:

Wenn du dich Neära über mich her neigest,
Hals und Brust und Antlitz zu dem meinen beugest,
Mir so liebetrunken an der Schulter hängst
Und mit weichen Armen meinen Hals umfängst,

Lipp an Lippe fügest zu den langen Küssen,
Wollustvoll mich beissest, wollustvoll gebissen
Seufzest, auf die meine deine Zunge legst,
Gierig jene saugest, diese schnell bewegst,

O dann ruf ich: Amor, meine Qual, mein Retter
Ist der Wesen höchstes, ist der Gott der Götter!
Und wenn eine Gottheit ja noch grösser wär,
Wärst mir du, Neära, grösser noch als er.

In vollster Übung steht der Bisskuss noch bei den Serben in Bosnien und dem Herzogtum. In einer Erläuterung zu meinem Buche Smailagić Meho machte ich (i. J. 1885), der erste, darauf aufmerksam, aber ein Franziskaner las mir dafür im Glas Hercegovca (Mostar 1886) gründlich die Leviten. Vor Verwunderung und Entsetzen, sagt er, hätte er sich mit der rechten und linken Hand bekreuzt, denn er habe davon nie etwas früher vernommen. Man kann sich noch mehr über ihn wundern, der im Lande aufwuchs, zu Jahren kam und sein Leben damit verbrachte, erfüllt von seiner unendlichen Bedeutung als künstlicher Chrowot und Priester, stier die Blicke auf die Nasenspitze geheftet zu halten und nie etwas von den Vorgängen in seiner Umgebung wahrzunehmen. Erschrocken über die schweren Schmähreden, mit denen mich der Deuter des Gotteswortes bedachte, bot sich mir Thomas Dragičević, der tüchtigste bosnische Folklorist als Eidhelfer an und schrieb mir: ‚Ich bezeuge, dass Sie die lautere Wahrheit aussagten, da es tatsächlich hier zu Lande Brauch ist, dass Burschen und Mädchen, wenn sie Liebesbezeugungen austauschen, einander die Zunge in den Mund stecken, ja noch mehr, sich in einander mit den Zähnen verbeissen. Das habe ich selber erfahren und bin bereit, es als Wahrheit zu bezeugen, dass dies bei den Bošnjaken nicht als Schande gilt'.

Persönliche Zeugen sind vom Überfluss, wo, wie in diesem Falle, das lyrische und das Guslarenlied in die hunderte von Belegen für den Volksbrauch darbieten. Sticht einem Jüngling ein Mädchen in die Augen, so knirscht er mit den Zähnen (zubma zaškripuje) und rollt mit den Augen (očma prevaljuje), ganz wie einer, der in wilden Zorn gerät. Nimmt die begehrte Maid sein Liebeszeichen mit freundlichem Blicke auf, so steht nichts mehr der ehrbaren Annäherung im Wege. Beim Abbusseln hört man die Schmatzer „über den Weg hinüber" oder „bis hinter das Haus". Je grösser die Vertraulichkeit unter Liebenden, desto bemerkbarer das dabei erzeugte Geräusch; es ist, als ob dabei auch der Gehörsinn eine Befriedigung suchte. Zur Abwechslung nimmt das Mädchen die Hand des Geliebten und küsst ihm unter Bissen alle Fingerspitzen ab, doch fängt sie beim kleinen Finger an und hört beim Daumen auf (od maloga prsta pa do palca). Ist die Liebe beiderseits mächtig, steckt der Bursche beim Kosen seine Zunge dem Mädchen in den Mund, dass sich Zungenspitze mit Zungenspitze berührt. Das heisst man jezičati se und man sagt, es wäre süsser denn Honig. In Polen sagt man dafür języḱać und in Niederösterreich züngerln. Auch die Griechen des Altertums übten diese vertiefte Art des Küssens. Man nannte es glöttizein oder kataglöttizein. Zum 51. Vers der Wolken des Aristophanes erklärt der Glossator das Hauptwort dazu Kataglöttisma also: ‚Wenn ein Mann seine eigene Zunge in den Mund einer Frau hineinsteckt'. Des gleichen Zungenkusses erwähnt Ovid in den Liebesgesängen:



Photographie von W. Lindt in Melbourne

Eine Häuptlingfrau von Toro-Bank of Belgaule, Australien.

Und schon waren nach Schluss des Mals viel Gäste gegangen.
Unter den Jünglingen war ein und der andre berauscht.
Da nun sah ich, dass ihr wollüstigen Küssen euch hingabt;
Dass sie die Zunge hinein mischete ward mir gewiss.

Im Märchen von Amor und Psyche bei Apuleius verspricht Frau Venus demjenigen, der Psyche wieder einbringt, eine Belohnung von sieben süssen

Schmätzen und einem ganz honigsüssen Schleckkuss mit der Zunge obendrein (accepturus indiciнae nomine ab ipsa Venere septem savia suavia et unum blandientis appulsu linguae longe melitum). Bei Ariost steht das Zeugnis:

Del gran piacer ch'avean, lor dicer tocca;
Che spesso avean più d'una lingua in bocca.

Denselben Brauch bei den Arabern bestätigt uns kein geringerer als Mohammed selber im Quoran: ‚Erfasst mich die Sehnsucht nach Paradiesfreuden, so kose ich mit Fatimah und stecke ihr meine Zunge in den Mund hinein'.

Zum züngeln gehört gleichzeitig der Bisskuss. In Niederösterreich heisst man ihn das Goderl, offenbar, weil die Bisse zumeist dem collier de Vénus zuteil werden. Es scheint, dass auch die Serbinnen und Serben dem Doppelkinn den Vorzug geben, wie sich auch Katzen und Hunde am liebsten am Halse beissen. Ein bosnisch Lied erzählt, wie ein Mädchen im Walde einem Burschen begegnete und seiner froh wurde. Als sie heimkam, fiel der Mutter ihr verstörtes Wesen auf: ‚Warum sind deine Augen so trüb?' fragt die Mutter. Das Töchterlein ist um eine faule Ausrede nicht verlegen, doch bemerkt die Mutter an ihrem Halse Bisswunden und nun weiss sie, woran sie und ihr Töchterlein ist. Schön Johannes bekam, berichtet ein Lied, von seiner Liebsten solche Halsbisse, dass die Wunden gar nicht mehr verharrschen wollten und er daran verstarb. Der moslimisch-serbische Kämpe Babahmetović lässt seine Braut in der Brautnacht sitzen, um einen Rachezug ins christliche Küstenland zu unternehmen. Die Braut flucht ihm darob, doch liebend klingt ihre Verwünschung als Segenspruch:

— O Herr, o Seele, Bābahmetović!
Ein jeder Weg führ dich zurück zu Zlata!
O gäb es Gott, mögst Zlata nicht entweichen,
Dem weissen Arm nicht, nicht dem weichen Kissen,
Auch nicht dem überscharfen Zahne Zlatas!

Wie sonst in der Tierwelt lockt auch unter Menschen das Weibchen an, doch der angreifende ist gewöhnlich das Männchen. In einer anderen Fassung des Guslarenliedes vom Burggrafen von Raab, das ich veröffentlichte (Freiburg i. Br. 1889) offenbart sich der ungestüme brünstige Trieb des tapferen Herrn von Raab mit elementarer Ursprünglichkeit unvermittelt beim ersten Anblick des überaus holden Edelfräuleins Kovčić, das bei ihm erschien, um seine Hilfe für ihren in Ancona in Gefangenschaft schmachtenden Schwager zu erflehen. Sie nimmt seine bissige Gunstbezeugung mit grösstem Wohlgefallen entgegen:

Als Mustapha Orlanović sie sah,
So gross er auch als Kämpe auf der Wahlstatt,
Fährt dennoch ihm Gezitter in die Beine,
Ein Frühlingfieber schüttelt ihm die Glieder,
Kann seinem Herzensdrang nicht widerstehen,
Fleugt hin vielmehr zur Maid und zu dem Falben!
Tief bohrt er seine Zähn ihr in die Gurgel,
Reisst unterm Goderl auf ihr trautes Blut;
Über dem Busen fleusst der Maid das Blut,
Das Blut das fleusst, das Fräulein das frohlockt,

Dieweil sie merkt, dass Mustapha geködert,
Dass Mustapha bereit zum Abenteuer,
Bereit für sie sein Haupt im Spiel zu wagen
Und zu Ancona nach dem Beg zu fahnden.

Neben dem Goderlbiss, wofür es hier unnötig wäre, mehr Belege beizubringen, ist der Wangenbiss der gewöhnlichste. Die Gnadenmutter (sveta Marija) besucht die Unterwelt und erblickt unter den Höllenqualenduldern auch ein junges Frauenzimmer mit blutigen Wangen. Ihr Cicerone, der Erzengel erklärt ihr deren Schuld:

Warum denn ihre Wangen schwarz geworden?
Ihr war ein treuer Ehgemahl zu eigen,
Doch war an ihm ihr lange nicht genüge,
Gab hin vielmehr auch andern ihre Wange.
Warum bedeckt mit Wunden ihre Wangen,
Warum von schwarzem Blut sie übertriefen?
Sie sind von Türkenzähnen ganz zerbissen.



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Eine berühmte Wiener Soubrette, 19 Jahre alt.

Schwäbischer Schönheittypus.

Wie alltäglich der Bisskuss ist, beweisen zahlreiche Schnadahüpfl aus dem Reigen. Ein Mädchen sang zu Otok in Slavonien (i. J. 1883):

Ich bin geschminkt mit feiner, roter Schminke,
Mein Schatz sie nimmt hinweg mit seinen Zähnen.

Ihr antwortete eine Freundin im Reigen:

Ein junger Schatz in Liebe unerfahren,
Wenn er umhalst, im Küssen unerfahren,
Und wenn er küsst, so kennt man seine Zähne.

In Serbien heisst man neckisch die Kussbissspuren am Unterkinn šljiva (die Zwetsche) und fragt scherzweise das gebissene Mädchen oder den Burschen: Ko ti je šljivu napravio? (Wer hat dir die Zwetsche gemacht?)

Am glühendsten küsst und beisst der Verliebte sein Liebchen auf die Brüste und zwischen den Brüsten. Er saugt sich an ihr so fest an, dass sie vor Lust und Wehe aufwimmert und schier die Besinnung dabei verliert. Bebend vor Wonne lässt sie sich von ihm den Busenlatz aufnesteln und wenn nicht gleich, vergilt sie es ihm nächstens. Mit Sehnsucht harrt sie seines Besuches und gibt ihrer Erwartung lauten Ausdruck im Reigen:

Dunkel ist der Rock des Liebsten,
An dem Rock ein Zuckerknöpfchen;
Setz mich auf den Schoss dem Liebsten,
Knöpf ihm auf die Zuckerknöpfchen,
Küss ihn zwischen seine Knöpfchen,
Wo dem Liebsten pocht die Seele.

Will der Sohn von seiner Mutter eine aussergewöhnliche Gnade erbitten, so küsst er sie auf die Zitzen, mit denen sie ihn grossgezogen. Frauen untereinander küssen nach bestimmtem Brauche, der gegenüber Mädchen auch nur ein abgeschwächter Bisskuss bleibt. Wie ein fremdes Mädchen durch wohlangebrachte Küsse bei Reigentänzerinnen freundliche Aufnahme erzielt, lehrt uns eine Stelle in einem dalmatischen Guslarenlied. Johannes von Zengg erspäht von der hohen Warte seiner Burg aus im türkischen Gebiete einen Reigen moslimischer Mädchen. Es gelüstet ihn, die Reigenführerin, die schmucke Tochter des benachbarten türkischen Burgherrn sein eigen zu nennen. Mit seinen Mannen den Reigen zu überfallen, wäre zu gewagt. Da beredet ihn seine Schwester, sich ihre Kleider anzulegen und das Fräulein auf listige Weise auf christliches Gebiet hinüberzulocken:

Begib dich so zum Reigentanz der Mädchen,
Verneig dich tief bis zu dem schwarzen Erdreich
Und biete ihnen artig Gott zum Gruss:
„Gesegn euch Gott, ihr Mädchen wohl im Reigen!“
  Sie werden dir mit Gegengruss erwidern.
Dann küss den alten Frauen die weissen Hände,
Zwischen die schwarzen Brauen die jungen Frauen,
Zwischen die Erdbeerzitzen küss die Witwen,
Unter die Kehle weiss die jungen Mädchen,
Unter die Kehle auf den gelben Halsschmuck!

Die Schwester muss eben den Bruder genau unterweisen, weil er sich sonst verraten würde, da er sich bis dahin als Mann um den Kussbrauch der Frauen untereinander wenig bekümmert haben mag.

Es gibt für die Serbin einmal eine Zeit der Kussfreiheit, wo sie jeden und jeder sie ohne weiteres küssen darf. Ein Guslarenlied schildert die Brautfahrt des moslimischen Herrn von Udbina nach dem Küstenlande zum Ban des christlichen Gebietes. Auf dem Heimwege ist Omer Brautführer. Während des Zuges küsst sich aber die junge Frau mit ihrem Liebsten, dem Christen Ivo von Zengg, der als Türke verkleidet mitreitet. Omer bemerkt das Spiel und warnt sie.

— Falls dich erblickt von Udbina der Burgherr,
Er haut dir ab das Haupt in deinen Schultern!
Zu Antwort gibt darauf das schmucke Mädchen:
— Red nicht so töricht drein, o Brautwart Omer!
Bin heut doch eine junge, neue Frau,
Mir steht es frei, jedweden zu begleiten
Und jedermanns in Liebe froh zu werden!

Nach dem noch bei manchen Völkern vorkommenden Hetärismus der Brautnacht, ist die Braut, ehe sie ins Eigentum des einen Mannes völlig übergeht, verpflichtet, sich jedem von der Gesellschaft hinzugeben, doch ein Recht steht ihr darauf nicht zu. Bei den Serben ist der Brauch nur als Überlebsel in sehr gemilderter Form noch erhalten. Am Hochzeittage geht die Braut mit ihren Küssen sozusagen fechten. Sie küsst jeden Gast, aber bloss auf den Mund, und erhält dafür ein Kussgeld. Im slavonischen Savelande in der Gegend von Gradiška und Brod hat sich das Kussfechten zu einer öffentlichen Belästigung der Leute auf der Strasse ausgebildet. Am Tag nach dem ersten Beilager wird die junge Frau von mehreren ledigen Freundinnen und ihren Brautführern Strasse auf Strasse ab geleitet und da muss sie jedem, der des Weges kommt, um den Hals fallen und ihn abküssen, damit er sie beschenke.



Photographische Kunstanstalt D. Stahala in Wien.

Eine Norddeutsche, 19 Jahre alt.

* * *

Dem verfeinerten, vergeistigten Kuss unserer modernen Kulturgesellschaft, dem flüchtigen und doch unendlich bedeutsamen, vielsagenden Zeichen der Herzensneigung widmen alle Kunstdichter Lob und Preis. Burns singt ihn frischweg an:

Humid seal of soft affections,
Tend'rest pledge of future bliss,
Dearest tie of young connections,
Love's first snow-drop, virgin kiss.

Speaking silence, dumb confession,
Passion's birth, and infant's play,
Dove-like fondness, chaste concession,
Glowing dawn of brighter day.

Sorrowing joy, adieu's last action,
When ling'ring lips no more must join;
What words can ever speak affection
So thrilling and sincere as thine.

Der Kuss hat viele Freundinnen und Freunde, doch sind ihm in neueren, mikrobenfürchtigen Zeiten viele heftige Feinde entstanden, die seine Schädlichkeit nachweisen. Erst jüngst nannte der Medizinprofessor Dr. Eichhorst den Kuss eine „medizinische Rücksichtlosigkeit", indem er — der Kuss nämlich — bei vielen ansteckenden Krankheiten, insbesondere solchen, bei denen sich die Ansteckungsstoffe im Munde usw. befinden, trotz der grössten Reinlichkeit zum Krankheitübertrager, also geradezu gefährlich wird. Eichhorst erkennt als eine Milderung der Gefahr den vielfach bestehenden Gebrauch an, nicht auf den Mund, sondern auf die Stirn zu küssen.



Photographie von Konrad Swatosch in Rožnau, Mähren.

Eine Wienerin, 25 Jahre alt. Schwäbischer Typus.

Unzweifelhaft ist Eichhorst mit den Kussbräuchen nur oberflächlich vertraut, sonst wüsste er, dass der Brauch der Völker kranken Menschen gegenüber nur eine flüchtige Markierung des Kusses erlaubt und dass beim Auftreten einer ansteckenden Krankheit, wie der römische Dichter sagt, amor friget, die Liebe einfriert. Da hört vor Ekel das Küssen von selber auf. Die Liebe Gesunder wendet sich immer nur Gesunden zu und die mögen einander sorglos abküssen, wie es die Urmütter und Urväter geübt, denen es nachweislich auch nicht geschadet hat. Allen medizinischen Autoritäten entgegen, wird jedes verliebte Mädchen gleich der Huldin des Hohen Liedes sagen oder sich im stillen denken: „Er küsse mich mit dem Kuss seines Mundes, denn seine Liebe ist lieblicher als Wein!" Der Kuss tut nicht weh und macht nicht krank, wie Goethes, des Kussmeisters Sprüchlein lehrt:

Neuer Mond und geküsster Mund
Sind gleich wieder hell und frisch und gesund!

Was beglückte und beseeligte mehr als der erste Kuss der Liebe! Zwar hinterlässt er ein tiefes Zeichen beim Empfänger, doch keines medizinischer Natur, wie Scheffel sang:

Erster, süsser Kuss der Liebe!
Dein gedenkend überschleicht mich
Freud und Wehmut: Freude, dass auch
Ich ihn einstmals küssen durfte,
Wehmut, dass er schon geküsst!

Und dann bleibt es nicht bei dem einen:

Strahlt der Mond erst an dem Himmel,
Kommen bald der Stern unzählige,
Also nach dem ersten Kusse
Schwirret bald ein ganzes Heer!

Den unsäglich bestrickenden, alle anderen Rücksichten auflösenden Zauber des Kusses von schwellenden Mädchenlippen besingen alle Dichter. Es ist immer nur die Abwechslung des Gedankens, den Hafis ausspricht:

Ich höhne der Vernichtung furchtbaren Schlund
Festhangend an Schleimas Rubinenmund.
Dem ruhenden im Zentrum des Lebens hier,
Wie zeigte sich zu beben der kleinste Grund?



Aus einem unedierten Wiener Album.

Eine Magyarin, 19 Jahre alt.

Alle Dichter, Verliebte sind es immer, beten gleich Hafis:

Es betet Hafis — merkt auf und saget Amen,
Ihr Heiligen all in unserem Zecherrunde:
Herr, gib uns unser täglich Brod vom Zucker
Holdseliger, geliebter, süsser Munde!

Dieselbe Melodie ertönt auch von den Lippen der Frauen, so Gretchens im Faust:

Mein Busen drängt sich nach ihm hin,
Ach, dürft ich fassen und halten ihn!
Und küssen ihn so wie ich wollt,
An seinen Küssen vergehen sollt;

Die sinnigste Belohnung für den Mann ist der freiwillig gewährte Kuss holder Frauen. Margarete von Schottland, die Dauphine, findet den Dichter Alain Chartier schlafend und küsst ihm angesichts ihres ganzen Gefolges die Lippen: Parce qu'elles avaient dit des si belles choses. Von der belebenden, stärkenden Kraft des Frauenkusses steht eine wundersame Mär in Tristan und Isolde. Blancheflur naht dem todwunden Riwalin und erweckt ihn mit ihren Küssen zu neuem Leben:

Sie setzte sich zu Riwalin — —
Ihr Lieb sie in die Arme nahm
Und legte den Mund an seinen Mund
Und küsste ihn hunderttausend Stund
In einer kleinen Stunden,
Bis ihm ihr Mund entzunden
Sinne und Kraft zur Minne;
Denn Minne war darinne,
Ihr Mund, der machte ihn freudenhaft,
Ihr Mund, der brachte ihm eine Kraft,
Dass er das kaiserliche Weib
An seinen halberstorbnen Leib
Gar inniglich und nahe zwang.

Am unvergesslichsten drückt sich der Seele der letzte Kuss, der Scheidekuss ein. Hans Hopfen kleidet das schwere Weh eines solchen Kusses in schlichte Worte ein:

Und ich neigte mich und bückte
Mich auf ihren Mund und pflückte
Von dem schön bewegten Munde
Jenen Kuss der Abschiedstunde,
Jenen allerletzten, herben
Süssen Kuss, kurz vor dem Sterben.

Unvergleichlich leichter vergisst man den Scheidekuss der Geliebten, die man heil und frisch zurücklässt. Ein neues Bild, ein neues Weib schafft bald Linderung dem wunden Gemüt. Klug vermeidet Wilhelm Jordan die übliche Rührseligkeit, indem er Siegfried zum Abschied Krimhilden sagen lässt:

Doch ich kann dich noch küssen und köstlicher dünkt mir
Der Scheidekuss heut von der schönsten der Mütter
Als der sinnverbrennende Erstling der Brautnacht!

* * *

Die liebenswürdigste, eines Kusses des rosigst knospenden Mädchenlippenpaares würdigste Entdeckung glückte dem italienischen Liebling Apolls und der Musen Filippo Zamboni. Warum wandeln Liebende so gern im fahlen Mondenschein und tauschen seelig traumverloren heisse Küsse aus? Ach, sie befolgen nur ein himmlisch Beispiel, wie Zambonis Bild nebenan lehrt, denn auch im Monde küsst sich weltvergessen ein Liebespaar. Eponia macht darauf Julius Sabinus zuerst aufmerksam:

— — — Dort oben, sieh,
Im vollen Mond, von rechts nach links gewandt,
Dies himmlische Profil, das menschlich Deine,



Von Haaresfülle hoch umwallt das Haupt —
Bartlos das Kinn, die Lippe überschattet
Nach Gallierart. Es lächelt heitre Ruh,
Und unter halbgeschlossnen Lidern blitzt

Das Aug, verdunkelt tief in Liebesglut;
Der starke Nacken stützt im Mittelpunkt
Am innren Sichelrand, dem strahlenden,
Sich auf die helle Brust!

Julius: Ich seh's, o Wunder!
Zur linken schaue ich dein lieblich Antlitz
Weissschimmernd aus dem reinsten Dufte tauchen,
Herabgeneigt ein wenig, lichtvoll, hold,
Zum Kuss die eine Wange beuts. Es scheint
Das lichte Haupt zu schweben auf der Flut
Des Haares, die hinunter wallt vom Hals
Zum üppigen Busen . . . küssen will sie ihn.

So küsst man sich im Monde und nur die dümmsten unter den dummen, die Scheinheiligen, die Butter auf dem Kopf haben und weder unter die Sonne noch den Mond dürfen, die verdammen den Kuss. Dagegen rühmen ihn die Weisen, die erleuchteten, die gottbegnadeten, eines Gottes vollen Dichter, so z. B. schwärmt unser Klopstock, der natürlich kein Kussverächter war:

Von dem Kuss, der geraubt, halb nur empfunden wird,
Von der süsseren Lust eines gegebenen.

So ein Kuss betäubt, wie, nach Hafis, der Duft der sich unter der Glut der Mittagssonne öffnenden Lilie.

Der berühmteste Liebeskuss ist der zwischen Paolo und Francesca, an dem die beiden sterben müssen:

La bocca mi baciò tutto tremante. (Dante.)

So wird ein Kuss zu einem „Handgeld der Seligkeit, die zugleich zur Verdammnis führt“ (Leo Norberg).

Eines der anmutigsten Lustspiele unserer lustspielarmen Zeit ist gar der Würdigung des Kusses geweiht. Sinnreich lässt Dóczi, der Dichter, seine Handlung im sonnigen Navarra spielen; denn bei uns hätten ihm die Tugendwächter die nach Reseda und Jasmin duftende Geschichte nicht geglaubt. Dóczis Gestalten erörtern verschiedene, natürlich züchtige Küsse und Königin Blanda erklärt zum Schluss:

Der beste Kuss, das lern von mir als Christ,
Ist der, an dem nichts zu bereuen ist.



IX.

Von der schönen Frauen Hals und Nacken.

O welche göttliche Idee
Ist dieser Hals, der blanke.
Worauf sich wiegt der kleine Kopf,
Der lockige Hauptgedanke.
Heine, Das Hohe Lied.

Der Hals ist der zwischen Brust und Kopf gelegene „Stiel des Kopfes", wie Hyrtl sagt, das Bindeglied zwischen Kopf und Rumpf, sowohl äusserlich wie innerlich mit Einschluss des Nackens. Da aber die Einfügunglinie des Halses zur Brust an den Seiten gar nicht vorgezeichnet ist und sich nur bei Neigungen des Halses durch Bildung von Hautfalten einigermassen erkennbar macht, so verlegt man die untere Halsgrenze bis in die Schlüsselbeine und bezieht daher auch noch den obersten Abschnitt des Brustkorbes in den Bereich des Halses ein. So umschrieben stellt er sich dann als Büste dar. Diesen vom Anatomen Langer eng umschriebenen Begriff der Büste dehnen freilich Maler und Bildhauer sehr oft weiter nach unten hin aus. Nach Alter und Individualität sind Länge und Dicke des Halses sehr verschieden. Je mächtiger der Kopf entwickelt ist, desto dicker und kürzer erscheint gewöhnlich auch der Hals, doch finden sich nicht nur grazile, sondern auch sehr grosse Köpfe hie und da auf langem dünnen Halse. Der weibliche Hals erscheint auch bei Erwachsenen stets mehr zylindrisch als der männliche, dessen Form durch die rasch zunehmende Grössenentwicklung des Kehlkopfes während der Geschlechtreifung starke Beeinflussung erfährt.

Wenn sich an weiblichen Gestaltungen ein mässig langer Hals, Schwung in der Beugung vom Nacken zur Schulter, mählicher Übergang mit abdachenden Flächen vom Halse her über das Schlüsselbein zur Brust einfindet, so danken dies die Frauen dem schmäleren, doch längeren Brustkorbe, der tieferen Lagerung der Schulter, der schlanken Form des dünneren und nur mässig gebogenen Schlüsselbeines.

Das sind die heiss ersehnten Attribute schöner weiblicher Körperbildung, und was da etwa die Natur verweigert hat, will durch Kunst erworben sein, heute und so auch ehedem; die demissi humeri hatten auch im alten Rom ihren Preis, nach Terenz:

. . . unsere Mädchen,
Die auf Geheiss der Mütter ihre Schultern
Herabziehn, ihre Brust einschnüren müssen,
Um schlank zu sein.

Um eine schlanke Büste zu bekommen, mussten sich die Mädchen mit einer Busenbinde (strophium) die Brust schnüren und dadurch den Schultern die hohe Stütze benehmen. Denn so urteilte man:

. . . ist eine ein bisschen stärker,
Gleich heissts, die ist zum Fechter gut . . .

Ein Blähhals und dazu eine rauhe Stimme gilt bei Deutschen und Slaven als Zeichen eines unkeuschen Lebenswandels. Der römische Satiriker Martialis sagt zu einer Sängerin: sono rauco es, nam fututa es (deine Stimme ist rauh, denn du kamst zu Fall). Auf die Vergrösserung des Frauenhalsumfanges nach dem ersten Liebesgenuss spielt auch Goethe in einem Epigramme an:

„Ach, mein Hals ist ein wenig geschwollen", so sagte die beste
Ängstlich. — „Stille, mein Kind, still und vernimm das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt . . . .



K. u. K. Hof- u. Kammerphotograph Charles Scolik in Wien.

Eine Schlesierin, Deutsche, im miederlosen Reformkleid.

Während jeder Menstruation und namentlich während der Schwangerschaft schwillt der Frauenhals in nachweisbarem Umfange mehr oder weniger an.

Die grosse Mannigfaltigkeit in der Verschiedenheit der Halsformen nach Menschenschlag, Gestalt und Alterstufe lässt sich kaum beschreiben. Ein vollkommen schön geformter Hals gehört nicht zu den häufigen Vorkommnissen. Wir Männer sind bescheiden und finden einen vom Jugendreiz umflossenen Hals eines Mädchens auch dann schön, wenn er bei weitem noch nicht den Anforderungen entspricht, die nach künstlerischen Schönheitregeln — von Gesetzen darf da nicht die Rede sein — an einen schönen Hals zu stellen sind. Die Meister der Antike haben eine, wie es scheint, günstigere Auswahl als die modernen gehabt; denn bei den uns erhaltenen plastischen Frauenbildern ist der Hals weit mehr formvollendet als wir ihn bei unseren Zeitgenossinnen zu schauen gewohnt sind. Brücke macht einige hübsche einschlägige Bemerkungen:

„Es wird bisweilen gelehrt, der Umfang des Halses solle dem grössten Umfang der Wade gleichkommen, aber dies ist unrichtig. Er bleibt, wenn der Hals rein, d. h. geschwulstfrei ist, an Gestalten mit kräftig entwickelter Muskulatur mehr oder weniger hinter dem Wadenumfang zurück. An der schlafenden Ariadne des vatikanischen Museums ist, dem Augenmasse nach zu urteilen, der Hals ein wenig dicker als der Oberarm. Das, was der Künstler hier geschaffen hat, weicht freilich ab von dem, was wir an jugendlichen Individuen von ähnlich gestrecktem Gliederbau wie die Ariadne zu sehen gewohnt sind, zu den unmöglichen Dingen gehört aber ein solches Verhältnis noch nicht. An einem lebenden Modelle, das sich im übrigen noch zur Darstellung einer Idealfigur eignet, ist ähnliches

im allgemeinen als ein Vorzug zu betrachten; denn in solchen Fällen ist der Hals sicher für den übrigen Körper nicht zu dünn und der Oberarm nicht zu dick, wenn, wie gesagt, der übrige Körper sich noch für eine Idealfigur eignet. Berühmt durch die Schönheit der Konturen, welche vom Nacken zu den Schultern führen und durch die Schönheit des Nackeneinsatzes sind die Mädchen und Frauen aus dem Römischen, besonders die Ciociaresa. Den Antiken ähnliche Hälse habe ich mehrmals im Toskanischen gesehen."

Auch Brücke, der scharfsinnige Physiolog und Frauenschönheitbewunderer suchte das Schöne in der Ferne, während das Gute und Beste so nahe liegt. Gerade inbezug auf die Schönheit des Halses, des Nackens und der Schultern gibt es in Wien in Hülle und Fülle und ohne Hülle genug Gelegenheit täglich und stündlich der Schönheitfreudigkeit genüge zu tun. Bei uns oder in Budapest braucht man nicht einmal zu suchen, um sich auf einem Spaziergang über die Mariahilferstrasse oder meinetwegen selbst durch die Neustiftgasse an einem Tage fünfzigmal sterblich zu verlieben. Ich mache immer wieder von neuem die Erfahrung, dass mit meinen ausländischen Besuchern auf der Strasse gehend kein vernünftiges Gespräch zu führen ist; denn jeden Augenblick vergaffen sie sich in ein anderes anmutiges Mädchen, das wir Wiener, gewöhnt an Schönheiten und verwöhnt durch die allerschönsten, kaum mit einem flüchtigen Blick mehr beachten. Bei uns in Wien sind nicht allein die Töchter reicher Familien schön — nach dem Sprichwort: der reiche hat eine schöne Tochter — sondern Schönheit ist Gemeingut aller, auch der ärmsten, hart arbeitenden Klassen. Und noch mehr, sie alle sind sich ihres Vorzugs bewusst und gütig, wie sie von Natur aus sind, lassen sie gern ihren schlanken Hals und ihre Büste bewundern. Darum berühmen wir Wiener uns der besten Maler und der gefeiertesten Bildhauer der Neuzeit; denn alles, was sie zu ihrer Kunst brauchen, finden sie hier vereinigt. Vergessen wir nicht, dass nach Goethe und Heine auch der bedeutendste Dichter der Frauenschönheit, Grillparzer, ein Wiener war.



K. u. K. Hof- u. Kammerphotograph Charles Scolik in Wien.

Eine Schlesierin, Deutsche, im miederlosen Reformkleid.

In seiner für meinen Geschmack zu einseitig anatomischgelehrten und die Künstler schulmeisternden Abhandlung verschweigt Brücke vielleicht das bemerkenswerteste, nämlich die Sprache des Frauennackens. Hals und Nacken einer schönen Frau besitzen eine Individualität und Ausdruckfähigkeit, die mit zu den seltsamsten Geheimnissen des ganzen weiblichen Organismus gehören. Jeder tragische Affekt, jede freudige Erregung drückt sich in Halsbewegungen aus. Auch der Nacken spielt eine wichtige Rolle, besonders in Liebesangelegenheiten. Wie manche flammende Leidenschaft hat nicht schon der Anblick eines schneeigen Nackens entzündet! Das wissen die Frauen auch sehr genau und daher dekolletieren sie sich so gern.



Aus einem unedierten Wiener Album.

Eine Deutsche. Schweizer Typus.

Der angenehme Duft, den die Ausdünstung des Nackens einer jungen schönen Frau verbreitet, wirkt auf den Mann geschlechtlich anreizend. Es ist also nicht bloss die gebogene Hals- und Nackenlinie und die Hautfarbe, nicht die Anmut allein, die den Mann anlockt. Instinktiv entblösst darum das Weib, wenn es z. B. im Theater oder Ballsaal oder bei festlichen Anlässen den Sinn des Mannes umnebeln will, vielleicht, um ihn zu ködern, Hals, Nacken und dazu den Busen. Sie zeigt gerade genug, um für ihre übrigen, verdeckten Reize eine brennende Neugierde aufzustacheln. Die Streitfrage, ob das Weib hüllenlos oder bekleidet mit Schmuck überladen einen mächtigeren Eindruck auf die Sinne des Mannes macht, hat das moderne Weib in unserer Kultur mit ihrer Halbenthüllung und Halbverhüllung glücklich beantwortet.

In der türkischen Montagékloge der Ogusname, des Buches von Ogus, rühmt der Hirte Togrul das geschmückte Weib, während sein Partner Kipčak für das hüllenlose schwärmt. Bei ihnen bleibt „die Braut des Wortes“, oder wie wir schmuckloser sagen, der Streit unentschieden, während ein moderner Abendländer das Weib immer preist, je nach der Tageszeit.

Togrul: Schwing, o Lied, dich höher empor, auf bis zu den Sphären,
Nicht zu den Sphären der Welt, nein, nur zu den Sphären der Mädchen;

Sieben Sphären umkreisen die Welt, und sieben das Mädchen!
Ringe an Ohren, am Hals, an Armen, Fingern und Knöcheln,
Auf dem Kopfe die Kron, um die Mitte des Leibes der Gürtel,
Der als Äquator die obere Welt von der unteren abzweigt.
Dies sind die Sphären, worin sich der Geist der Frauen bewegt,
Und des Geschmeides Geklirr däucht Mädchen Musik der Sphären.

Kipčak: Wahr und alt ist das Wort: mehr taugt als das Ganze die Hälfte.
Dir sind die Sphären der Frau, die Hemisphären mir lieber.
Schmücken magst du das Mädchen, wie persische Bräute geschmückt sind:
Siebnerlei bräutlicher Schmuck, bestimmt für siebnerlei Glieder:
Moschus und Ambra für Brauen und Haar, Alhenna für Nägel,
Rot und weiss für Wangen und Brust, Alkohol für das Auge,
Und der ganze Leib mit dem Äther der Rose durchdüftet;
Mir ist die Schönheit stets, wenn sie ungeschmückt ist, am schönsten.

(J. v. Hammer.)



Aus einem unedierten Wiener Album.

Eine Wienerin, 20 Jahre alt. Steierischer, deutscher Typus.

Nachdem fast das ganze Mittelalter hindurch die Frauen unter dem Druck der Hexenverfolgungen und aus Angst vor der Priesterkaste Brust und Schultern verhüllt und nur den Hals unbedeckt gelassen, kam im XIV. Jahrhundert, in der Zeit des entstehenden Bürgertums, die freiere Mode der Entblössung auf, die alsbald zu einer Schaustellung intimerer Reize des Frauenleibes ausartete. Bereits in der Mitte des XIV. Jahrhunderts trugen die Frauen den Ausschnitt so tief, dass man die halben Brüste sah. Um die Weisse des Nackens und der Brüste zur vollen Geltung zu bringen, band man die wallenden Locken, die bis dahin in voller Freiheit geblieben, hoch auf. Die Reformation dämpfte dieses Schönheitfeuer in Deutschland, da sie den Sinn der Menschheit auf religiöse und transszendental-mystische Betrachtungen hinleitete und so schwankte die Mode örtlich und zeitweilig ins andere Extrem hinüber und die schönsten Leibformen der Frauen mussten

unbewundert, wenn auch nicht ungenossen, verblühen. Sowie im mönchischen Frühmittelalter die frömmelnde Askese sogar das Dasein der weiblichen Schönheit als Teufelwerk und arge Verlockung der Männerseelen zur Unzucht betrachtete und verdammte, und durch Fastungen und Bussübungen das sündhafte, blühende Fleisch abzutöten suchte, um durch reizlose irdische Hagerkeit und Magerkeit zu den Freuden und Entzückungen des Jenseits zu gelangen, so erfand die Mode der Reformation die wallenden, den Leib verhüllenden Schleier oder sackartigen Gewandungen, wie wir sie auf unzähligen Gemälden und Holzschnitten aus jenen düsteren Tagen erblicken. Glücklicherweise gelang es dieser traurigen Epoche nicht, in romanischen Ländern die gleiche Zwingherrschaft über die Geister auszuüben. In Italien zumal erhob das Rinascimento die Frauenschönheit zur alles überstrahlenden Herrin und Gebieterin des Zeitalters und bereitete ihr die kostbarste unvergängliche Apotheose vor, die wir heute noch bewundern.



Photographie von Thurmann in Wien.

Eine deutsche Tirolerin italienischer Abkunft. 18 Jahre alt.

Man betrachte einmal die Grazie der frisch aufblühenden Jugend, der Ballnovizen, wenn sie in ihrem duftigen Farbenkleidchen im Flammenlicht der a giorno Beleuchtung einherflattern oder wenn sie sich wie schwärmende Falter am Arm ihrer Tänzer einhergaukelnd wiegen. Der Anblick wirkt herzerwärmend, verlockend oder berauschend, je nach der Empfänglichkeit desjenigen, der ihn geniesst. Gibt es etwas reizvolleres, bezauberndere als den Hals und Nacken der lieblichen Tänzerinnen, die in der rhythmischen Bewegung des Tanzes auf- und abwogend ein geheimnisvolles Leben gewinnen und zuweilen einen zauberischen, einen unwiderstehlich mächtigen Eindruck beim Mann erzielen?

Nach der Auffassung der Minnesänger soll der Hals „niht dic, ze mâzen lanc“, aber auch wohl „niht ze lanc“, oder „gros assez et lons par raison“ sein, in allen Fällen jedoch weiss, glatt und fein von Haut. Schon trifft man um diese Zeit bei Franzosen und Deutschen die unsterbliche, noch auf Frau Récamier an-

gewandte Schmeichelei, die nach der unbegründeten Meinung Heycks „sicher — schon des Getränks wegen — ihre Heimat in Frankreich hat“:

Quant ele vin rouge buvoit,
on li verrait bien avaler,
et parmi la gorge couler . . .

oder:

dâ durch sach man des wînes swank,
svenne diu schoene vrouwe trank.

Der Nacken sei so, dass wie vom „Hälselein“ auch vom deminutiven Näcklein und Näckle die Rede sein kann. Er sei weiss und glatt gleich Elfenbein, gleich dem Schwan, dem Schnee oder gleich Kreidemehl.

Den Geschmack des Rinascimento erkennt man aus den Worten Messer Firenzuolas: „Den Hals will ich rund, voll entwickelt und weiss sehen ohne Leberflecken, ohne Krümmungen und ohne hervortretende Adern, mehr lang als kurz. Das Grübchen nur angedeutet und wie mit Schnee bedeckt; der Adamapfel soll nur eben ein wenig hervortreten. Über dem allen liege ein rosiger Schein. Die Halswendungen müssen schöne Falten hervorbringen. Die Schultern haben ein ziemliches Viereck zu bilden, also breit zu sein, auch dürfen sie nicht abfallen.“ Es fallen einem dabei Montis Zeilen ein (I ritratti dei quatri poeti con le lore donne):



Photographie von Dr. Wilhelm Wertheimer in Kaltenleutgeben.

Eine Fellachin aus Helouan bei Kairo.

. . . . in mirarla ognun guatava al bianco
Omero, attento a riguardar se l'ale
Mettean la punta.

Mit den Fittichen, mit denen Maler und Bildhauer zuweilen ihre Gestalten behaften, vermochte ich mich nie abzufinden, weil ich bei solchem Anblick des Eindrucks gräulicher Unnatur nicht los werden kann. Genügt sich nicht selber und dem Beschauer die Schönheit des Schwanenhalses?

. . . ce beau cou qui retombe
Comme un saule pleureur par l'orage incliné. (Delatre.)

. . . dieser schöne Hals, der sich neigt,
Der Trauerweide gleich, die ein Sturm gebeugt.

Der Vergleich ist volkstümlich allgemein und die besten Dichter verschmähten ihn nicht, so Byron (im Giaur):



Photographische Kunstanstalt S. Fleck in Wien.

Das Fräulein von S. 1, 2 und 3, mit 18 Jahren.

Wie das Gefieder sträubt der Schwan
Und mit den Flügeln schlägt die Wogen,
Wenn er hört fremde Schritte nahn,
Die sich entlang das Ufer zogen,
So hob sich Leilas weisser Nacken.

Heine sagt von jener Edith (im Schlachtfeld von Hastings):

Man hiess sie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne
Ihr Nacken war . . .

In den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski begeistert er sich für den ‚weissen, frechen Nacken, umringelt von wilden schwarzen Locken, wie von wollüstigen Schlangen'. Er kaprizierte sich übrigens nicht auf die Weissheit und nicht auf die Leberfleckenlosigkeit, wie Firenzuola, er würdigte vielmehr als Mann gerechterweise auch jeden andersfarbigen Nacken: „Ich liebe auch den dunklen Teint", sagt er (in: Italien XVII) jener „stolzen Hälse, die schon Phoebus geliebt und braungeküsst hat; ich liebe sogar jene überreifen Nacken, worin purpurne Pünktchen als hätten lüsterne Vögel daran gepickt."

Als Gott das Weib schuf, nahm er den Ton zu fein, behauptet Lessing, und die Nacken der schönen Frauen bestätigen dies; denn wenn sie sich einfach entblösst zeigen, geht ein guter Teil ihrer Anmut für das blöde Männerauge verloren. Darum schmücken die Huldinnen Hals und Nacken mit Perlenschnüren oder einem zarten, leichten Nichts von einem blauen, gelben oder roten Band und

heben damit zugleich den Reiz der Büste. Das fällt auf und bannt den Blick, wie Faust ausruft, als er Gretchens Schemen erblickt:

Welch eine Wonne! Welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.

Wie sonderbar muss diesen schönen Hals
Ein einzig rotes Schnürchen schmücken!

Der provenzalische Dichter Theodor Aubanel († 1886) ist so entzückt vom schönen Hals und Busen seiner Landsmänninnen, dass er ihn geradezu als ein ihnen vorzugweise verliehenes Geschenk ihrer Beschützerin, der Venus von Arles preist:

O du süsse Venus d'Arles, Jugendfee, die nimmer altet,
Die als Mutter der Provence unsres Volks in Liebe waltet!
Schönheit leihst du unsern Töchtern, unsern Knaben leihst du Mut.
Unter ihrer Haut, der braunen, hohe Göttin, fliesst dein Blut,
Immer heiss und nimmer müde. — Darum, lichte Venus, wagen
Unsre Mädchen freien Blickes Hals und Busen bloss zu tragen. — — —
Darum liebt dich meine Seele und von deiner Huld bezwungen
Hat der Christ, o grosse Heidin, heute deinen Ruhm gesungen! (N. Welter.)



Aus einem unedierten Wiener Album.

Eine Čechin, 36 Jahre alt.

Es ist so ziemlich gewiss, dass im Sinne Aubanels unter der Haut aller nach dem Mann auslugenden Mädchen der Frau Venus Blut fliesst.



X.

Von der schönen Frauen Brust und Taille.

Perlen und Diamanten — O, welch ein schaler Wust, Vergleichst du sie der Lust Zu ruhn an eines holden Weibes Brust! Sprüche Salomos.	Je cache les plus douces choses, Quand on les serre de trop près, Je défends les lis et les roses, Avec le secours de veillets. Das Mieder im französischen Rätsel.

Ludwig XV. sandte den Marquis La Fare auf Beschau zur Prinzessin von Sachsen. Nach Erledigung des Auftrags erschien der Marquis vor dem König, um submisset zu berichten.



Photographie von Thurmann in Wien.

Eine deutsche Wienerin, 28 Jahre alt.

— Wie stehts mit meiner zukünftigen Schnur? war Sr. Majestät erste Frage.

— Sire! Ich fand ihre Hoheit in bester Verfassung; sie geruht vorzüglichste Manieren zu haben, ein höchst vornehmes Aussehen, sehr schöne Hände, ausnehmend . . .

— Paperlapap! unterbrach ihn heftig der König, frag ich darnach? Hat sie Brüste?

— Oh! Sire, erwiderte verlegen stammelnd La Fare, ich hätte mich niemals vermessen, meine Blicke dorthin zu richten . . .

— Nun wohl, Herr Marquis, sagte darauf der König, Sie sind — es bleibt unter uns — ein Heuochs; die Tuteln sind ja die Hauptsache, auf die man bei einem Weibsbild schauen muss!

Wie gross ist doch die Zahl der Männer, die gerechten Anspruch auf diese Bezeichnung haben! Für sie ist die Anmut bloss ein Wort, das nur in der Einzahl abzuwandeln ist, für uns des Lebens Reiz.

Aus dem Glanz lockender Frauenaugen zucken Blitze ätherischer Liebe, aus der knospenden Fülle des jungfräulichen Busens aber spriesst „die ewig wache

Liebessehnsucht des Weibes“ hervor, wie Leo Norberg sinnig bemerkt. Unter den sekundären Geschlechtcharakteren nehmen die Brüste wohl die allervornehmste Stellung ein, wie dies Bartels und Lombroso mit Nachdruck betonen, lauscht man jedoch den Dichterstimmen der Völker, so muss man statt sekundär primär sagen; denn bei ihnen trifft der ästhetische Geschmack die Entscheidung, der aber rückt den Geschlechtcharakter der Brüste an die erste Stelle. Nach Lombrosos Erklärung waren die Brüste ursprünglich nichts anderes als ein organe maternel secondaire, das sich späterhin zu einem Organ der Liebe entwickelt habe, gleichwie die Gesässfettwülste der Hottentottin, die dem Kinde zur Wiege und später zur Schaukel dienen. Um dies zu erhärten, spricht er in einem Atem den Frauen der „wilden Völker“, namentlich afrikanischen, das Verständnis für Liebe ab und behauptet kaltblütig, bei Homer und Hesiod fände sich keine einzige Erwähnung der Lippen, Brüste und des Kusses! Dass die Negerin ebenso Liebe fühlt, wie irgend eine Europäerin, nur etwas hitziger, beweisen sattsam zahllose Liebesliedchen aus Afrika, was aber die Brüste zur Zeit ihres Ursprungs, etwa in der Triasperiode gewesen sein mögen, interessiert uns wenig, die wir uns nur der Betrachtung zeitgeschichtlicher Frauen weihen.



Photographie von Dr. Wilhelm Wertheimer in Kaltenleutgeben.

Arabische Bauchtänzerinnen in Kairo.

Manche Gelehrte schweifen zuweilen in solche Fernen, dass ihnen kein Dichter folgen mag, manche wieder schwingen sich nicht über den Witterungumkreis ihrer Nase hinaus. Warum der Busen einer schönen Frau einen besonderen Anreiz auf den Mann ausübt, erläutert z. B. Dr. Erasmus Darwin damit, dass unsere allerersten angenehmen Eindrücke von Wärme, Ernährung und Erholung von dieser wichtigen Quelle herrühren. Die Hinfälligkeit dieser Annahme beleuchtet witzig Colton: This theory had a fair run, until some one happened to reply, that all who where brought up by hand, had derived their first pleasurable sensations from a very different source, and yet that not one of all these had ever been known to evince any very rapturous or amatory emotions at the sight of wooden spoon! Kinder, die nicht an der Mutterbrust gesogen, sondern künstlich ernährt worden, müssten also

von heftigen Liebesgefühlen beim Anblick eines Holzlöffels oder einer Saugflasche ergriffen werden. Das ist gewiss folgerichtig.

Phantasiereich nannte ein Franzose die Frauenbrust l'oreiller de l'amour, ein Liebespolster, selbstverständlich ein Kissen der zeugungkräftigen Liebe. Eine schöne Frauenbrust ist der wahre Schlüssel zu den Herzen und zu den eisernen Geldspinden der Männer. Das erfährt jeder an sich.

Dem Zauber, den ein holder Mädchenbusen ausströmt, kann kein Geschöpf widerstehen, behauptet der Völkerglaube. Sogar das fabelhafte Einhorn unterliegt ihm. Nach dem äthiopischen Physiologus fängt man es einfach so ein: „Sie schmücken eine schöne Jungfrau mit einem schönen Schmuck und setzen sie ihm gegenüber; alsobald nähert es sich ihr, springt los und wird an ihrem Busen umfasst und es nimmt die Jungfrau das Tier als Huldigungsgeschenk für den König.“ Philipp von Thaon, der im ersten Drittel des XII. Jahrhunderts dieses Tierbuch bearbeitete, sagt ausdrücklich, dass die Zähmung des Einhorns nur durch die Mädchenbrüste bewirkt wird:

La met une pucele hors de sein sa mamele
Et par odurement Monocéros la sent.

Noch tiefsinniger erklärt Heine das Wunder des Mädchenbusens in den Zeilen an Friederike:

Gott Kama lauscht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Busens weissen Zelten!



Photographie von Thumann in Wien.

Eine Oberösterreicherin, 20 Jahre alt.

Der Busen lebt, er senkt und hebt sich und das deutungreiche Leben lockt den Mann an, wie dies Mickiewicz besingt:

Ich möchte das Band von Golde sein,
Das dein Haupt umgibt mit strahlendem Schein.
Ich möchte sein das wallende Kleid,
Das deinem Busen die Hülle leiht:
Daran zu lauschen süss erregt,
Ob mir dein Herz erwidernd schlägt,

Dem Busen, den dein Hauch belebt,
Zu folgen, wie er sich senkt und hebt.

So begreift man den Ausruf des altindischen Dichters:

Wohne du an Gangesflut, sündebeschwörend quellender!
Mich lass wohnen an zarter Brust sinnebetörend schwellender!

Gleich ihm gibt weltlich gesinnt Hafis alle zukünftigen Seligkeiten leichten Gemütes hin:

Zu ewig ist die Ewigkeit für meine schwache Fantasie;
An einer warmen Wogebrust ein Wonnestündchen ist genug.

Mit einem Seitenhieb auf die Freudenvergäller preist er seine Neigung für die Brüste der Liebsten:

Es gab um einen Apfel einst
Mein Vater Edens Wonnestand;
Es gibt ihn um die Äpfelchen
Im Busen hier mein Minnebrand.

Wer nie der Schönheit Reiz geniesst
Und Seele sich und Geist erfrischt,
Der gleicht da einem Dorngebüsch
In schauerlicher Wüste Sand.



Eine Polin aus Südrussland, 23 Jahre alt.

Jeder gesunde, für die Liebe tüchtige Mann empfindet des öfteren beim Anblick eines frischen vollbusigen Mädchens gleich einem Grillparzer den heftigen Wunsch:

Schlicht diesen Streit von kämpfenden Gefühlen,
Bezähme dieses siedend heisse Blut,
Lass meinen Blick in diesen Reizen wühlen,
Lass mich der Lippen fieberische Glut
In dieses Busens regen Wellen kühlen!

Burke fordert seine Leser auf, „jenen Teil einer schönen Frau zu betrachten, wo sie vielleicht am schönsten ist: Nacken, Schultern und Brustpartie; ihre Glätte, ihre Weichheit, ihr sanftes, kaum merkliches Anschwellen, die stets wechselnde Oberfläche, die nirgends selbst für den kleinsten Raum dieselbe ist; die berückende Holdheit, über die das Auge hier entzückt hingleitet, ohne zu wissen, wo es festhaften soll oder wohin es im nächsten Augenblick gelockt werden wird! Ist dies nicht eines der vollkommensten Beispiele jener beständigen und doch an keiner

Stelle bestimmt wahrnehmbaren Abwechslung und Veränderung der Oberfläche, die eine der Hauptbestandteile der Schönheit ist?“ Burkes Entzücken erinnert an eine Bemerkung seiner Landsmännin Lady Mary Wortley Montague in ihren Letters and Works (1717) über die Türkinnen, die sie in den Bädern zu Sofia gesehen: „alle waren splitternackt, weder Schönheit noch Mangel war verborgen . . . Sie bewegten sich mit derselben majestätischen Grazie, die Milton von unserer Stammmutter rühmt. Ich habe mich hier von der Richtigkeit einer Betrachtung überzeugt, die ich oft gemacht habe, nämlich, dass, wenn es Mode wäre, nackt zu gehen, das Gesicht kaum beachtet würde“. Drei Tage lang, sage ich, denn die Gewohnheit des Anblicks stumpft vollkommen gegen den Reiz der Nacktheit ab und man sucht die wahrhafte Schönheit wieder nur in den Gesichtzügen der Frau. Die „berückende Holdheit“ kommt jedem Körperteile einer schönen Frau zu, wenn wir ihn zuweilen enthüllt erblicken und eine kluge Frau wird sich hüten, sich selbst ihrem sie vergötternden Ehegemahl oder Geliebten des öfteren als Stammmutter im Paradiese zu zeigen, weil sie ihm dadurch nur zu bald gleichgültig wird. Das verborgene erweckt die Begierde, die langsame, zögernde Enthüllung steigert die Neugierde, erzeugt die süsse Überraschung, dann bewahrheitet sich Puskins Wort:

Begierde atmen ihre Brüste,
Der sinnlos heisse Blick umflort sich im Gelüste
Und reizt die Sinnlichkeit zur Wut . . .

Mit Bedacht lässt Voltaire Almona (im Zadig) vor dem Oberpriester „ihrer weissen Brüste schauernde Nacktheit“ (Stephan Mallarmé) allmählich entfalten: alors elle laissa voir le sein le plus charmant que la nature ait jamais formé: un bouton de rose sur une pomme d'ivoire n'eût paru auprès que de la garance sur du buis et les agneaux sortant du lavoir auraient semblé d'un jaune brun. Eines solchen Schauspiels entsinnt sich auch Faust in der Walpurgisnacht:

Einst hatt ich einen schönen Traum;
Da sah ich einen Apfelbaum,
Zwei schöne Äpfel glänzten dran,
Sie reizten mich, ich stieg hinan.

Die Schöne: Der Äpfelchen begehrt ihr sehr
Und schon vom Paradiese her.
Von Freuden fühl ich mich bewegt,
Dass auch mein Garten solche trägt.

Von Loyse Labé, genannt la belle Cordière sang (um das Jahr 1550) einer ihrer Anbeter:

Celui qui contemple son sein,
Large, poli, profond et plein,
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit son tetton rondelet
Voit deux petits gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire,

Colardeau widmet dem Busen der Huldin die Zeilen:

. . . . ce sein, la première parure
Que reçoit la beauté des mains de la Nature:
Demi — globe enchanteur, dont le double contour
Palpite et s'embellit sous la main de l'Amour.

Witkowski hat bloss zwei Grossoktavbände mit Aussprüchen über den Busen zusammengestellt und darin fehlen meine Zitate. Es kostete wenig Mühe, noch weitere zwei Bände beizusteuern, doch wäre der Gewinn davon gering, denn der Kreis der Einfälle ist beschränkt und nur die Abwechslung im Einerlei ebenso gross als ermüdend, wo der Anblick der Erscheinung in Natur fehlt. Und auch der genügt nicht auf die Dauer dem Manne. Einem einen vollen Busen zeigen und nicht erlauben, ihn zu betasten, sagt Witkowski selber, heisst, den Beschauer neuen Tantalusqualen unterwerfen. Mercier de Compiègne meinte seinerseits, das wäre eine Verurteilung zum Tode Mosis, der im Angesichte des gelobten Landes, das er nicht betreten durfte, seine Seele aushauchen musste. Wir Deutschen halten uns ans Kuplet Kaspars im „Freischütz“:

Kartenspiel und Würfellust
Und ein Kind mit runder Brust
Hilft zum ewigen Leben!

* * *

Über das Mass der Brüste ist man nicht einmal innerhalb derselben geographischen Provinz einig, geschweige denn unter den Völkern. Anakreon der Dichter meinte, eine schöne Zitze dürfe nicht grösser als zwei Taubeneier sein, die griechischen Plastiker waren weniger bescheiden als er. Eine Liebes- und Lebenskünstlerin, wie Ninon de Lenclos sagte: ‚Une femme en a toujours assez, quand elle a de quoi remplir la main d'un honnête homme.‘ O. Masson pflichtet ihr in seinen Litanies des seins bei:

Pourvu que nous trouvions en somme
Ce que les mains d'un honnête homme
En leurs dix doigts peuvent saisir,
Il nous suffit, et n'ayez cure
D'outrepasser cette mesure
Qui convient à notre désir.

Er schwärmt eben für apfelförmige Brüste der aufblühenden Jungfrau. Mit ihm stimmt die Mehrheit aller romanischen Dichter und Ästhetiker überein, doch bemerkt Dionis, ein älterer französischer Brüstekritiker, solche Brüste wären ‚pour estre propres à inspirer de l'amour; mais ce ne sont pas les meilleures ni les plus capables de contenir le lait‘.

Finck meint, übermässig entwickelte Büsten wären häufig das Ergebnis eines zu reichlichen Fettgenusses im Verein mit Mangel an Bewegung in freier Luft, die das Fett aufzehren würde. Die harte Feldarbeiten verrichtenden Hanakinnen und Bošnjakinnen, die sich zudem hauptsächlich von Erdäpfeln, Zwiebeln, Knoblauch und altem Schwarzbrot nähren, können sich weder über zu reichlichen Fettgenuss noch über Mangel an Bewegung in freier Luft beschweren, doch haben sie zumeist so übermässig entwickelte Brüste, dass jede davon an drei unserer im Fettgenuss aufgehenden Salondamen genug abzugeben vermöchte ohne selbst allzusehr zu verarmen.

Die Form der Frauenbrüste regte frühzeitig dazu an, daraufhin „Rassenunterschiede“ anzunehmen. Juvenal fiel es auf, dass auf dem Eiland Meroë die Frauenbrüste grösser als die Säuglinge wären. Seine Verallgemeinerung war zu vorschnell. Einen unsicheren Wert hat auch Hyrtls Bemerkung: „Nur die Brüste

der weissen und gelben Rassen sind im jungfräulichen, kompakten Zustande halbkugelig; jene der Negerinnen dagegen unter gleichen Verhältnissen des Alters und der Körperbeschaffenheit mehr in die Länge gezogen, zugespitzt, nach aussen und unten gerichtet, kurz, mehr euterähnlich."

Eine Durchsicht der Bilder in den Streifzügen und im vorliegenden Buche zeigt schon, wie wenig Hyrtls Worte begründet sind. Zieht man die Guslarenlieder der Bosnier zu Rate, so muss man glauben, dass bei den Frauen ausschliesslich die einzig verherrlichten, harten, apfelförmigen Brüste vorkämen. Indes sind die bloss das Schönheitideal des Volksdichters, in Wirklichkeit aber sieht man ungleich häufiger bei Mädchen birnen- und bei älteren Frauen nichts weniger als schöne sackförmig hängende Brüste, nicht anders als bei Negerinnen.



Eine Polin aus Westgalizien.

Zutreffend hebt Bartels hervor: „Man darf nicht vergessen, dass jegliche Frauenbrust eine Reihe von Phasen in ihrer Entwicklung durchzumachen hat, je nach dem Lebensalter der Trägerin, welche durch ganz verschiedenartige Formgestaltung gekennzeichnet sind. Wenn man von allen diesen Entwicklungphasen der Brust desselben Individuums getreue Darstellungen miteinander vergleichen würde, so könnte man bisweilen in die Versuchung kommen, zu glauben, dass man die Brüste ganz verschiedener Individuen vor sich habe. Man muss daher bei dem Urteil, welches man über die Form der Brüste fremder Nationen abgibt, recht sorgfältig berücksichtigen, in welchem Lebensabschnitte sich die Besitzerinnen der betreffenden Brüste befinden."

Bartels bezeichnet die Formen, nach denen die Brüste unterschieden werden müssen, ihrer Grösse nach: als 1. stark oder üppig, 2. voll, 3. mässig und 4. als

schwach, klein oder spärlich, dann nach der Festigkeit, beziehungsweise dem grösseren oder geringerem Grade der Straffheit, als 1. stehend, 2. sich senkend, 3. als hängend; endlich vier Hauptgruppen der äusseren Form nach: 1. schalenförmige, 2. halbkugelige, 3. konische und 4. ziegeneuterähnliche Brüste. Witkowski vermerkt dagegen aus Dichtern, zumeist französischen fünfundsechzig verschiedener Bezeichnungen, lauter Vergleiche, von denen der grössere Teil schon ihrer Schönheit wegen eine Einreihung in den wissenschaftlichen Wortschatz verdiente.

Selten gedenken unsere Dichter der Brustwarzen, „der Brüstchen Rosenknospen, die epigrammatisch gefeilet" (Heine) und fast nie der Brustwarzenhöfe. Beide sind bei jenen Brüsten, die am meisten unseren Schönheitsinn befriedigen, kaum rosig angedeutet. Sie entwickeln sich erst bei völlig ausgereiften, zumal bei Mutterbrüsten, die der Dichter auf ihre Schönheit hin gemeiniglich nicht häufig zu



Eine Wienerin von magyarischer Abstammung.

besingen pflegt. In ethnologischer Hinsicht sind Warzen und Höfe noch nicht genügend gewürdigt worden. Bartels unterscheidet nach der Grösse kleine, mässige, grosse und riesige, nach der Form scheibenförmige, flachschalenförmige, halbkugelförmige und fast kugelförmige Brustwarzenhöfe und nach der Färbung beim lichthäutigen Menschenschlage fleischfarben, hellrosa, dunkelrosa, bräunlich, dunkelbraun und selbst schwarz, die Brustwarzen wieder der Grösse nach in fehlende, kleine, mässige und grosse und der Form nach in ganz verstrichene, knopfförmige, niedrig zylinderförmige, halbkugelige, zapfenförmige und fingergliedförmige. Alle diese Abstufungen finden natürlich ihre besonderen Schätzer und Verehrer unter den Männern.

* * *

Das vielberufene Mieder hat zwei Aufgaben zu lösen: seiner Trägerin eine schlanke Taille zu schaffen und einen sicheren Halt und Schutz den Brüsten zu

geben. Vom ersten Anfang an ist das Mieder eine Erfindung der Männer, zu deren kriegerischem Rüstzeug es als Panzer gehörte, wie dies Witkowski sehr ansprechend darzulegen versucht. Seinen ursprünglichen Charakter hat es beibehalten auch als Werkzeug der Frauen zur Herumkriegung der Männerwelt. Auf die Umfrage einer Wiener Zeitung: „Wie denken Sie über das Mieder?“ beschied eine Dame der höheren hiesigen Gesellschaft: „glücklich die, die es nicht braucht!“ Dies Glück ist recht zweifelhafter Natur. Das Mieder erfüllt auch noch den guten Zweck, eine Stütze für das Gewicht der vielen Ober- und Unterröcke der Frauen abzugeben und die Brust zu entlasten. Darüber kommt man nicht hinweg, dass Frauen, um uns Männern zu gefallen, ein Mieder tragen müssen; denn von Homer, den altjüdischen und altindischen Dichtern angefangen bis auf Goethe und die Guslaren klingt immer wieder der Preis der schlanken Taille. So z. B. spricht Hafis, der kundigste Frauenleibeinschätzer:



Eine mährische Slavin aus der Gegend von Brünn.

Die subtilste Quaestion,
Ein Problem, so schwer wie keines,
Ist Suleimas Taille mir.
Denn sie ist so wunderfein,
Dass sie als ein nichts erscheint,
Und doch ist sie auch ein etwas;
Sein und nichts, die Gegensätze
Bilden hier ein einfach eines —
Mein Verstand, was sagst du hier?

Die Minnesänger der staufischen Zeit preisen die Mitte des Rumpfes, wenn er schmal, wie gedrechselt, biegsam ist; „si was enmitten cleine und umb den gürtel wol gedrât,“ oder: „als ein âmeize gelenket.“ Auch Wolfram im Parzifal braucht dieses Bild von der Ameise. So hat man durch Pressungen nicht nur die Brust nach der kirchlich empfohlenen Weise niedergehalten, sondern auch den Leib verengt.

Ja, den Leib verengt, verkrüppelt, entstellt, entartet, gleichwie der Fuss der Chinesin aus reichem Hause zu einem widerlich hässlichen Klumpen infolge ständiger Einschnürungen verkümmert. (Siehe das Bild auf S. 215). Gesundheitgefährdende Übertreibungen untergraben die Schönheit und vernichten die Anmut, das ist gewiss richtig und man sollte jeden, der aus Eitelkeit gegen sein kostbarstes Gut, die Gesundheit wütet, wie sonst einen Selbstmörder gerichtlich zur Verantwortung ziehen. Missbrauch einer guten Erfindung darf nicht ungeahndet bleiben. Gewöhnlich treten die Medici von Berufswegen gegen das Mieder auf. Kaiser Josef II. wollte auf Anraten der Ärzte das Schnürleibchen aus der Mode bringen und verfügte zur Abschreckung, dass alle wegen Verbrechen zu Freiheitstrafen verurteilten Frauen während der Dauer ihrer Gefängnishaft Mieder tragen müssen. Sehr bald aber

überzeugte er sich, dass die Einsicht der unbestraften Frauen grösser sei als sein Machtgebot.

Die Aufzählung der von den Ärzten gefundenen und erfundenen Krankheiten, die aus dem Miedertragen entstehen, umfasst bei Witkowski volle fünf Seiten, dagegen gehen die Anpreisungen der Vorzüge des Miedertragens sehr in die Breite, aber sie wirken überzeugender als die Verdammungen. Sehr vernünftig fasst alles für und wider Witkowski in seiner Schlussbetrachtung zusammen: Le corset doit être un tuteur de la taille et non un oppresseur. Se n'est pas parce que certaines femmes, atteintes de la passion bizarre appelée l'ivrognerie de la constriction, abusent d'un vêtement, utile par lui-même, qu'il faut en rejeter l'emploi; ce serait aussi illogique que de demander la suppression des chaussures parce que beaucoup de personnes les endurent trop étroites et ont des cors aux pieds. Suivez donc, mesdames, le conseil de Batard: „Puisque la mode est plus forte que la raison, portez des corsets, mais ne vous serrez pas.“ Ou si vous préférez que je termine par un mot de la fin, souvenez-vous de cet aphorisme: „Le corset ne sert que s'il ne serre pas.“ En effet, tout vêtement qui serre dessert la santé.

Die Einschnürung braucht nicht weiter zu gehen, als dass der Geliebte bequem seinen Arm um den Leib der Schönen legen kann. Solches wohlberechnete Mass vermag den Liebhaber zur tollen Begeisterung zu entflammen, wie einen Hafis:

Wehe mir, mein Rosenkränzlein,
  Weh, es ist entzwei gesprungen,
Denn zu heiss um deine Hüfte
  Hatte sich mein Arm geschlungen!

* * *

Die Brüste sind die letzte Gabe, mit der die Natur das Weib zur Vollendung seiner Reize ausstattet und ach! auch die erste Stelle, wo der Verfall der Anmut beginnt. Was ist naheliegender, als dass sich das Weib ängstlich bemüht, den Besitz ihres Vorzuges möglichst lange zu erhalten oder ihn vielmehr vorzutäuschen. Die dem Sport übermässig huldigenden Frauen sind auf künstliche Nachhilfen am meisten angewiesen; denn ihre Brüste verkümmern zu früh unter dem Einfluss erbarmungloser Leibübungen. Sie werden davon von selber abkommen; denn die Frauen haben ihre schönen Brüste

. . . . aus Lilienschimmer aufgeballt,
Schwellend in vollkommner Runde (Hafis)

allzeit als einen ihrer grössten Reize betrachtet und es nicht verabsäumt, mit ihnen Staat zu machen, wenn es sich ihnen verlohnte und sich nicht minder verpflichtet gefühlt, einen abfälligen Mangel nicht zu verraten. Wenn sich Frauen gegen die Enthüllung des Busens aussprechen, so verdammen sie gewöhnlich einen Vorzug, der ihnen im besonderen abgeht.

Das Mieder, das die Brüste hoch hinaufdrückt, hat ja den offenkundigen Zweck, den Umfang des Fürtrages recht sinnfällig zu gestalten. Es ist eine uneingestandene, doch deutliche Absicht des Weibes, die sie auszeichnende Schönheit, die eine günstige Mutterschaft zu verbürgen scheint, dem Manne als Lockmittel vorzuhalten. Die Prediger des XVI—XVIII. Jahrhunderts zeterten und wetterten gegen solchen Unfug und die angebliche Schamlosigkeit, zumal dann, wenn die Frauen ihre Brüste unverhüllt in voller Üppigkeit zeigten. Abraham a Santa Clara predigte einmal im Wiener Stefansdome in Anwesenheit der Hofdamen: ‚Alle Frauen, die ihre

Brüste nackend zur Schau tragen, sind wert, dass man ihnen darauf spucke'. Die Damen führten deshalb vor der Kaiserin Maria Theresia Beschwerde und der Prediger ward verhalten, am nächsten Sonntag zu widerrufen. Da erklärte er reuig: ‚Alle Damen, die ihre Brüste nackend zur Schau tragen, sind nicht wert, dass man ihnen darauf spucke!'

Nicht minder abscheulich liess sich sein protestantischer Zeitgenosse Christian Tobias Ephraim Reinhard in seiner satyrischen Abhandlung von den Krankheiten der Frauenspersonen, welche sie sich durch ihren Putz und Anzug zuziehen (Leipzig 1757), aus. Die Schamlosigkeit ist diesmal gewiss mehr auf Seiten des verbissenen Eiferers als der von ihm begeiferten Frauen. Die folgende Anführung entnehme ich Bartels: ‚Freylich entblössen die Frauenspersonen ihren Busen nicht vor die Lange Weile, freylich eröffnen sie ihre Fleischbank nicht umsonst, und freylich legen sie ihre Waaren nicht ohne Ursachen aus, ebenso wie der Vogelsteller seine Lockspeisen niemals ohne Grund auszusetzen gewohnt ist, sondern allemal die Absicht hat, die Vögel damit zu betrügen und in das Garn zu locken. Die Schönen haben den Fleischhauern die Kunst recht meisterlich abgelernt; denn diese, wenn sie einen Nierenbraten recht ansehnlich machen und zu ihrem Nutzen theuer verkaufen wollen, so unterstopfen sie die magern Nieren mit dem Netze; und das Frauenvolk, wenn es die Brüste scheinbarer machen will, so unterlegt es die welken Brüste beynahe mit dem ganzen Wäschgeräthe, welches es besitzt, damit die lieben Ihrigen desto besser in die Höhe treten, aufschwöllen und ansehnlicher werden möchten, da es denn natürlich so aussiehet, als wenn die Brüste vor Geilheit aus dem Busen laufen wollten. Man muss also solche gebrüstete Schönheiten immer erinnern, gute Achtsamkeit zu haben, damit sie ihre Habseligkeiten nicht gar einbüssen möchten!'



Eine Dänin (Dörflerin), 22 Jahre alt.

Das ist rein Honigwasser gegenüber den bitteren Auslassungen anderer Frauenbrüstehasser in romanischen Landen, wie ein Vergleich mit den Auszügen

bei Witkowski zeigt. Es war dazumal eben Mode gegen die Brüste, wie heutzutage gegen das Mieder, loszudonnern und man überbot einander in Schmähreden. Waren die Wutausbrüche wirklich etwas anderes als eine gut einstudierte Komödie, echte Tartuffiaden? Tartuffe spricht scheinheilig zu Dorinen:

...Ah! mon Dieu, je vous prie,
Avant que de parler, prenez-moi ce mouchoir!
... Couvrez ce sein que je ne saurais voir!
Par de pareils objets les âmes sont blessées
Es cela fait venir de coupables pensées.


Eine Dalmaterin, 19 Jahre alt.

Papst Innocenz XI. (1676–1689) belegte die Frauen, die Arme und Brüste entblössten, gar mit dem Bannfluche! Ein arger Busenverächter war auch Ludwig XIII. (1610–1643). Für mich sind die Frauen, sagte er einmal zu Bassompierre, nur [vom Scheitel] bis zum Gürtel keusch. – Darauf bemerkte schlagfertig der Marschall: Sie sollten ihn darum an den Knien tragen.

Während die geistlichen Tugendwächter mit aller Rede- und Schreibwut einen Kampf gegen die Brüste ihrer Zeitgenossinnen führten, besannen sie sich nicht im geringsten, dieselben sonst verpönten Eigentümlichkeiten, wenn die Rede auf die himmlische Gnadenmutter kam, mit aller sinnlichen Glut als die höchsten Vorzüge zu feiern. In diesem Falle besprachen sie alle Einzelheiten des Frauenleibes mit einem so gründlichen Lobe, dass man annehmen muss, die heiligen Väter haben sich allzuliebevoller Studien an lebenden Modellen beflissen. Es widerstrebt mir, Proben solcher Stilübungen zu wiederholen.

* * *

In manchen Erdstrichen pflegen, die Frauen ihre Brüste durch Tätowierungen und Schnittnarben zu schmücken, vorzüglich besteht diese Mode bei Negervölkern. Hie und da bemalen Frauen ihre Brüste mit verschiedenen Zieraten,

die sich leicht abwaschen lassen. In Europa ist diese Spielerei wohl äusserst selten. Unter vielen tausenden Bildern nackter und halbnackter Frauen, die ich durchgesehen, traf ich nur eines mit einer solchen Brustausschmückung und ich nahm es in die Anmut auf. Es ist die Albina auf S. 78 ohne und auf S. 224 mit der Bemalung, die sie unzweifelhaft besorgen liess, um das grelle Weiss ihrer Haut durch das farbige Ornament zu mildern und den Reiz ihrer üppigen Brust zu erhöhen.

Der „Akzentuierung des Busens", wie Dr. Iwan Bloch sagt, dient auch die uralte Mode der Busenringe, die in Paris und London wieder aufgetaucht ist. Bloch meint, sie entspräche „durchaus den Nasen- und Lippenpflöcken der Wilden". Der Vergleich ist nur äusserlich; denn die Funktionen da und dort sind verschieden und der Zweck des Schmuckes wesentlich ein anderer. Zur Befestigung dieser „anneaux de sein" durchbohrt man die Brustwarzen und zieht dann goldene Ringe, oft edelsteingeschmückte, durch. Offenbar will man dadurch die Hässlichkeit der Brustwarze und des Brustwarzenhofes mildern. Auch Kleopatra soll solche Busenringe getragen haben. Alte italienische Romanzen erwähnen des gleichen Schmuckes. Auf manchen Inseln des griechischen Archipels herrscht die Sitte, den heranwachsenden Mädchen goldene Ringe nicht durch, sondern über die Brustwarzen zu ziehen, so dass sie ins Fleisch einwachsen. Bloch vermutet gleich Witkowski, dass auch die halbkugelförmigen, aus leichtem, dünnen Holze verfertigten und vielfach geschmückten ‚Busenetuis' der indischen Bajaderen — in Indien beschränkt sich die Mode nicht auf die Tempeldienerinnen — der Busenplastik dienen, tatsächlich sollen sie zunächst gegen Insektenstische Schutz gewähren und den schlappen Brüsten einen Halt geben, damit sie nicht hin- und herpendeln.

Der wirklich ästhetisch veredelte Sinn des Kulturmenschen entbehrt gern aller und jeder durch Schnitte, Narben und Ringe erzielten Verschönerungen der Frauenbrüste. Für ihn sind die Worte in Haydens Jahreszeiten eine Devise:

Aussen blank und innen rein
Muss des Mädchens Busen sein.

Ausnahmweise trägt zur Erhöhung der Anmut eine venezianische Perlen- oder eine Korallenschnur bei, an der ein Medaillon oder ein goldnes Kreuz hängt, das sich halb und halb dorthin senkt, wo:

Unsäglich entzückend ist die Cäsur,
Die streng den Busen teilet. (Heine.)

Solchen Schmuck besingt Pope im Lockenraub (II. 8):

On her white breast a sparkling cross she wore,
Which Jews might kiss, and infidels adore.

„An ihrer weissen Brust trug sie ein funkelnd Kreuz, das Juden hätten küssen und Heiden anbeten mögen". Da muss man denn beim Anblick solcher Herrlichkeit mit Papst Gregor XVII. ausrufen: è più bello il calvario que la croce!

Aphrodite und Freya sind in der Götterdämmerung untergegangen und ihre Erinnerung lebt nur in der Kunst und Dichtung unauslöschlich fort. Wenn Göttinnen vergehen, wie sollte eine staubgeborene Huldin für immer bestehen? Und doch hat ein wüster Glaube vor Zeiten den Wahn gepflegt, die Schönheit liesse sich in unvergänglicher Jugendpracht erhalten. Warmes, rotes Menschenblut galt als Mittel. Was die Sagen davon künden, war in nicht zu langer Halbvergangenheit

zuverlässig Brauch. Von Elisabet Nádasdy erzählt ein alter Bericht, der im besonderen gerade eine Erfindung sein mag, wie sie Blutopfer zur Behauptung der Schönheit ihrer Brüste zu finden verstanden. Sie verlockte ihren jeweiligen Pagen zur Minne und dann tötete sie ihn. Einer von den Auserkorenen befragte sie, wie Karel Kučera, ein čechischer Dichter erzählt:

„Sag, Herrin mein, warum dein Busen frisch und voll,
Warum die jugendliche Fülle nicht entquoll,
Da selbst die Traube welkt im Herbstes Lauf?“

Die Fürstin lispelt ihm ins Ohr geheimnisvoll:
„Mit Rosen wusch ich ihn von Jugend auf“.

„Sag, Herrin mein, warum so glatt und faltenlos
Dein liliengleicher Hals, dein nackter Leib, dein Schoss?“
„So wisse es, mein Bräutigam zur Stund!“
Sie wand sich schlangengleich aus seinen Armen los,
Und wildes Lachen zischt aus ihrem Mund:

„Mit Tau, mit Rosen nicht, mit junger Männer Blut
— Wenns hohe Wogen wirft in wilder Liebesflut —
Wasch ich den Leib, den Busen alle Zeit.
Das bleibt so blank und rein, wie Mondes Silberglut,
Doch wirkt der Zauber nur zur Vollmondzeit“.


Eine deutsche Wienerin.

Nachhelfen kann eine Huldin auch sonst noch ihren Busen mit kleinen, unschädlicheren Mittelchen, wenn er von Haus aus schön ist. Zum erben muss man Geld mitbringen, sagt unser Sprichwort. Das gilt ebensogut vom ästhetischen erben, erwerben und besitzen. Wer zur Schönheit keine Schönheit mitbringt, wird nicht schön, und je mehr einer mitbringt, um so schöner wird er. Freilich, die Nörgler kann keine irdische Schöne zum Schweigen bringen oder doch, es ergeht ihnen vielleicht wie Momos, der vor Ärger zerplatzte, weil er an Aphroditen nichts auszusetzen fand.

Aber ach! „Die Schönheit ist dem Staub verfallen!“ (Heine). Des eingedenk sollen schöne Frauen alles aufbieten, um ihre Schönheit auf die Nachwelt zu vererben, nur den innigst geliebten Mann in zärtlicher Selbstvergessenheit umfassen und die Sprösslinge der Vereinigung zur Schönheit erziehen. Um keinen

Vorwurf auf sich zu laden, mögen sie auch noch rechtzeitig einen berühmten Maler oder Bildhauer oder den besten Photographen mit der Aufgabe betrauen, die Züge und die Gestalt auf Leinwand, Papier oder in Stein zu verewigen.

Fräulein, ihr seid die grausamste, die lebt,
Wenn ihr zu Grabe diese Reize trägt
Und lasst der Welt kein Abbild!

(Shakespeare, Was ihr wollt. I. 5.)

C'est beau sans doute, mais ce n'est qu'un tableau! Zweckmässiger und gewöhnlich am billigsten ist es, wenn die Schöne einen grossen Dichter begeistert, sie in einem Gedichte zu verherrlichen; denn, wie es im Tasso heisst:

das, was vergänglich, das bewahrt sein Lied!

Die Schönen gewähren genug, indem sie schön sind. Sie sind es in erster Reihe, die den Mann beglücken, ihn zum Dichter, zum grossen Dichter machen, ihm zur Unsterblichkeit die Bahnen weisen. Darum erwecken mächtige Akkorde im Herzen und Gemüte des schönheittrunkenen Streifzüglers, der nun sein Buch beschliesst, die ewig wahren Worte eines Don Pedro Calderon de la Barca:

Der besten Glück liegt in der Hand der Frauen,
Das müssen alle Sänger rühmend sagen,
Das müsst ein Sänger stets im Herzen tragen;
Denn Lieb ist Lebensquell in Frühlingauen!

Ihr Strahlenbild taucht auf aus nächtigem Grauen, —
Da bebt die Welt in sehnsuchtvollen Klagen,
Des Meeres Wellen froh ans Ufer schlagen
Und rufen: ‚Zieh hinaus, sie wirst du schauen!‘



Eine deutsche Wienerin, 21 Jahre alt.



Verzeichnis benützter Schriften.

Albert, Dr. Eduard: Neueste Poesie aus Böhmen. I. Die der Weltliteratur conformen Richtungen. Wien 1895. — II. Die nationalen Richtungen. Mit einem Anhange, Volkslieder enthaltend. Wien 1895.

Album einer Frau. I. Hannover 1868³. II. 1869³.

Andree, Richard: Ethnographische Parallelen und Vergleiche. I. Stuttgart 1878. II. Leipzig 1889.

Antommarchi, F.: Mémoires du docteur F. A., ou les derniers moments de Napoléon I. Paris 1825.

Apuleius, Lucius: Matomorphoseon libri XI. hrg. v. Eyssenhardt. Berlin 1869.

Ariosto, Opere, Trieste 1857.

Bartels, Max: Isländischer Brauch und Volksglaube in Bezug auf die Nachkommenschaft; in der Ztschft. f. Ethnologie. Berlin 1900. S. 55 ff.

— Die Medizin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin. Leipzig 1893.

— siehe **Ploss.**

Beck, Karl: Gesammelte Gedichte. Berlin 1870³.

Behrend, Gustav: Haare, in Eulenburgs Real-Encyklopädie der gesammten Heilkunde, VIII S. 332—550. Wien 1886.

Bloch, Dr. Iwan: Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis. Dresden I. 1902. II. 1903.

Boccacio, Dekamerone, Deutsch von Soltau. Berlin 1884².

Bodenstedt: Die Lieder des Mirza Schaffy.

Böhme, Franz M. (Ludwig Erk): Deutscher Liederhort, Leipzig 1893.

Bölsche, W.: Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe. Leipzig 1903¹². I. u. II. Folge.

Böttiger, C. A.: Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. In dritter Ausgabe bearbeitet von Karl Fischer. Mit 3 Tafeln. M. Gladbach 1878.

Bohlen, Peter van: Bhartriharis sententiae (Sprüche). Hamburg 1835.

Borchardt, Wilhelm: Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund nach Sinn und Ursprung erläutert. Leipzig 1888.

Brass, Dr. Arnold: Die Entwickelung des Körpers. Wernigerode a. H. 1899.

Brücke, Ernst Wilhelm: Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt. Wien 1891.

Bürger, Gottfried August: Gedichte, hrsg. v. A. Sauer in Kürschners D. Nat. Litt. Stuttg. 1884.

Buffon: Morceaux choisis de Buffon, ou recueil de ce que ses écrits ont de plus parfait sous le rapport du style et de l'éloquence. Paris 1807.

Burns, Robert: Ausgabe der Gedichte von Paterson. Edinburgh 1888.

Burton, Richard Francis: The lake regions of Central-Afrika. London 1860, 2 B.

Byrons Werke, von Adolf Böttiger. Leipzig 1863.

Calderon, Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Übersetzt im Versmasse der Urschrift. Wien 1828.

Carus, Karl Gustav: Symbolik der menschlichen Gestalt. Leipzig 1858².

Castellani, Ch.: Das Weib am Kongo. Deutsch von Margarethe Bruns. Mit Einleitung und Anmerkungen von Max Bruns. Minden i. W. 1902.

Chavannes, E. De: La Beauté féminine. Amsterdam 1903.

Colardeau, Oeuvres de —: Le temple de Gnide IV. Paris 1779.

Colton, C. C. Rev.: Selections from Lacon or many things in few words. London 1872.

Constant, W.: Gemmen. Hamburg 1857.

Dante, hrg. v. Scartazzini, Leipzig 1874—82.

Darwin, Ch. R.: Gesammelte Werke, deutsch von Carus. Stuttgart 1875—82.

Daumer, G. Fr.: Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern. Hamburg 1846.

Delatre, Louis: Chants de l'exil. Paris 1863.

Dóczi, Ludwig: Der Kuss. Lustspiel in vier Aufzügen. Wien 1878³.

Dörfler, Anna: Todvorbedeutung im magyarischen Volksglauben, Am Ur-Quell hrg. v. Krauss. Hamburg 1892.

Dittrich, P.: Zähne (zur Umfrage Dr. Hennickes) in Am Urquell, hrg. v. Krauss. Hamburg 1895.

Dumas, Alexander: Les trois mousquetiers. Paris (o. J.).

Eichhorst, Prof. Hermann: Über den Kuss, in Fleischers Deutscher Revue. Juli 1903.

Finck, H. T.: Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Deutsch von Udo Brachvogel II. B. Breslau 1894³.

Firenzuola, Agnolo: Gespräche über die Schönheit der Frauen. A. d. italien v. Paul Seliger. Leipzig (o. J.).

Foscolo, Ugo: Lettere di Jacopo Ortis. Florenz 1858.

Geiger, Lazarus: Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. II². B. Stuttgart 1899.

Geyer, Prof. Otto: Der Mensch. Hand- und Lehrbuch der Masse, Knochen und Muskeln des menschlichen Körpers für Künstler, Architekten, Kunst-, Kunstgewerbe-, Handwerkerschulen und zum Selbstunterricht. Mit 408 Abbildungen im Text und auf vierzehn Tafeln. Stuttgart 1903.

Gizycki, Dr. Paul von: Das Weib. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur, ges. u. herausgegeben Berlin 1897.

Gladstone, William Ewart: Studies on Homer and the Homeric age. Oxf. 1858. 3 B.

Gobineau, Graf: Asiatische Novellen. Deutsch von Ludwig Schemann. Leipzig (o. J.).

Goethe's Werke. In der deutschen National-Litteratur, hrg. v. Joseph Kürschner. 1880—1898.

Goltz, Bogumil: Die Ehe und die Ehestands-Candidaten. Berlin (o. J.).

Goncourt, Edmond de — et Jules Alfred de —: La femme au XVIII. siècle. Paris 1862.

Gottfried von Strassburg: Tristan und Isolde. Übertragen von Hermann Kurtz. Stuttgart 1847.

Grabow, Hans: Die Lieder aller Völker und Zeiten aus 75 Sprachen u. s. w. Hamburg 1894.

Grillparzer. Werke. Theodor Daberkows Verlag, Wien 1903. (In der Allg. National-Bibliothek).

Günther, Dr. Reinhold: Kulturgeschichte der Liebe. Berlin 1900².

Haas, Dr. A.: Schnurren, Schwänke und Erzählungen von der Insel Rügen. Greifswald 1899.

Haase, K. Ed.: Volksmedizin, in: Am Ur-Quell, Monatsschrift f. Volkkunde hrg. v. Friedr. S. Krauss. Hamburg 1892.

Hagen, Dr. B.: Bericht über seine Reise auf Sumatra, in Petermanns Mitteilungen 1895.

Hahn-Hahn, Ida, Marie u. s. w. Gräfin, Minnelieder 1851.

Hahn, Dr. Theophil: Tsuni-Goam, The supreme being of the Khoi-Khoi. London 1881.

Haltaus, Karl: Geschichte des Kaisers Maximilian I. Leipzig 1850. S. 38 f.

Hammer, Josef von: Morgenländisches Kleeblatt, bestehend aus persischen Hymnen, arabischen Elegien, türkischen Eklogen. Aufgelesen durch —. Wien 1819.

Heines Werke, Hamburger Ausgabe.

Heinse, Johann, Jakob, Wilhelm: Sinngedichte, Halberstadt 1771.

Heller, S.: Die echten hebräischen Melodien, Übersetzungen; aus dem Nachlasse hrg. v. D. Kaufmann. Trier 1893.

Hellwald, Friedrich von: Ethnographische Rösselsprünge. Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen. Leipz. 1894.

— Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung. Leipz. 1889.

Hennicke, Dr. med. **Carl R.:** Zähne. Eine Umfrage. In: Am Ur-Quell. Hamburg 1895.

Herder, hrg. v. Lambel und Kuhnemann, in Kürschner's Deutscher Nationalliteratur, B. 74 bis 78.

Heyck, Prof. Dr. Ed.: Frauenschönheit im Wandel von Kunst und Geschmack. Mit 130 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig 1902 (B. 8 der Sammlung Illustrierter Monographien hrg. v. Hanns von Zobeltitz).

Heydenreich, Karl Heinrich: Gedichte. Leipzig 1792.

Höfler, Dr. M.: Deutsches Krankheitsnamenbuch. München 1899. (Ein für die Volksforschung unentbehrliches Werk.)

Hommel, F.: Der äthiopische Physiologus, übersetzt von —. In der Festschrift, Konrad Hofmann zum 70sten Geburtstag gewidmet von seinen Schülern. Erlangen 1890.

Hopfen, Hans: Gedichte. Gusti. Der letzte Tag. Berlin 1883.

Horaz' Sämtliche Werke. In metrischen Übersetzungen, ausgew. v. Dr. Th. Obbarius. Berlin 1866.

Hyrtl, J.: Handbuch der topographischen Anatomie. Wien 1882⁴.

Ive, A.: Canti popolari istriani. Torino 1876.

Ioannes Secundus. Deutsch von Joh. Bapt. v. Alxinger. Wien 1812.

Jordan, Wilhelm: Nibelungen. Sigfriedsage. Frkfrt. a/M. 1867/8.

Karadžić, list za srpski narodni život, običaje i predanje. Hrg. v. Dr. Tih. R. Gjorgjević. B. IV. Aleksinac 1903.

Kirchhoff, Prof. A.: Der Mundkuss eine Abart des Nasengrusses. In: Globus, LXIII. (1893) S. 14.

Klemensiewicz, Prof. Dr.: Die Haut. — In: Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde etc. hrg. vom Prof. Dr. Albert Eulenburg. IX. Wien 1887.

Klein-Hattingen, Oskar: Hölderlin, Lenau und Heine. Berlin 1899.

Kleinert, K. E.: Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit. Hamburg 1889.

Klopstock, Oden (in den sämtlichen Werken). Leipzig 1856.

Knauthe: Volksmedizinisches aus Schlesien. In: Am Urquell, Hamburg 1891.

Krauss: Sagen und Märchen der Südslaven II. B. Leipzig 1884.

— Artemidoros aus Daldis Symbolik der Träume. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Wien 1881.

— Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven. Münster i. W. 1890.

— Der Kuss bei den Südslaven. In: Das Ausland 1891.

— Von der Haarfarbe der Südslaven. — In: Das Ausland 1891 Nr. 13.

— Haarschurgodschaft b. d. Südslaven. Leiden 1894.

— Psychopathia sexualis. Ein Bericht. In der Wiener Klin. Rundschau 1903. XVII. S. 564 ff.

Kulke, Eduard: Eigene Haare. Im Wiener Jahrbuch für Israeliten. Wien 1868. S. 85—166.

Landor, A. H. Savage: Alone with the Hairy Ainu. London 1893.

Langer, Prof. Dr. Carl: Anatomie der äusseren Formen des menschlichen Körpers. Mit 120 Holzschnitten. Wien 1884.

Ledermann, Dr. R.: Die Hygiene der Haut. Im: Hygienischen Hausfreund, v. Dr. Georg Platon. Berlin 1902.

Leixner, Otto von: Ästhetische Studien für die Frauenwelt. Leipzig 1901[6].

Lessings Werke. In der D. National-Litteratur hrg. v. Joseph Kürschner.

Liebrecht, Felix: Zur Volkskunde, Alte und neue Aufsätze. Heilbronn 1879.

Lichtwers Fabeln. Berlin 1758.

Lombroso, Caesare: L'origine du baiser, In der: Nouvelle Revue. Paris 1893.

Lucretius, Titus, Carus: Von der Natur der Dinge. Übersetzt von Karl Ludwig von Knebel. Neu herausgegeben von Otto Giethling. Leipzig, Reclam.

Lukianos: Deutsch von Wieland. Leipz. 1788 bis 1791.

Magnus, H.: Das Auge in seinen ästhetischen und kulturgeschichtl. Beziehungen. Breslau 1876.

Mantegazza, P.: Die Physiologie der Liebe, übersetzt v. K. Kolberg, 5. Aufl.

Maurepas, Jean Fréderic Phélippeaux, Graf v.: Mémoires. Paris 1790—2. 4 B.

Mistral, Friedrich, Mirèio, Provenz. Dichtung, deutsch v. August Bertuch. Berlin 1900.

Molière, hrg. v. Despois und Mesnard. Paris 1873—80.

Montaigne, Michel Eyquem de: Les essais de messire Michel, seigneur de M. hrg. v. Dezeimeris und Barkhausen. Bordeaux 1874. 2 B.

Monti, Vincenzo: Poesie liriche. Florenz 1889.

Morz, Heinrich: Fred. Mistral, der Dichter der Mirèio. Deutsche Rundschau, Juli 1903.

Nitschmann, Heinrich: Der polnische Parnass. Leipzig 1875.

Norberg, Leo: Unter dem Direktorium. Drei Novellen. Zürich 1903.

Novaković, Stojan: Srpske narodne zagonetke. Pančevo 1877.

Oehlenschläger, Adam: Correggio, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Reclam.

Oldenberg, H.: Die Literatur des alten Indien. In: Deutsche Rundschau 1902.

Ovidius, Publius Naso, Werke, hrg. v. Lindemann. Leipz. 1867.

Petherick: Egypt, the Soudan and Central-Africa. London 1861.

Petranović, Bogoljub: Srpske narodne pjesme iz Bosne i Hercegovine. Belgrad 1867. S. 15. Vers 131 ff.

Petrarca, Francesco: Le rime di. — Firenze 1857.

Pfeiffer, L.: Deutsche Mystiker des XIV. Jahrh. II. 206.

— Angewandte Anatomie 1899

Pitrè, Giuseppe: Indovinelli, Dubbi, sciolilingua del popolo Siciliano. Palermo 1880. 4 B.

Platen, August, Graf von: Gesammelte Werke. In fünf Bänden. Stuttg. u. Tübingen 1853.

Ploss, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Siebente umgearbeitete u. vermehrte Auflage hrg. v. Dr. Max Bartels. Leipzig 1901.

Pohl, Dr. I.: Das Haar. Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege. Stuttg. 1902[3].

Poll, Carl: Historien. Wien 1896.

Pope, Alexander: The Rape of the lock, in der Globe-Ausgabe v. Ward. London 1869.

Popper, Josef: Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Sozialphilosophische Betrachtungen. Leipzig 1903[3].

Post, Dr. Albert Hermann: Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts. Ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis. Oldenburg 1890.

Propertius, Sextus, übers. v. Hertzberg, Stuttg. 1855.

Puschkin, Alexander: Gedichte. Im Versmass der Urschrift v. Friedrich Fiedler. Leipzig, Reclam.

Quoran, deutsch von L. Ullmann. Bielefeld 1872[8].

Rajacsich, Baron, K. K. Hptm.: Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiserthum Oesterreich lebenden Südslaven. Verfasst und aus dem Serbischen ins Deutsche übersetzt von demselben. Wien 1873.

Ranke, Joh.: Der Mensch. Leipzig 1895[2].

Ratzel, Dr. Friedrich: Völkerkunde. Leipzig 1895[2].

Rau, Hans: Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Berlin 1904.

Reuschel, Karl: Volkskundliche Streifzüge. Zwölf Vorträge über Fragen der deutschen Volkskunde. Dresden und Leipzig 1903.

Richel, Dr. A.: Lippenschmuck; im Globus. LXXXIV. 1903. S. 31—34.

Rückert, Friedr.: Gesammelte poet. Werke. Frankfurt 1880—1884.

Ruskin, John: Aratra Pentelici, six lectures on the elements of sculpture. London 1870.

Salomo: Das hohe Lied. Deutsch v. Mendelsohn.

Saphir, Moritz Gottfried: Gesammelte Werke. Brünn 1886.

Scheffel, I. V. von: Der Trompeter von Säkkingen, Stuttg. 1870.

Scheffel, I. V. von: Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit. 1892[17].

Schillers Werke. In der Deutschen National-Litteratur, hrg. v. Joseph Kürschner 1880 bis 1898.

Schlegel, Friedrich von: Sämtliche Werke, IX. Wien 1846.

Schmidt, Richard: Liebe und Ehe im alten und modernen Indien (Vorder-, Hinter- und Niederländisch Indien). Berlin 1904.

Schultze-Naumburg, Paul: Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung. Leipzig 1903.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v.: Die Frauen des Orients. Mit farbigen Tafeln, schwarzen Vollbildern und etwa 350 Text-Abbildungen. Wien 1903.
Selenka, Emil: Der Schmuck des Menschen. Mit 90 Textfiguren. Berlin 1900
Shakespeare, übersetzt von Schlegel und Tieck.
Siebel, Carl: Gedichte. Leipzig 1856.
Squier, E. G.: Peru. London 1877.
Staufe-Simiginowicz, Ludwig Adolf: Kleinrussische Volkslieder. Leipzig 1888.
Steinen, Karl von den: Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Reiseschilderungen und Ergebnisse der Zweiten Schingú-Expedition 1887—1888. Berlin 1894.
Stöckel, Helene: Aug' in Auge. Eine Plauderei. Leipzig (o. J.). II. Aufl.
Stratz, Dr. C. H.: Nymphen und Silen. Gustav Eberlein. Stuttgart 1900.
— Die Frauenkleidung. Mit 102 zum Theil farbigen Abbildungen. Stuttgart 1902[2].
— Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner. Mit 112 in den Text gedr. Abb. und 4 farb. Tafeln. Stuttg. 1902.
— Die Schönheit des weiblichen Körpers. Stuttg. 1902.
Tacitus: Germania, hrg. v. Jakob Grimm 1833.
Tasso, Torquato: Gerusalemme liberata. Übers. v. Gries. Leipzig 1874[13].
Tylor, Dr. Edward B.: Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation. Deutsche autorisierte Ausgabe v. G. Siebert. Braunschweig 1883.
Vanselow, Karl: Die Schönheit. I. Jahrgang. Berlin 1903.
Vörösmarty, Michael: Gedichte. Aus dem ungarischen von K. M. Kertbeny, Pest 1857.
Vatel: Histoire de Mademoiselle Dubarry. Paris 1882—1884.
Vienac uzdarja narodnoga O. Andriji Kačić — Miošiću na stolietni dan preminutja. Zara 1861.
Vignola, Amedée: Toutes les femmes. Paris 1901. I. 1902. II.
Waldeyer, W.: Atlas der menschlichen und thierischen Haare, sowie der ähnlichen Fasergebilde. Lahr 1884.
Wander, K. E. W.: Deutsches Sprichwörterlexikon. Leipz. 1867—1880.
Wellmer, Meta (M. Wirth): Deutsche Erzieherinnen und deren Wirkungskreis. Leipzig 1881[2].
Welten, H.: Streifzüge durch das Gebiet der Physiognomik und Mimik. In: Die Frau. Monatsschrift f. d. gesamte Frauenleben. Berlin 1894.
West, Dr. Ludwig E.: Die Prostitution bei allen Völkern vom Altertum bis zur Neuzeit. Berlin (o. J.).
Westermarck, Eduard: Geschichte der menschlichen Ehe. Aus d. Englischen v. Leopold Katscher und Rom. Grazer. Berlin 1902[2].
Wiedemann, Prof. A.: Das Schönheitsideal im alten Aegypten. In: Die Sonntagszeit. Wien 1903.
Wilken, Dr. G. A.: Über das Haaropfer und einige andere Trauergebräuche bei den Völkern Indonesiens. In: Revue Coloniale Intern. Amsterdam 1887.
Winter, Georg: Ungeflügelte Worte, zugleich Ergänzungen zu Büchmann, von Löper, Strehlke etc. Augsburg (o. J.). S. 105 f.
Witkowski, Dr. G. J.: Tetoniana. Anecdotes historiques et religieuses sur les seins et l'allaitement comprenant l'histoire du décolletage et du corset. — Ouvrage illustré de 210 figures. Paris 1898.
— Tetoniana, Curiosités médicales, littéraires et artistiques sur les seins et l'allaitement. Avec 180 figures dans le texte. Paris 1898.
Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Volksüberlieferungen. I. B. Rätsel. Wismar 1897.
Wuttke, Dr. Adolf: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart 3. Bearbeitung v. E. H. Meyer. Berlin 1900.
Zamboni, Fil.: Sotto i Flavij. Drama. Florenz 1885.

Inhalt.

